

Universität Bayreuth  
Sprach- und Literaturwissenschaftliche Fakultät  
Lehrstuhl Interkulturelle Germanistik  
Prof. Dr. Gesine Lenore Schiewer

Masterarbeit zur Erlangung des akademischen Grades Master of Arts

Thema:

**Die strahlende Erinnerung. Tschernobyl als deutsch-ukrainisches  
Mnemotop**

Verfasserin: Sofiya Bohoslavets  
Studienrichtung: Interkulturelle Germanistik  
Matrikelnummer: 1586060  
Postadresse: Justus-Liebig-Straße 3E  
95447 Bayreuth  
E-Mail: sophie.bogoslavets@gmail.com  
Abgabetermin: 01.10.2020

Erstgutachter: Dr. Peter Kistler  
Zweitgutachter: apl. Prof. Dr. Yomb May

## **Kurzfassung**

Im Zusammenhang mit dem Reaktorunfall von Tschernobyl entbrennt oft die Diskussion darüber, ob man tatsächlich eine Lehre aus der Nuklearkatastrophe gezogen hat. Die vorliegende Arbeit widmet sich der Untersuchung der kulturellen Bedingtheit einer solchen Katastrophendidaktik, indem sie die inhaltlich-funktionelle Gestaltung der Tschernobyl-Erinnerung im deutsch-ukrainischen Vergleich erforscht. Der Abhandlung liegt dabei das theoretische Paradigma der Erinnerungsorte zugrunde. Die historische Rahmung der Katastrophe sowie die Analyse der zentralen Gedächtnismedien in den nationalen Erinnerungskulturen haben gezeigt, dass Unterschiede in kollektiven Deutungsmustern von 1986 vor allem auf Differenzen des jeweiligen historischen Kontextes zurückzuführen sind. In Deutschland wurde die Bevölkerung dank der Anti-Atomkraft-Bewegung für die Gefahren der Kernenergie sensibilisiert und nach dem misslungenen Krisenmanagement der Regierung nachhaltig von der Unkontrollierbarkeit der zivilen Atomkraft überzeugt. Auch heute bekräftigt Tschernobyl den atomablehnenden Konsens in der deutschen Gesellschaft. In der Ukraine dagegen hat die staatliche Zensur sowohl vor als auch nach dem Unfall eine kritische Auseinandersetzung mit der Kernenergie verhindert. Bisher konnte sich der ukrainische Erinnerungsort zu keinem gemeinschaftsstiftenden, kohärenten Vergangenheitsbild verdichten. In der Arbeit wird aber auch diskutiert, ob Tschernobyl als primär geteilter Erinnerungsort über das Potenzial verfügt, zu einem gemeinsamen bzw. transnationalen Mnemotop aufzusteigen.

**Schlagwörter:** Tschernobyl, Erinnerungsort, Katastrophengedächtnis, deutsche Erinnerungskultur, ukrainische Erinnerungskultur, transnationale Erinnerung

## **Abstract**

Often a discussion erupts in the context of the Chernobyl Nuclear Disaster: has one effectively drawn a lesson from the Nuclear catastrophe? It is the cultural conditionality of this didactics of catastrophe to which the thesis dedicates itself. The thesis researches/investigates the framework of the Chernobyl memory in consideration of its content and function in the context of a German-Ukrainian comparison, underlaid by the theoretical paradigm of the spaces/places of memory. The historical framing of the catastrophe and the analysis of the key remembrance mediums in the national cultures of remembrance have indicated that the dissimilarities in the collective interpretation patterns from 1986 are to be traced back especially to the differences of the respective historical contexts. Owing to the anti-nuclear energy protests in Germany its citizens were sensibilised to the dangers of the atomic energy and were persuaded against it by the failed crisis-management of the German government regarding the uncontrollability of the nuclear energy. And even today the Chernobyl incident substantiates the consensus for anti-nuclear energy in the German society. Whereas in Ukraine the state censor has hindered the critical discussion on the atomic energy both before and after the disaster, to such an extent that yet Ukrainian space/place of memory has to consolidate a collective and coherent historical image. Furthermore, the thesis also discusses, if Chernobyl, as a primary divided space/place of memory, possesses the potential to ascend to a collective or rather a transnational mnemonic trope.

**Key words:** Chernobyl, Memory Spaces/Places, Catastrophe-Memory, German Remembrance-Culture, Ukrainian Remembrance-Culture, transnational Memory

# Inhaltsverzeichnis

Kurzfassung .....	2
Abstract .....	3
Inhaltsverzeichnis .....	4
Abkürzungsverzeichnis.....	5
1. Einleitung .....	6
2. Problemkomplex „Tschernobyl“: Stand der Forschung .....	12
3. Theoretische Grundbegriffe .....	16
3.1. Kollektives, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis .....	16
3.2. Erinnerungsorte .....	21
4. Die deutsche Katastrophenerinnerung .....	32
4.1. Die Schatten der Geschichte .....	32
4.2. Der historische Kontext in der Bundesrepublik .....	36
4.3. Der Super-GAU: Reaktionen und Konsequenzen in Westdeutschland .....	43
4.4. Tschernobyl und seine Wahrnehmung in der DDR .....	51
4.5. Die schlummernde Erinnerung? .....	61
4.6. Die „katastrophalen“ Narrative .....	71
4.6.1. Gudrun Pausewang „Die Wolke“ .....	71
4.6.2. Christa Wolf „Störfall. Nachrichten eines Tages“ .....	79
4.6.3. Merle Hilbk „Tschernobyl-Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben“ .....	89
5. Die ukrainische Katastrophenerinnerung .....	99
5.1. Auf der Suche nach Vergangenheit .....	99
5.2. Die Politisierung der Havarie .....	103
5.3. Eine marginalisierte Nationaltragödie .....	108
5. 4. Das schablonisierte Gedenken .....	119
5. 5. Kulturelle Annäherungen .....	127
6. Tschernobyl: Ein (trans-)nationales Katastrophenparadigma? .....	149
7. Fazit .....	165
Literaturverzeichnis .....	170
Eidesstattliche Erklärung .....	198

## Abkürzungsverzeichnis

ADN	Allgemeiner Deutscher Nachrichtendienst
AKW	Atomkraftwerk
BEK	Der Bund evangelischer Kirchen in der DDR
BRD	Bundesrepublik Deutschland
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DGB	Deutsche Gewerkschaftsbund
EKU	Evangelische Kirche der Union
GAU	Größteranzunehmender Unfall
IAEA	International Atomic Energy Agency
IBB	Internationales Bildungs- und Begegnungswerk
KFHW	Kirchliches Forschungsheim Wittenberg
KKW	Kernkraftwerk
KPdSU	Kommunistische Partei der Sowjetunion
MfS	Ministerium für Staatssicherheit
NGO	Non-governmental organization
OUN	Organisation Ukrainischer Nationalisten
RBMK	Hochleistungs-Reaktor mit Kanälen
SAAS	Staatliches Amt für Atomsicherheit und Strahlenschutz der DDR
SDAG	Sowjetisch-Deutsche Aktiengesellschaft
SDI	Strategic Defense Initiative
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
TASS	Telegrafagentur der Sowjetunion
UB	Umweltbibliothek
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
UINE	Ukrainisches Institut für Nationale Erinnerung
UPA	Ukrainische Aufständische Armee
USSR	Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik
ZfK	Zentralinstitut für Kernforschung

## 1. Einleitung

Im März 2019 hat ein Facebook-Beitrag der schwedischen Klimaaktivistin Greta Thunberg für eine „emotionale Debatte“ in Deutschland gesorgt: dass die Schülerin, die durch ihr Umweltengagement weltweit eine Vorbildfunktion erfüllt, die Frage nach Atomkraft als klimafreundliche Energieversorgung in den Raum gestellt hat, stieß hierzulande auf starke Kritik (Ehlerding et. al 2019)<sup>1</sup>. Dies hat verdeutlicht, dass der Atomdiskurs in Deutschland bis heute emotional aufgeladen bleibt und seine politische Sprengkraft nicht vollständig verloren hat. Denn die Atomkontroverse stellte über Jahrzehnte eine der zentralen gesellschaftlichen „Konfliktlinien“ (Lipset/Rokan 1967) in der Bundesrepublik dar und mündete schließlich in einen breiten Atomkonsens, der mit dem Beschluss des Atomausstiegs besiegelt wurde. Und obwohl die Entscheidung für eine atomfreie Energiewende erst 2011 nach der Nuklearkatastrophe in Fukushima ausfiel, hat die deutsche Gesellschaft bereits 25 Jahre davor eine Meinungswende erfahren: am 26. April 1986 ereignete sich in der sowjetischen Ukraine der Reaktorunfall von Tschernobyl, der „Risikogesellschaften [...] im Mark ihrer Fortschrittssicherheit getroffen“ (Beck 1986a: 659) hat. Noch heute erinnert man sich in der Bundesrepublik an die damalige soziopolitische Krise als „die Mutter aller Ausnahmezustände“ und zieht Tschernobyl zur Einordnung der aktuellen kollektiven Erfahrungen mit der Corona-Pandemie heran (Kassel 2020) – als „Urereignis der Erwartung künftiger Katastrophen“ (Dimbath/Heinlein 2020: 6) prägt Tschernobyl bis heute das deutsche Katastrophengedächtnis. Aber auch in anderen europäischen Ländern hat die radioaktive Wolke ein Umdenken in Bezug auf die Kernkraft ausgelöst: italienische Bürger haben sich bereits 1987 in einer Volksabstimmung für die Abschaltung aller Atomanlagen entschieden; in Österreich wurde mit Tschernobyl die Atomdebatte endgültig beendet – das einzige je gebaute Atomkraftwerk in Zwentendorf ging nie in Betrieb (Bayer 2014: 182f).

In seinem berühmten Aufsatz *Der anthropologische Schock. Tschernobyl und die Konturen der Risikogesellschaft* hat der Soziologe Ulrich Beck verkündet, dass „die Grenzziehungen der Nichtbetroffenheit“ nach Tschernobyl obsolet erscheinen: die Strahlung „ist nichtselektiv, global, kennt die Unterschiede nicht, die unsere Welt bisher aufbauten: Kommunisten und Kapitalisten, Frauen und Männer, arm und reich, Gegensätze zwischen Kulturen, Nationen und Militärblöcken“ (Beck 1986a: 657). Doch mit dem Blick in Richtung Osteuropa muss diese Aussage eingeschränkt werden: der entgrenzten Wirkung der Radioaktivität steht hier die begrenzte nationale Politik gegenüber. In Ungarn, Tschechien, Slowakei, Slowenien, Bulgarien und Russland werden weiterhin Reaktoren sowjetischer Bauart benutzt; Weißrussland, das bis heute die Folgen des

---

<sup>1</sup>Die Quellenangaben ohne Seitenzahl beziehen sich in der vorliegenden Arbeit auf Internetquellen, bei denen keine Seitenzahlen vorhanden sind.

radioaktiven Fallouts von Tschernobyl nicht überwunden hat, nahm sein erstes AKW im Sommer 2020 in Betrieb; Polen, das bisher keine Atomkraftwerke besitzt, rechnet mit dem Atomeinstieg ab 2033 (Mitteldeutscher Rundfunk 2019). Außerdem bemühen sich osteuropäische EU-Länder aus finanziellen Gründen um die Anerkennung der Atomenergie als saubere CO<sub>2</sub>-Alternative (Fischer /Hoppe 2019). Auch die Ukraine setzt nach wie vor auf die Kernkraft, trotz ihres „strahlenden“ Erbes: mehr als ein Viertel des Energiebedarfs deckt das Land durch den lokalen Atomstrom ab (Ukrstat 2018). In diesen Ländern scheint Tschernobyl beachtliche radioaktive, aber keinerlei mentale Spuren hinterlassen zu haben.

Mit solchen Differenzen in der nationalen Atompolitik geht ein Grunddilemma einher: „nukleare“ Entscheidungen dürfen auf der nationalen Ebene getroffen, „nukleare“ Auswirkungen müssen aber auf der transnationalen Ebene verantwortet werden. Das häufige Argument, die Atomkraft sei eine Glaubenssache, hat Tschernobyl bereits in 1986 außer Kraft gesetzt; spätestens nach der Katastrophe von Fukushima scheint die Abkapselung der nationalen Interessen in Fragen Kernenergie als politische Ignoranz, denn: „Was jeden treffen kann, betrifft jeden“ (Anders 1986: 95). Warum also wird die Atomkraft bis heute in nationalen Schranken gedacht. Warum haben manche Länder die Lehren aus Tschernobyl und Fukushima gezogen, selbst wenn es immense finanzielle Verluste gezeitigt hat, während andere Staaten ungeachtet der ausgereiften Technologie für Erneuerbare Energien ihre Zukunft mit Atomkraft verbinden? Wo verläuft die Trennlinie zwischen einem „anthropologischen Schock“ (Beck 1986a) und einer partikularen Wahrnehmung von grenzübergreifenden Katastrophen? Die Essenz jener Reflexionen hat der Philosoph Peter Sloterdijk schon bald nach Tschernobyl auf den Punkt gebracht, indem er fragte: „Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?“ (Sloterdijk 1989: 102).

Vermutlich braucht man nur eine Katastrophe, wenn man sie nicht vergisst. Tschernobyl, das Symbol „für die Unbeherrschbarkeit der Atomtechnik“ und „für menschliche Hybris“ zugleich (Gerndt 1990: 159), scheint heutzutage der Geschichtswissenschaft überantwortet zu sein: „Die Domäne des Historikers beginnt dort, wo die Vergangenheit nicht mehr 'bewohnt', d.h. nicht mehr vom kollektiven Gedächtnis lebender Gruppen in Anspruch genommen wird“ (Assmann 1992: 44). Die Erinnerung an Tschernobyl gehört aus der transnationalen Perspektive zu „einem noch immer latenten sozialen Gedächtnis“ (Assmann 2014: 229) und erlebt seine Konjunktur fast ausschließlich an „runden“ Jahrestagen. Doch nicht nur der Gegensatz zwischen Erinnern und Vergessen, sondern auch die Erinnerungsfigur an sich bestimmt die Grenzen der Katastrophendidaktik: „Das Gedächtnis verfährt [...] rekonstruktiv. Die Vergangenheit vermag sich in ihm nicht als solche zu bewahren. Sie wird fortwährend von den sich wandelnden Bezugsrahmen der fortschreitenden Gegenwart her reorganisiert“ (Assmann 1992: 41f). Heißt das, dass kollektive Wahrnehmungen des Restrisikos und

folglich die nationale Energiepolitik im Zusammenhang mit kollektiven (Rest-)Erinnerungen an die bisher eingetreten Nuklearkatastrophen stehen?

Die vorliegende Arbeit stellt einen Versuch dar, dieser Frage nachzugehen, indem sie die Entstehungsprozesse und die Deutungshorizonte der Erinnerung an die Atomkatastrophe von Tschernobyl aus der deutsch-ukrainischen Perspektive analysiert und diese auf soziokulturelle bzw. politische Kontexte der jeweiligen Gesellschaft bezieht. Tschernobyl wird dabei als deutsch-ukrainischer Erinnerungsort aufgefasst, zumal es in beiden Gesellschaften als symbolische Repräsentation einer in unterschiedlichem Maße identitätsrelevanten Vergangenheit fungiert. Dieses Verständnis wird auf dem Paradigma *lieux de mémoire* aufgebaut, das auf den französischen Historiker Pierre Nora (1998) zurückgeht. Für die theoretische Rahmung dieser Untersuchung sind des Weiteren die Theorien des kollektiven Gedächtnisses von Maurice Halbwachs (1985) und des kulturellen Gedächtnisses von Jan Assmann (1998; 1992) und Aleida Assmann (1999) von zentraler Bedeutung, weil sie eine systematische Analyse der Erinnerungsorte als „Kristallisationspunkte“ (François/ Schulze 2001: 18) eines Gruppengedächtnisses ermöglichen. Im Fokus dieser Abhandlung stehen die Kontext- bzw. Kulturbedingtheit der nationalen Erinnerung an die Atomkatastrophe, die es in einem transnationalen Vergleich zu verdeutlichen gilt: zu diesem Zweck wird der bilaterale Ansatz zur Analyse der Erinnerungsorte von Hans Henning Hahn und Robert Traba (2012/15) rezipiert. In diesem Sinne versteht sich die vorliegende Arbeit als qualitative Vergleichsstudie, die die Untersuchung von Sinngehalten, Funktionen und Zirkulationswegen des Erinnerungsortes Tschernobyl in Deutschland und in der Ukraine zum Ziel hat. So lautet die zentrale Forschungsfrage dieser Arbeit: Wie gestaltet sich die Erinnerung an die Nuklearkatastrophe von Tschernobyl in Deutschland und in der Ukraine? Dabei rücken die folgenden Teilfragen in den Mittelpunkt:

- 1) Welche Sinnfiguren bzw. Narrative konstituieren die Tschernobyl-Erinnerung in der deutschen und in der ukrainischen Gesellschaft?
- 2) In welchem diskursiven Rahmen sind die Sinngehalte des Erinnerungsortes entstanden?
- 3) Welche Funktionen erfüllen die jeweiligen Sinnfiguren im Identitätshaushalt der beiden Gesellschaften?
- 4) Wie wird die Tschernobyl-Erinnerung vermittelt?
- 5) Was sind die Überschneidungen und Asymmetrien des deutschen und des ukrainischen Erinnerungsortes?

Der Beantwortung dieser Fragen dienen die historische Kontextualisierung der Havarie sowie eine



inhaltliche Analyse der ausgewählten Gedächtnismedien.<sup>2</sup> Das Korpus für die Untersuchung des deutschen Erinnerungsortes setzt sich aus dem Roman *Die Wolke* (1987) von Gudrun Pausewang, der Erzählung *Störfall. Nachrichten eines Tages* (1987) von Christa Wolf und der Reisereportage *Tschernobyl Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben* (2011) von Merle Hilbk zusammen. Diese Auswahl erklärt sich daraus, dass die genannten Texte sowohl die Regionalität als auch die Dynamik der deutschen Erinnerung reflektieren: die Bücher von Pausewang und Wolf sind kurz nach dem Reaktorunfall entstanden und tragen die „frühe“ west- bzw. ostdeutsche Erinnerung an Tschernobyl; die Reportage von Hilbk lässt dagegen die Erinnerung des vereinten Deutschlands 25 Jahre nach dem Unglück erfahren. Zur Analyse des ukrainischen Gedächtnisortes wird auf lyrische Texte der frühen „Tschernobyl-Literatur“ zurückgegriffen: dazu gehören *Explosion* (ukr. *Wybuch*; 1987) von Switlana Jowenko; *Sieben* (ukr. *Sim*; 1988) von Borys Olijnyk; *Madonna von Tschernobyl* (ukr. *Tschornobyl'ska Madonna*; 1988) von Iwan Dratsch; *Guernica von Tschernobyl* (ukr. *Gernika Tschornobylja*; 1987) von Stepan Sapeljak; *Fliegende Zeilen* (ukr. *Letjutschi katreny*; 1987) und *Wij, das Atommonster, senkt die Lider aus Beton* (ukr. *Atomnyj Wij opystuw betonni powiky*; 1987) von Lina Kostenko; der Lyrikzyklus *Dies Irae* (1990) von Iryna Žylenko; *Klage nach dem Polissjaland* (ukr. *Platsch po semli poliskij*; 1999) und *Die Sperrzone* (ukr. *Sona*; 1996) von Wiktor Kordun. Diese Zusammenstellung beruht zum einen darauf, dass diesen Texten im ukrainischen Gedenken an die Katastrophe bis heute eine zentrale Bedeutung zugewiesen wird, und zum anderen darauf, dass seitdem die „Tschernobyl-Literatur“ kaum Weiterentwicklung erfahren hat. Neuere Tschernobyl-Texte, auf welche in der Untersuchung ebenso eingegangen wird, stehen zwar im Zeichen einer Erinnerungswende, verfügen aber über eine relativ geringe öffentliche Wirksamkeit. Über die literarischen Aufarbeitungen der Havarie hinaus soll auch eine inhaltlich-bildliche Analyse der Exposition des Ukrainischen Nationalmuseum Tschernobyl zur Erarbeitung der narrativen Struktur des ukrainischen Gedächtnisortes beitragen.<sup>3</sup>

Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit lässt sich in fünf große Abschnitte gliedern. Im Anschluss an die Einleitung erfolgt ein Überblick über die aktuelle geisteswissenschaftliche Forschung rund um das Thema Tschernobyl, womit auch Forschungsdesiderata angedeutet werden sollen. Das dritte Kapitel dient der Einführung der zentralen theoretischen Begriffe dieser Untersuchung. Es werden vor allem das Konzept des kollektiven Gedächtnisses von Maurice Halbwachs sowie die Theorie des kulturellen Gedächtnisses von Jan und Aleida Assmann vorgestellt. Darauf aufbauend soll das Paradigma der Erinnerungsorte von Pierre Nora sowie seine Weiterführungen rekapituliert werden,

---

<sup>2</sup>Es ist anzumerken, dass die vorgestellte Zusammensetzung des Korpus aus unterschiedlichen Textsorten bzw. die Einbeziehung eines qualitativ anderen Gedächtnismediums zwangsläufig zu strukturellen Asymmetrien in den jeweiligen Analysekapiteln führt; es steht aber nicht im Widerspruch zur Zielsetzung der vorliegenden Arbeit und kann daher vernachlässigt werden.

<sup>3</sup>Im methodischen Sinne liegt dieser Zusammensetzung des Korpus der semiotische Kulturbegriff zugrunde, der die Ausweitung der Analyse auf bildliche Darstellungen ermöglicht.

die als Grundlage für die eigene Annäherung an den Begriff fungieren. Ein besonderer Fokus gilt dabei dem Kompendium *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* (Hahn/Traba 2012/15), an dessen bilateralen Forschungsansatz diese Arbeit orientiert ist.

Im Mittelpunkt des vierten Kapitels stehen (Re-)Konstruktionen der deutschen Tschernobyl-Erinnerung. Zuerst wird ein Überblick über die deutsche Erinnerungskultur angeboten, um das nukleare Mnemotop als Teil des Ganzen verorten zu können. Anschließend wird die Geschichte der westdeutschen Anti-Atomkraft-Bewegung skizziert, die den zentralen diskursiven Rahmen für die Tschernobyl-Erinnerung darstellt; danach wird auf die Krisenkommunikation und gesellschaftliche Reaktionen in der BRD unmittelbar nach dem Unglück eingegangen. Daraufhin sollen der historische Kontext und der politisch-gesellschaftliche Umgang mit der Katastrophe in Ostdeutschland erläutert werden. Nach einem Einblick in die letzte Konjunkturphase der deutschen Tschernobyl-Erinnerung und in das aktuelle Katastrophengedenken erfolgt die Analyse der Texte von Gudrun Pausewang, Christa Wolf und Merle Hilbk.

Das fünfte Kapitel widmet sich der Bedeutung Tschernobyls in der ukrainischen Erinnerungskultur. Dafür werden zunächst das Aufkommen und der Niedergang der durch den Reaktorunfall mobilisierten ukrainischen Umweltbewegung aufgezeichnet. Anschließend werden die mit Tschernobyl verbundenen Vergangenheitsbilder zusammengefasst, die je nach Gedächtnismilieu stark variieren. Nach einer solchen Gruppendifferenzierung der Katastrophenerinnerung wird das Tschernobyl-Gedenken in seinen unterschiedlichen Ausprägungen analysiert: hier werden unter anderem Erinnerungsfiguren der Ausstellung im Nationalen Tschernobyl-Museum hinterfragt. Am Ende des Kapitels erfolgt die inhaltliche Analyse der frühen Tschernobyl-Literatur; durch das Heranziehen moderner Texte und kultureller Projekte wird eine Erinnerungswende im ukrainischen Gedächtnis offengelegt.

Im sechsten Kapitel werden die nationalen Erinnerungen an die Atomkatastrophe unter den Gesichtspunkten ihrer Sinngehalte und Funktionen zusammengefasst und gegenübergestellt. Im Zentrum des Kapitels steht auch die Frage nach Überschneidungen und Asymmetrien der nationalen Vergangenheitsbezüge. Es wird erläutert, inwiefern Tschernobyl als geteilter bzw. gemeinsamer Erinnerungsort im bilateralen Kontext aufzufassen ist. Außerdem wird die Möglichkeit einer transnationalen Erinnerung an die Nuklearkatastrophe aufgebracht. Ein Fazit mit der Zusammenfassung der Vergleichsergebnisse und ein kurzer Ausblick schließen die Abhandlung.

Die vorliegende Arbeit versteht sich dabei nur als Versuch, die Strukturen der (trans-)nationalen Erinnerung an Tschernobyl aufzuspüren, wodurch sie keinerlei Anspruch auf die Vollständigkeit der Untersuchung erhebt. Sie soll außerdem zu einer kritischen Historisierung der mit der

Katastrophenerinnerung einhergehenden kollektiven Selbst- und Fremdbilder beitragen, darf jedoch nicht den Eindruck eines monolithischen Gedächtnisortes erwecken. Die Tschernobyl-Erinnerung bleibt dem steten Wandel unterworfen und wird in Relation zu verschiedenen Teilidentitäten sowohl auf der gesellschaftlichen, als auch auf der individuellen Ebene konstituiert. An dieser Stelle sind daher die prinzipielle Polyphonie und Ambivalenz des Katastrophengedächtnisses hervorzuheben, die es mit dieser Untersuchung aufzuzeigen gilt.

## 2. Problemkomplex „Tschernobyl“: Stand der Forschung

Obwohl die Erforschung des sowjetischen GAUs bis heute als naturwissenschaftliche Domäne gilt<sup>4</sup>, sind seine soziokulturellen Auswirkungen nicht zu verkennen. Das Atomunglück hat einen Diskurs- und Wertewandel in Ost und West herbeigeführt, wurde zu einem „kollektiv geprägte[n] und bewertete[n], subjektiv akzentuierte[n] Bewußtseinsphänomen“ (Gerndt 1992: 162), was in in dieser Konsequenz auch einer sozial- bzw. geisteswissenschaftlichen Annäherung bzw. Aufarbeitung bedarf. Allerdings geht diese nur zögerlich vonstatten, wenn man von einer historischen Erfassung der politischen, sozialen und kulturellen Voraussetzungen sowie Konsequenzen von 1986 absieht (Sapper et al. 2006; Arndt 2011; Plokhly 2018; Brown 2019).

Relativ früh hat Tschernobyl in die soziologische Forschung Eingang gefunden. Bereits 1987 hat Wolf Dombrowsky in seinem Aufsatz *Das Tschernobyl-Syndrom: Katastrophen als verhaltensändernde Ereignisse* das transformierende Potenzial des Reaktorunfalls hervorgehoben: der GAU habe in Deutschland das „Gewaltmonopol des Staates und de[n] Gesellschaftsvertrag selbst“ infrage gestellt, zumal der Staat durch die Kontroverse um Strahlengrenzwerte sowie die Fortführung der atomfreundlichen Politik das bürgerliche Vertrauen verspielt habe (Dombrowsky 1987: 711f). Zu ähnlichen Ergebnissen kamen auch die Soziologen Karl-Dieter Opp und Wolfgang Roehl in der Studie *Der Tschernobyl-Effekt. Eine Untersuchung über die Ursachen politischen Protests* (1990): anhand selbst durchgeführter Umfragen haben sie die Mobilisierung der Bevölkerung nach dem Nuklearunfall einerseits mit einem gestiegenen Risikobewusstsein, andererseits mit einer „politischen Entfremdung“ (Opp/Roehl 1990: 16; 138) im Zuge staatlichen repressiven Reaktion gegenüber Atomkritikern zu erklären versucht. Die politische Dimension Tschernobyls steht auch im Mittelpunkt der breit rezipierten historischen Untersuchung *Eco-Nationalism. Anti-Nuclear Activism and National Identity in Russia, Lithuania, and Ukraine* (1996) von Jane Dawson. In ihrer Arbeit kommt die Politikwissenschaftlerin zu dem Schluss, dass die nach Tschernobyl entstandenen Umweltbewegungen in Osteuropa nicht aus einer ökologischen Sensibilisierung angesichts der

---

<sup>4</sup>An dieser Stelle wird auf einen Überblick über die naturwissenschaftliche Tschernobyl-Forschung aus drei Gründen verzichtet: 1) medizinische, physikalische, technische und biologische Aspekte der Katastrophe besitzen für die vorliegende Arbeit aufgrund ihrer Zielsetzung eine eher geringe Relevanz; 2) die Beiträge in den aufgelisteten Bereichen zeichnen sich durch eine enge thematische Spezialisierung aus und sind dadurch wenig repräsentativ; 3) bis heute fehlt eine umfassende Tschernobyl-Bibliographie bzw. ein systematisierendes Standardwerk zu Ursachen und Folgen der Nuklearkatastrophe (Brown 2017: 413f). Eine brisante These zur Erklärung der mangelnden Systematisierung der wissenschaftlichen Erkenntnisse im Fall von Tschernobyl stellt die Historikerin Kate Brown auf, indem sie die ideologische Komponente der Tschernobyl-Forschung hervorhebt: „[...] international regulatory agencies and research institutes expended a great deal of effort *not* [Herv. i. O.] to know about the effects of the Chernobyl accident, to limit research and to contain judgements“ (Brown 2017: 413). Eine mögliche Lösung für eine leserfreundliche, systematische Einführung in die naturwissenschaftliche Tschernobyl-Forschung bieten dabei interdisziplinäre Sammelwerke, z.B.: Mez, Lutz/Gerhold, Lars/de Haan, Gerhard (Hg.) (2010): *Atomkraft als Risiko. Analysen und Konsequenzen nach Tschernobyl*. Frankfurt: Peter Lang.

Katastrophe hervorgingen – die Anti-AKW-Bewegung in der Ukraine, Litauen und Russland beruhte nämlich in erster Linie auf antisowjetischen Ressentiments und verschwand somit kurz nach dem Zerfall der Sowjetunion (Dawson 1996: 162ff). Doch auch nach der Auflösung der UdSSR haben politische Akteure im Umgang mit dem strahlenden Erbe versagt. In ihrem Buch *Life Exposed: Biological Citizens After Chernobyl* (2002) expliziert die amerikanische Anthropologin Adriana Petryna, wie das korrupte und hoch bürokratisierte Wiedergutmachungssystem des ukrainischen Staates die Notlage der Strahlenopfer in Wirklichkeit zementiert, indem es diese Bürger zum Kampf um die Anerkennung ihres Opferstatus zwingt und ihr Entschädigungsrecht an das ständige Exponieren ihrer Krankheit bindet: „[S]ickness and citizenship fused together as damaged biologies became the basis for making citizenship claims under changing state and market structures, increasing poverty, and losses of security“ (Petryna 2003: xvii). Die Untersuchung von Tschernobyl als soziopolitische Katastrophe stellt sich somit als ein bedeutender Problemkomplex der Tschernobyl-Forschung dar.

Im Gegensatz dazu fanden die Auswirkungen des Reaktorunfalls auf die Lebenswelt der Menschen wie auch ihre kulturelle Verarbeitung bisher weniger Beachtung unter Kultur- und Sozialwissenschaftlern. Einer der Pionierversuche, Tschernobyl „in ein kulturwissenschaftliches Betrachtungsnetz“ einzuspannen (Gerndt 1990: 163), geht auf den deutschen Volkskundler Helge Gerndt zurück: er schlug vor, den GAU als „kulturelle Tatsache“ zu erfassen, die den Alltag der Menschen veränderte und somit in diskursiver Form wie auch durch Meinungs- und Verhaltensäußerungen kollektiv erschlossen und bewertet wurde (Gerndt 1990: 161ff). Zwar hat Gerndt's Annäherung an das Phänomen als kulturelle Tatsache „Tschernobyl“ nur in Umrissen gezeichnet; seine Überlegungen geben jedoch wichtige Impulse für die Auseinandersetzung mit kollektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmustern bezüglich der Nuklearkatastrophe, die sich in kulturellen Folgeerscheinungen wie Veränderung des Ess- und Hygieneverhaltens, des Informationskonsums und der Kommunikationsformen (z.B. die Beteiligung an Demonstrationen) niederschlugen, was letztlich eine diskursive Wende in Bezug auf die Atomkraft in die Wege leitete. Die Katastrophenerfahrung in 1986 hat aber nicht nur den europäischen Alltag maßgeblich beeinflusst: in seiner sozialphilosophischen Fallstudie *Tschernobyl als Weltkatastrophe: Weltbeziehung in einer kontaminierten Welt* (2019) stellt Martin Repohl die These auf, „dass die Folgen des Super-GAUs in der Erfahrung eines totalen Beziehungsverlustes zur materiellen Welt kulminieren“ (Repohl 2019: 21). Mithilfe einer qualitativen Inhaltsanalyse der Tschernobyl-Literatur bzw. mit Zeugenaussagen, die durch die Soziologie der Weltbeziehung von Hartmut Rosa theoretisch gerahmt wurde, belegt Repohl, dass die materiell verwandelte, weil kontaminierte Umwelt nach Tschernobyl zu einer existentiellen Gefahr für Menschen wurde, was zum Welt- bzw. Resonanzverlust unter Betroffenen geführt hat. Die beiden Arbeiten zeigen, dass die Atomkatastrophe

die Dimensionen des technologischen Restrisikos wie auch des politischen Katalysators übersteigt: ihre wissenschaftliche Rekonstruktion bzw. Einordnung sind um einen existentiellen Aspekt zu erweitern, der durch kulturelle Ausdrucksformen zugänglich wird.

Die komplexen, nachhaltigen Auswirkungen des Reaktorunglücks in der Ukraine erheben es somit in den Rang der bewahrendswerten Vergangenheit: Tschernobyl ist ein europäischer Erinnerungsort. Allerdings mangelt es bis heute an wissenschaftlichen Arbeiten, in denen die kollektive Erinnerung an die Havarie erforscht wird. Im deutschsprachigen Raum hat sich die Geschichtswissenschaftlerin Karna Kalmbach profiliert: in ihrer Dissertation *Tschernobyl und Frankreich. Die Debatte um die Auswirkungen des Reaktorunfalls im Kontext der französischen Atompolitik und Elitenkultur* (2011) untersucht die Historikerin die tiefen Risse, die zwischen der französischen Bevölkerung und der Staatselite, die wegen der Informationsmanipulierungen hinsichtlich Tschernobyl entstanden sind (Kalmbach 2011: 12). Im Aufsatz *Von Strahlen und Grenzen: Tschernobyl als nationaler und transnationaler Erinnerungsort*, der in dem von Frank Uekötter herausgegebenen Sammelband *Ökologische Erinnerungsorte* erschien, widmet sich Kalmbach den Unterschieden zwischen den nationalen Erinnerungsnarrativen in Frankreich, Deutschland und Weißrussland und versucht, diese auf einer transnationalen Ebene zusammenzuführen (Kalmbach 2014). Sie kommt zu dem Schluss, dass trotz der divergierenden nationalen Deutungen Tschernobyls – in Deutschland legitimiert die Erinnerung an die Havarie eine atomablehnende Haltung der Bevölkerung, in Frankreich speist sie sich aus der Kritik am nukleokratischen Elitensystem, in Weißrussland steht sie für die Opposition gegen das autoritäre Regime – das Narrativ des universalen Restrisikos eine gemeinsame Grundlage für die transnationale Erinnerungskultur bilden kann (Kalmbach 2014: 209f).

Der ukrainische Erinnerungsdiskurs rund um Tschernobyl bleibt zurzeit ein Forschungsdesiderat. Die ukrainischen Vergangenheitsbilder von 1986 erläutert unter anderem der Slawist Walther Koschmal in seinem Aufsatz *Zwischen(-)Mythen? Ukrainisches Erinnern an Čornobyl' (zwischen Zeigen und homöopathischem Erzählen)* (2009): indem er einen Bogen zwischen individuellem Erinnern von Liquidatoren und offiziellem Gedenken in Kyjiwer Tschernobyl-Museum spannt, zeigt Koschmal auf, dass das ukrainische Tschernobyl-Gedächtnis „zwischen zwei Mythenwelten, der alten sowjetischen und einer neuen ukrainischen“ zerrissen bleibt (Koschmal 2009: 223).

Einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung des transnationalen Erinnerungsortes Tschernobyl leisten zahlreiche Untersuchungen der Freiburger Geschichtswissenschaftlerin Melanie Arndt. Ihr Buch *Tschernobyl: Auswirkungen des Reaktorunfalls auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR* (2012) gehört mittlerweile zur Grundlagenliteratur für die historische Kontextualisierung Tschernobyls, denn es bietet ein umfassendes Bild von sozialen und politischen Reaktionen auf bzw. Konsequenzen aus dem sowjetischen Super-GAU im damals geteilten Deutschland. Eine transnationale Perspektive auf die Havarie lag hingegen dem von Arndt geleiteten Forschungsprojekt

*Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl* am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschungen Potsdam (ZZF) zugrunde, dessen Ergebnisse 2012 in der Frühlingsausgabe der Zeitschrift *Anthropology of East Europe Review* (AEER) und 2016 im Sammelband *Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven* präsentiert wurden. Während in der AEER „memories, commemoration practices, and representations of Chernobyl“ als Bestandteile des individuellen, kommunikativen sowie kulturellen Gedächtnisses in den Mittelpunkt rücken (Arndt 2012a: 1;6), richtet sich der Fokus des Sammelbandes auf das „Verhältnis zwischen der Wahrnehmung ökologischer Probleme und deren Potenzial zur gesellschaftlichen Mobilisierung“ nach Tschernobyl in West-, Ostmittel-, Süd- und Osteuropa (Arndt 2016: 10). Auch in ihrer letzten Monographie versucht Arndt, die komplexe Geschichte der sowjetischen Nuklearkatastrophe auszuloten: die in Mai 2020 erschienene Studie *Tschernobylkinder. Die transnationale Geschichte einer nuklearen Katastrophe* befasst sich mit der „Mikrogeschichte des Globalen“, in diesem Falle mit dem Zusammenhang der Havarie und des Zerfalls der Sowjetunion anhand des Phänomens der „Tschernobylkinder“ (Arndt 2020: 20).

Wie aus dem Forschungsüberblick ersichtlich wird, befindet sich die sozial- bzw. kulturwissenschaftlich ausgerichtete Katastrophenforschung rund um Tschernobyl noch im Entstehen, obwohl das Atomunglück bereits kurz nach seinem Auftreten nicht bloß als technologischer Unfall, sondern vor allem als „anthropologischer Schock“ (Beck 1986) der westlichen Gesellschaften apostrophiert wurde. Außerdem haben sich Forscher bis jetzt primär für soziopolitische Konsequenzen der Havarie interessiert, während die damit unmittelbar verknüpften Geschichtsbilder und Identitätskonstrukte eher stiefmütterlich behandelt wurden. Diese Lücke gilt es zu schließen, zumal Tschernobyl seit langem von einem singulären technogenen Krisenereignis zu einem komplexen Deutungshorizont avancierte, in dem sich moderne Fortschritts-, Technik- und Risikodiskurse bewegen.

### 3. Theoretische Grundbegriffe

Wie Andreas Huyssen treffend anmerkt, erleben westliche Gesellschaften in Politik und Kultur seit 1980er eine frappierende Fokusverschiebung „from present futures to present pasts“, was vor dem Hintergrund einer starken Zukunftsorientierung der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts umso verwunderlicher ist (Huyssen 2000: 21). Auch in der Wissenschaft hat diese „Obsession mit dem Gedächtnis“ (Erll 2017: 2) ihren Niederschlag gefunden – die kulturwissenschaftliche Gedächtnisforschung stellt heutzutage ein breites internationales und interdisziplinäres Forschungsfeld dar.<sup>5</sup> Im Folgenden sollen die kulturhistorischen Ansätze bzw. Begrifflichkeiten rekapituliert werden, die eine theoretische Grundlage dieser Arbeit bilden: die Theorie des kollektiven Gedächtnisses von Maurice Halbwachs, das Konzept des kulturellen Gedächtnisses von Aleida und Jan Assmann sowie das Forschungsparadigma der Erinnerungsorte unter anderem in ihrer transnationalen Dimension.<sup>6</sup>

#### 3.1. Kollektives, kommunikatives und kulturelles Gedächtnis

Die moderne Forschung zum kollektiven Gedächtnis nimmt seinen Anfang in den 1920er Jahren und lässt sich zwei Traditionssträngen zuordnen: die soziologische Beschäftigung mit dem Erinnern, d.h. mit dessen gesellschaftlichen Bedingungen und Funktionen, geht auf die Arbeiten des französischen Soziologen Maurice Halbwachs (1877-1945) zurück, während kulturhistorische Ansätze, welche „die Gedächtnisfunktion der Kultur, ihrer Institutionen und symbolischer Formen“ untersuchen, auf den Studien zu einem europäischen Bildgedächtnis des deutsch-jüdischen Kunsthistorikers Aby Warburg (1866-1929) gründen (Assmann 1999: 13f; Erll 2017: 15). Für die vorliegende Arbeit sind vor allem Halbwachs' Ausführungen zum Kollektivgedächtnis von besonderer Bedeutung, worauf im Folgenden näher eingegangen werden soll.

Der Hauptverdienst von Halbwachs' Theorie, die er in den Veröffentlichungen *Les cadres sociaux de la mémoire* (1925), *La mémoire collective* (1950, postum) und *La topographie légendaire des Évangiles en Terre Sainte* (1941) entwickelt hat, liegt in der Erweiterung des vorher individualpsychologisch geprägten Gedächtnisbegriffs um eine soziale Dimension. Seine Grundthese, dass jede Erinnerung kollektiv determiniert ist, baut primär auf der Idee der *cadres*

---

<sup>5</sup>Einen Überblick zur Geschichte und aktuellen Entwicklungen der Gedächtnisforschung bietet das Handbuch von Astrid Erll: Erll, Astrid (2017): *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*. 3., aktualisierte und erweiterte Aufl. Stuttgart: J.B. Metzler.

<sup>6</sup>Vor dem Hintergrund der Heterogenität der Begriffe in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung ist darauf hinzuweisen, dass die vorliegende Arbeit die Begriffsdifferenzierung von Astrid Erll übernimmt: so werden hier „das Erinnern als ein Prozess, Erinnerungen als dessen Ergebnis und Gedächtnis als eine Fähigkeit oder eine veränderliche Struktur“ verstanden (Erll 2017: 6). Der Begriff der „Erinnerungskultur“ wird im Sinne von „historisch und kulturell variable[n] Ausprägungen des kollektiven Gedächtnisses“ verwendet (Erll 2008: 176).



*sociaux* bzw. sozialer Bezugsrahmen auf. Diese verweisen im wörtlichen Sinne auf das soziale Umfeld des Individuums, im metaphorischen Sinne aber auf die Deutungs- und Denkmuster, die der Mensch von seinem sozialen Umfeld durch die kommunikative Teilhabe übernimmt (Erl 2017: 13). Die sozialen Bezugsrahmen sind für jedes individuelle Erinnerungsvermögen unumgänglich, denn im Grunde genommen bleiben nur die unmittelbaren Sinnesempfindungen eines Subjekts individuell, während ihre Verarbeitung im Zuge des Verstehens bzw. Vermittelns zwangsweise einen Rückgriff auf das gesellschaftlich vorgegebene Rüstzeug, wie etwa die Sprache oder Riten, voraussetzt (Pethes 2013: 53). Als Rekonstruktion der geistig verarbeiteten Vergangenheit ist dementsprechend auch die Erinnerung sozial gerahmt, denn bei der „Umbildungsarbeit an der Vergangenheit“ (Halbwachs 1985: 156) wendet das Individuum die aktuellen Wahrnehmungs- bzw. Interpretationsschemata seiner Gruppe an:

„Die Gedächtnisleistung [...] wird nur in einem natürlichen und sozial geordneten, zusammenhängenden Milieu ausgeübt, dessen Gesamtplan und große Linien wir in jedem Augenblick erkennen. Jede noch so persönliche Erinnerung, selbst von Ereignissen, deren Zeuge wir alleine waren, selbst von unausgesprochenen Gedanken und Gefühlen, steht zu einem Gesamt von Begriffen in Beziehung, das noch viele andere außer uns besitzen, mit Personen, Gruppen, Orten, Daten, Wörtern und Sprachformen, auch mit Überlegungen und Ideen, d.h. mit dem ganzen materiellen und geistigen Leben der Gruppen, zu denen wir gehören oder gehört haben“ (Halbwachs 1985: 71).

Dass Erinnern außerhalb der sozialen Bezugsrahmen nicht möglich ist, präzisiert Halbwachs am Beispiel des Träumens, innerhalb dessen das Bewusstsein von der Gesellschaft „isoliert und sich selber überlassen ist“ (Halbwachs 1985: 72): nach dem Aufwachen kann man das Geträumte in vollem Umfang deswegen nicht vergegenwärtigen, weil daraus angesichts des Fehlens eines stabilisierenden kollektiven Deutungsrasters kein kohärentes Sinngefüge entstanden ist (Halbwachs 1985: 25ff).

Die *cadres sociaux* werden dem Individuum in der Interaktion mit Gruppen bzw. Milieus vermittelt, denen es angehört, z.B. Familie, Berufsgruppe, religiöse Gemeinschaften, Vereine jeglicher Art etc. Die vermittelten Bezugsrahmen sind immer gruppenspezifisch: sie korrespondieren mit Bedürfnissen, Konventionen und mit dem Selbstbild der Gruppe. Darin wurzelt ihre Gegenwartsbezogenheit: „Diese Ideen stellen, wenn man so will, das Bewußtsein der Gesellschaft von ihrer gegenwärtigen Lage dar“ (Halbwachs 1985: 382f). Die *cadres sociaux* sind demnach keine permanenten Ordnungsstrukturen, sie wandeln sich zusammen mit der sozialen Wirklichkeit eines Kollektivs. Hier verläuft die Grenze zwischen Erinnern und Vergessen – die Gedächtnisinhalte, die für die Gruppe keine Relevanz mehr besitzen und dadurch ihren Bezugsrahmen verlieren, versinken folgerichtig in der Lethe:

„Man kann sich nur unter der Bedingung erinnern, daß man den Platz der uns interessierenden vergangenen Ereignisse in den Bezugsrahmen des Kollektivgedächtnisses findet. [...] Das

Vergessen oder die Deformierung bestimmter Erinnerungen erklärt sich aber auch aus der Tatsache, daß diese Rahmen von einem Zeitabschnitt zum anderen wechseln“ (Halbwachs 1985: 368).

Die kollektiven Bezugsrahmen des Gedächtnisses lassen sich infolgedessen als „Instrumente“ auffassen, „deren sich das kollektive Gedächtnis bedient, um ein Bild der Vergangenheit wiederzuerstellen, das sich für jede Epoche im Einklang mit den herrschenden Gedanken der Gesellschaft befindet“ (Halbwachs 1985: 22f). Das kollektive Gedächtnis selbst entfaltet sich im Spannungsfeld des organischen Gedächtnisses des Subjekts, „das sich im Horizont eines soziokulturellen Umfeldes herausbildet“, und der Vergangenheitsrekonstruktionen innerhalb eines kollektiven Erfahrungsraums, d.h. „durch Interaktion, Kommunikation, Medien und Institutionen [...] von sozialen Gruppen und Kulturgemeinschaften“ (Erl 2017: 17). Das Individuum und das kollektive Gedächtnis stehen also in einer Wechselbeziehung zueinander, indem der Einzelne als Träger der Erinnerungen fungiert, die ihm jedoch nur unter dem Rückgriff auf die Deutungsschemata der Gruppe zugänglich wird: „Man kann ebenso gut sagen, daß das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt, und daß das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen“ (Halbwachs 1985: 23).

Zwar mangelt es bei Halbwachs' Ansatz zum kollektiven Gedächtnis an der Systematik sowie an einer begrifflichen Präzision, doch gerade darauf beruht seine interdisziplinäre Anschlussfähigkeit an andere Theorien (Erl 2017: 15). In der Auseinandersetzung mit den Arbeiten des französischen Soziologen entstand auch „das im deutschsprachigen Raum meistdiskutierte Konzept der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung“ (Erl 2017: 24) – die Theorie des kulturellen Gedächtnisses von Jan und Aleida Assmann. Wie der Begriff bereits andeutet, setzten die Studien des Ehepaars da an, wo der Halbwachs'sche Entwurf des kollektiven Erinnerns an seine Grenzen stößt, nämlich im „Bereich der objektivierten Kultur“ (Assmann 1988: 11).

In seinem programmatischen Aufsatz *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität* (1988) stellt Jan Assmann die These auf, dass auch nach der Verdichtung der lebendigen kollektiven Erinnerung zu kulturellen Objektivationen wie Texten, Bildern, Riten etc. ihr Gruppen- und Gegenwartsbezug fortbesteht, sodass die objektivierte Kultur nicht minder als die Alltagskommunikation die identitätsstiftende Struktur eines Gedächtnisses aufweist (Assmann 1988: 11f). Angesichts dessen erachtet er eine innere Differenzierung des Begriffs „kollektives Gedächtnis“ für notwendig, die zum Ausgangspunkt seiner Theorie wird: Assmann zieht eine Trennlinie zwischen dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis, die als „zwei Modi des Erinnerns“ bzw. zwei „uses of the past“ von inhaltlich-formaler sowie funktionaler „Polarität“ geprägt sind (Assmann 1992: 51ff). Die soziale Konstruktion der Vergangenheit im Sinne von Halbwachs bezeichnet Assmann als kommunikatives Gedächtnis bzw. als „Modus der biographischen Erinnerung“ (Assmann 1992: 52). Dazu gehören

„jene Spielarten des kollektiven Gedächtnisses, [...] die ausschließlich auf Alltagskommunikation beruhen“ (Assmann 1988: 10) – das kommunikative Gedächtnis wird also in sozialer Interaktion erzeugt sowie vermittelt und zeichnet sich folglich durch „ein hohes Maß an Unspezialisiertheit, Rollenreziprozität, thematische Unfestgelegtheit und Unorganisiertheit“ aus (Assmann 1988: 10). Es beherbergt die „Geschichtserfahrungen der Zeitgenossen“ (Erll 2017: 25) und verfügt daher nur über einen beschränkten Zeithorizont von etwa 80 bis 100 Jahren. Dies bedeutet, dass die Inhalte dieser Erinnerungen einem stetigen Wandel unterworfen sind, zumal sie „mit dem fortschreitenden Gegenwartspunkt“ mitwandern und sich kontinuierlich auf neue soziale Rahmenbedingungen beziehen (Assmann 1988: 11). Außerdem ist das kommunikative Gedächtnis durch eine inklusive „Partizipationsstruktur“ gekennzeichnet: „Die Teilhabe der Gruppe am kommunikativen Gedächtnis ist diffus“ (Assmann 1992: 53), d.h. dass jedes Mitglied der Gemeinschaft bei der Rekonstruktion der Vergangenheit als gleich berechtigt und kompetent gilt und seine individuelle Erfahrungen bzw. Deutungen einbringen darf. Ein markantes Beispiel des kommunikativen Gedächtnisses ist das Generationengedächtnis – die Erinnerungen, die innerhalb einer Familie bewahrt werden und ihr Selbstbild reflektieren, deren Zeithorizont sich allerdings durch die Lebenszyklen der Familienangehörigen zwischen Geburt und Tod sich ständig verschiebt.

Ein Gegenpol zum kommunikativen Gedächtnis bildet nach Assmann „der Modus der fundierenden Erinnerung“ (Assmann 1992: 51f) bzw. das kulturelle Gedächtnis, das eigentliche Novum gegenüber Halbwachs'schen Erwägungen. Die darin gespeicherten Erinnerungen unterscheiden sich von dem „lebendigen“, inkonstanten Gedächtnis der Gruppen vor allem durch ihren festen Bestand: es handelt sich um „Fixpunkte in der Vergangenheit“, die „zu symbolischen Figuren“ gerinnen, „an die sich die Erinnerung heftet“ (Assmann 1992: 52). Als Beispiele jener Erinnerungsfiguren gelten unter anderem Exodus, Wüstenwanderung, Landnahme sowie Exil – die „erinnerte Geschichte“ in Form von Mythen, die „eine Gegenwart vom Ursprung her zu erhellen“ vermag (ebd.). Diese Erzählungen erfüllen eine „mnemotechnische Funktion“: durch den Bezug auf die Vergangenheit wird „die Identität der erinnernden Gruppe“ fundiert (Assmann 1992: 52f). Die Kontinuität des Selbstbildes, von dem der Zusammenhalt der Gruppe abhängt, bedarf einer stabilisierenden Ordnung für die Erinnerungen bzw. für ihre Vergegenwärtigung: das kulturelle Gedächtnis arbeitet daher mit sprachlichen und nicht-sprachlichen Zeichensystemen, mit deren Hilfe die Gedächtnisinhalte einer „kulturellen Formung“ (Assmann 1988: 12) unterzogen, d.h. in Texten, Bildern, Ritualen, Denkmälern, Tänzen etc. externalisiert und im Rahmen einer institutionalisierten Kommunikation wachgerufen werden (Assmann 1992: 52f). Eine solche Strukturiertheit des kulturellen Gedächtnisses erzeugt Hierarchien bzw. eine exklusive Partizipation, die beim „naturwüchsigen“ kommunikativen Erinnern fehlen: die Rekonstruktion der Vergangenheit bleibt in diesem Fall den „Gedächtnisspezialisten“ bzw. der wissenssoziologischen Elite vorbehalten, die je nach Gesellschaft

aus Schamanen, Priestern, Künstlern, Lehrern, Wissenschaftlern etc. bestehen. Das kulturelle Gedächtnis kann somit verstanden werden als:

„[...] den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, Bildern und Riten zusammen, in deren „Pflege“ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt“ (Assmann 1988: 15).

Das Spezifikum dieses *modus memorandi* zeigt sich dabei in 1) Identitätskonkretheit, was auf die identitätsstiftende Funktion des kulturellen Gedächtnisses verweist; 2) Rekonstruktivität, d.h. in der Vergegenwärtigung des Vergangenen in Relation zu Gegenwart; 3) Geformtheit, womit die Verfestigung des Sinns und der Form der Erinnerungen zwecks ihrer Tradierung gemeint ist; 4) Organisiertheit, die sich auf institutionalisierte Kommunikationsformen und die Existenz von Gedächtnisexperten bezieht; 5) Verbindlichkeit, wodurch eine „klare Wertperspektive und ein Relevanzgefälle“ die Prozesse des Erinnerns normativ regulieren; 6) Reflexivität im Sinne der Spiegelungen kultureller Lebensformen und des Selbstbildes von Gruppen, aber auch der Reflexion von sich selbst (Assmann 1988: 13ff).

Das kommunikative und das kulturelle Gedächtnis prägen „die polare Struktur des Kollektivgedächtnisses“, die anhand der Unterscheidung „zwischen Alltag und Fest, dem Profanen und dem Heiligen, dem Ephemären und dem Bleibend-Fundierenden, dem Partikularen und dem Allgemeinen“ hervortritt (Assmann 1992: 58). Darin birgt sich auch die funktionale Distinktion zwischen den beiden Gedächtnisformen: während das kommunikative Gedächtnis primär „der Alltagsorganisation und -deutung dient“, gehen mit dem kulturellen Erinnerungstyp „ideologische und politische Zielsetzungen“ einer Gemeinschaft einher, die ihre Vergangenheit im Einklang mit dem gewünschten Selbstbild rekonstruiert (Pethes 2013: 65). Hier wird die politische Dimension des kollektiven Gedächtnisses sichtbar: Assmann spricht daher von einer „Allianz zwischen Herrschaft und Erinnerung“, denn eine politische Macht „legitimiert sich retrospektiv“ durch die Erinnerung an ihre Herkunft und „verewigt sich prospektiv“ in kulturellen Objektivationen jeglicher Art, was die Unsterblichkeit der Herrschenden durch die Aufnahme in das Gruppengedächtnis ermöglicht (Assmann 1992: 71). Die Verschränkung von Erinnerung und Politik tritt aber auch im „verordneten Vergessen“ zutage: diejenigen Gedächtnisinhalte, die die Herrschaft infrage stellen und somit eine Widerstandssemantik entfalten, werden zumindest aus der offiziellen Erinnerungskultur eliminiert (Assmann 1992: 71).

Das kulturelle Gedächtnis unterliegt zudem einer weiteren Binnendifferenzierung, was Jan Assmann (1988: 13) bereits 1988 mit der Unterscheidung zwischen dem „Modus der Potentialität“ und dem „Modus der Aktualität“ angedeutet hat. Darauf aufbauend hat Aleida Assmann (1999) zwei

komplementäre Erinnerungsmodi konzipiert, und zwar Funktions- und Speichergedächtnis, mit deren Hilfe „Wandlungsmöglichkeiten und -prozesse des kulturellen Gedächtnisses“ (Erl 2017: 29) erfasst werden können. Das Funktionsgedächtnis lässt sich als „bewohntes Gedächtnis“ beschreiben, in dem sich die „bedeutungsgeladenen Elemente“ bzw. Erinnerungen zu sinn- und identitätsstiftenden Vergangenheitserzählungen verdichten, die von „Gruppenbezug, Selektivität, Wertbindung und Zukunftsorientierung“ gekennzeichnet sind (Assmann 1999: 134). Das Funktionsgedächtnis dient der Legitimation bzw. der Delegitimierung der vorherrschenden Gesellschaftsverhältnisse sowie der Distinktion der Gruppe durch „die Profilierung einer kollektiven Identität“ (Assmann 1999: 138f). Das Speichergedächtnis referiert dagegen auf „das unbewohnte Gedächtnis“, das als „amorphe Masse“ von „bedeutungsneutralen“ Erinnerungen keinen „vitalen Bezug zur Gegenwart“ aufweist (Assmann 1999: 134f). Es bildet den „Hintergrund“ des Funktionsgedächtnisses, „das Repertoire verpaßter Möglichkeiten, alternativen Optionen und ungenutzter Chancen“, die in keine gruppenbezogenen Sinnkonfigurationen eingebunden werden (Assmann 1999: 137). Doch als Kontext bzw. „Außenhorizont“ der angeeigneten Erinnerungen ermöglicht das Speichergedächtnis eine kritische Distanznahme gegenüber den „verengten Perspektiven auf die Vergangenheit“ – es gilt primär als „Korrektiv für aktuelle Funktionsgedächtnisse“, das eine wichtige „Ressource der Erneuerung kulturellen Wissens“ darstellt (Assmann 1999: 140f). Somit besteht eine funktionale Interdependenz zwischen den beiden Modi der Erinnerung: „So wie das Speichergedächtnis das Funktionsgedächtnis verifizieren, stützen oder korrigieren kann, kann das Funktionsgedächtnis das Speichergedächtnis orientieren und motivieren“ (Assmann 1999: 142).

### **3.2. Erinnerungsorte**

Das kollektive Gedächtnis mit seinen zwei Erinnerungsmodi entzieht sich jedoch als theoretisches Konstrukt weitgehend einer unmittelbaren Wahrnehmung; um ihm auf die Spur zu kommen, muss der Beobachtende nach „Kristallisationspunkten kollektiver Erinnerung“ suchen (François/Schulze 2009: 18), in denen sich diese Erinnerung medial zu Texten, Bildern, Riten, Festen oder eben Orten verdichtet. Dass der Lokalisierung des Gedächtnisses eine besondere Rolle zukommt, hat bereits Maurice Halbwachs erkannt: in seinem letzten Werk *La topographie légendaire* untersuchte er die Konstruktion des kollektiven Gedächtnisses anhand der Gedächtnistopographie des Heiligen Landes, die sich als „kommemorative Landschaft“ (Assmann 1992: 60) des jüdischen, des islamischen und des christlichen Glaubens offenbarte. Diesen Gedanken hat auch Jan Assmann aufgegriffen, indem er auf die besondere Rolle des Raums für die Erzeugung sowie die Erfahrung der kollektiven Erinnerung unterstrich:

„Jede Gruppe, die sich als solche konsolidieren will, ist bestrebt, sich Orte zu schaffen und zu sichern, die nicht nur Schauplätze ihrer Interaktionsformen abgeben, sondern Symbole ihrer Identität und Anhaltspunkte ihrer Erinnerung. Das Gedächtnis braucht Orte, tendiert zur

Verräumlichung“ (Assmann 1992: 39).

Diese durch Erinnerung symbolisch aufgeladenen geographischen Orte bezeichnet Assmann als „Mnemotope“ (griechisch *mnéme*: Gedächtnis, *tópos*: Ort): er sieht darin „topographische 'Texte' des kulturellen Gedächtnisses“, [...] die konkrete Verortung von Erinnerungen in einer erinnerungsträchtigen, bedeutungsgeladenen Landschaft“ (Assmann 1992: 60). Die angeführten Beispiele von Rom, Palästina oder *totemic landscapes* in Australien verweisen auf den sakralen Charakter der Mnemotope, wo die „Begegnung von Mensch und Transzendenz stattfindet“ (Glasner 2011: 383).

Die räumliche Verankerung des kollektiven Gedächtnisses wird in den 1980er Jahren zum Ausgangspunkt eines der zentralen Forschungsansätze der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung: mit seinem siebenbändigen Hauptwerk *Les lieux de mémoire* (1984-1992) zur symbolischen Topographie Frankreichs etabliert der Historiker Pierre Nora das Konzept der Gedächtnisorte. Darin erfahren die Halbwachs'schen Mnemotope allerdings eine beachtliche Metamorphose: die Bedeutung des Begriffs „Ort“ wird hier in Form einer Metapher auf alle Erinnerungsobjekte ausgeweitet, die als Knotenpunkte nationaler Gedächtnis- bzw. Identitätsdiskurse dienen. Eine solche theoretische Offenheit des Ansatzes prädestinierte ihn einerseits für breite Rezeption und Anwendung, andererseits aber für eine allmähliche Verselbstständigung und die daraus resultierende Konturlosigkeit sowohl im akademischen, als auch im öffentlichen Diskurs, der einen eher nebulösen Charakter aufweist (Siebeck 2017: 2).

Das Konzept der Erinnerungsorte hat Nora im Aufsatz *Entre mémoire et histoire* (1984; dt. *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, 1998) zur theoretischen Rahmung von *Les lieux de mémoire* eingeführt. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die paradoxe Feststellung, dass das kollektive Gedächtnis in modernen westlichen Gesellschaften, die gerade einen „Erinnerungsboom“ erleben, in Wirklichkeit verloren geht: „Nur deshalb spricht man heute so viel vom Gedächtnis, weil es keines mehr gibt“ (Nora 1998: 11). Die Ursachen dieser Entwicklung sieht der Historiker in der "Beschleunigung der Geschichte“, die mit den Prozessen von Globalisierung, Medialisierung, Demokratisierung, Dekolonisierung sowie Vermassung der Welt einhergeht (Nora 1998: 11f). Die neue Geschichtswahrnehmung beruht nicht mehr auf der identitätsbewahrenden Vergegenwärtigung des Vergangenen, sondern speist sich aus dem „von außen herangetragenen, aktuellen Weltgeschehen“ (Reil 2018: 38), dass keine Kontinuität und somit keine feste Bindung erzeugt wird. Dies kennzeichnet „das Ende der Gedächtnisgesellschaften“, die eine lebendige, verinnerlichte Erinnerung verkörpern: als Beispiel führt Nora den Untergang des Bauernmilieus an, „jener Gedächtnisgemeinschaft par excellence“ (Nora 1998: 11f). Dieser Bruch mit der sinnstiftenden Vergangenheit markiert das Zeitalter der Historie und legt auch „das Ende der Gleichsetzung von Geschichte und Gedächtnis“ offen:

„Gedächtnis, Geschichte: keineswegs sind dies Synonyme, sondern [...] in jeder Hinsicht Gegensätze. [...] Das Gedächtnis ist ein stets aktuelles Phänomen, eine in ewiger Gegenwart erlebte Bindung, die Geschichte hingegen eine Repräsentation der Vergangenheit. [...] Das Gedächtnis rückt die Erinnerung ins Sakrale, die Geschichte vertreibt sie daraus, ihre Sache ist die Entzauberung. Das Gedächtnis entwächst einer Gruppe, deren Zusammenhalt es stiftet [...]. Die Geschichte dagegen gehört allen und niemandem; so ist sie zum Universalen berufen. [...] Das Gedächtnis ist ein Absolutes, die Geschichte kennt nur das Relative“ (Nora 1998: 13f).

Erinnerungs- bzw. Gedächtnisorte<sup>7</sup> sind laut Nora die Symptome dieses gedächtnislosen Zeitalters: „Es gibt *lieux de mémoire*, weil es keine *milieux de mémoire* mehr gibt“ (Nora 1998: 11). Erinnerungsorte fungieren somit als „Substitute des kollektiven Gedächtnisses“ (Kroh/ Lang 2010: 185): sie dienen der externalisierten Bewahrung der Erinnerung, die früher als Teil des „behausten“ Gedächtnisses der Gruppe von ihren Mitgliedern durch sie soziale Praxis nahezu inkorporiert wurde (Nora 1998: 13; 20). Metaphorisch gesprochen geht es um „Überreste“ des Kollektivgedächtnisses bzw. um die „äußerste Form, in der ein eingedenkendes Bewußtsein überdauert in einer Geschichte, welche nach ihnen ruft, weil sie nicht um sie weiß“ (Nora 1998: 19). Hier wird bereits die größte Schwäche Noras Ansatzes sichtbar: eine solche definitorische Verschwommenheit öffnet Tür und Tor der willkürlichen Kategorisierung kultureller Objektivierungen jeglicher Art als Erinnerungsorte. Verstärkt wird dies durch die Tatsache, dass die Erinnerungsorte bei Nora, aber auch in der Fortführungen seines Forschungsparadigmas nicht als geographische Objekte zu verstehen sind, sondern als „Topoi“, d.h. als „diskursive Chiffren“, die „in einem bestimmten soziohistorischen Zusammenhang eine traditions- und identitätsstiftende Rolle spielen“ (Siebeck 2017: 3). Somit gehören zu Gedächtnisorten nicht nur Orte im engeren Sinne, sondern auch historische Ereignisse, Rituale, Personen, Texte, Bilder, Institutionen etc., kurzum alles, worin sich die Identitätskonstrukte einer Gruppe zu Symbolen bzw. zu „Erinnerungsfiguren“ nach Assmann verdichten. Nora selbst versuchte jene begriffliche Diffusität vorwegzunehmen und legte daher drei parallele Aspekte zur konzeptuellen Abgrenzung der Erinnerungsorte fest. Der erste Aspekt, die Materialität, ist nicht mit konkret existierenden Dingen gleichzusetzen, es handelt sich eher um klare Konturen der symbolischen Repräsentation: so ist eine Schweigeminute zwar nicht „fassbar“, doch als „materieller Ausschnitt einer Zeiteinheit“ hat dieses Ritual einen zeitlichen Rahmen, innerhalb dessen es seine symbolische Wirkung entfaltet (Nora 1998: 32). Die zweite Dimension der Erinnerungsorte zeigt sich in ihrer Funktionalität für die Gruppe: so bezweckt die bereits erwähnte Schweigeminute eine periodische Vergegenwärtigung einer Erinnerung (ebd.). Als wichtigste Dimension der Erinnerungsorte erscheint jedoch ihre Symbolkraft bzw. ihre „symbolische

---

<sup>7</sup>Der Übersetzer von Noras *Entre mémoire et histoire* (1984) Wolfgang Kaiser hat sich für den Begriff „Gedächtnisort“ als deutsche Version von *lieu de mémoire* entschieden, allerdings hat sich im deutschsprachigen Raum die Variante „Erinnerungsort“ durchgesetzt, die auf das Projekt *Deutsche Erinnerungsorte* (2001) der Historiker Étienne François und Hagen Schulze zurückgeht. In der vorliegenden Arbeit werden die Begriffe Erinnerungsort, Gedächtnisort und Mnemotop in Bezug auf Tschernobyl synonymisch gebraucht.

Aura“ (ebd.): ein Gedächtnisort ist ein „Zeichen im Reinzustand, [...] ein Kreis, innerhalb dessen alles Symbol ist und Bedeutung hat“ (Nora 1998: 40) – darin ist das identitätsstiftende Potenzial der Erinnerungsorte verankert. Außer dieser drei Aspekte gilt auch „das Prinzip der Vorgängigkeit“ bzw. Intentionalität als entscheidende Voraussetzung für die Etablierung der Orte des Gedächtnisses: „Am Anfang muss es Willen geben, etwas im Gedächtnis festzuhalten“ (Nora 1998: 32).

Noras Konzept der Erinnerungsorte stieß auf rege Rezeption sowohl in Frankreich als auch im Ausland (Kończal 2013: 82f). Neben der Würdigung seiner innovativen und multidisziplinären Annäherung an das Gedächtnis der Nation wurde die definitorische sowie methodologische Unschärfe des Ansatzes bemängelt, zumal Noras rhetorisch überladene, assoziative Sprache „viel mehr einen phänomenologischen denn einen analytischen Charakter“ besitzt, womit auch der inflationäre Begriffsgebrauch einhergeht (Kończal 2013: 83). Kritisiert wurden außerdem nationalpädagogische und identitätspolitische Implikationen von *Les lieux de mémoire*: statt einer kritisch-reflexiven Historisierung nationaler Gedächtnisorte in ihrer Vielstimmigkeit und unter Berücksichtigung der bestehenden Machtverhältnisse hat Nora mit seinem Projekt ein neues Monument dem französischen Nationalstaat aufgestellt (Siebeck 2017: 6f). Konsequenterweise fanden die sogenannten „*counter memories*“ innerhalb der französischen Gesellschaft kaum Beachtung: so hat Hue-Tam Ho Tai (2001), die emeritierte Harvard-Historikerin mit französischem Hintergrund, zurecht darauf hingewiesen, dass in Noras Sammelwerk das antihegemoniale Gedächtnis von Frauen, Immigranten sowie französischer Kolonien außer Acht gelassen wurden (Kreis 2009: 108).

Gleichwohl haben die Offenheit des Erinnerungsorte-Paradigmas sowie die Möglichkeit seiner theoretischen Weiterentwicklung einen wissenschaftlichen Transfer des Konzeptes in andere Länder bzw. andere Disziplinen veranlasst. Noras erinnerungshistorische Perspektive ist bereits in den 1990er Jahren zum theoretischen Bezugspunkt für italienische *luoghi della memoria* (Isnenghi 1987ff) und amerikanische *sites of memory* (Kammen 1991) geworden; nach der Jahrtausendwende kamen *Deutsche Erinnerungsorte* (François/ Schulze 2001), *Memoria Austriae* (Brix/ Bruckmüller/ Stekl 2004/5), niederländische *Plaatsen van herinnering* (Wesseling 2005/6), spanische *lugares de memoria* (Winter 2006), *Schweizer Erinnerungsorte* (Kreis 2010) und dänische *Erindringssteder* (Inge 2010) hinzu.<sup>8</sup> Die Rezeption von Noras Ansatz ging auch über nationale Kontexte hinaus und wurde „als analytisches Instrument“ (Siebeck 2017: 9) auf die Erforschung der Gedächtnis- und

---

<sup>8</sup>Eine ausführliche Übersicht über nationale „Re-Interpretationen“ von Noras Konzept im europäischen Raum bietet die Kulturwissenschaftlerin Kornelia Kończal in: Kończal, Kornelia (2013): Erinnerungsorte. Über die Karriere eines folgenreichen Konzepts, in: Hahn, Hans Henning/ Traba, Robert (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 4: Reflexionen. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 79-106.



Identitätsdiskurse innerhalb einzelner Regionen<sup>9</sup>, Zeiträumen<sup>10</sup> und soziokultureller Milieus<sup>11</sup> übertragen. Mit dieser transnationalen bzw. transdisziplinären Expansion ist zugleich die theoretisch-methodologische Ausdifferenzierung des Konzeptes fortgeschritten. So haben beispielsweise die Herausgeber der *Deutschen Erinnerungsorte* Étienne François und Hagen Schulze versucht, dem kanonisierten nationalen Gedächtnis bei Nora ein „breitgefächertes und offenes Inventar der deutschen Gedächtniskulturen“ (François/ Schulze 2009: 24) gegenüberzustellen. Die zeigte sich vor allem bei der Selektion der Erinnerungsorte, deren Disparität bzw. Widersprüchlichkeit nachgegangen werden sollte. So bemühten sich die Projektleiter verstärkt um die Polyphonie sowie die Anschlussfähigkeit der deutschen Erinnerung in multiplen Kontexten: „die entschieden europäische Ausrichtung“ des Kompendiums schlug sich einerseits in der Einbeziehung von den mit benachbarten Nationen „geteilten Erinnerungsorten“ wie Versailles, Tannenberg/Grunwald, Stalingrad, Rom (François/ Schulze 2009: 19) nieder; andererseits wurden zur Mitarbeit die Vertreter unterschiedlicher Disziplinen wie auch nichtdeutsche Autoren herangezogen, was eine Außenperspektive auf die deutsche Geschichte eröffnen sollte (François/ Schulze 2009: 21). Die beabsichtigten Pluralität und die Offenheit des „deutschen“<sup>12</sup> Kollektivgedächtnisses sollten außerdem durch die Berücksichtigung von „trivialen“ bzw. alltagsgebunden Topoi wie dem Schrebergarten, der Bundesliga oder dem Schlager gefördert werden (François/ Schulze 2009: 19f). Der wichtigste Unterschied zum französischen Vorbild liegt in der Distanzierung von seiner identitätspolitischen Ausrichtung: für die Herausgeber ist ihr Sammelwerk „kein sinnstiftendes oder staatstragendes Projekt“ bzw. „keine neue Nationalgeschichte“, sondern eine „Einladung zu einer ‚Arbeit an der Erinnerung‘“, die im Zeichen der Dekonstruktion und Distanzierung stehen soll (François/ Schulze 2009: 23f).<sup>13</sup> Dabei wurden auch die Grenzen der Arbeit problematisiert: die

---

<sup>9</sup>Czaplinski, Marek/ Hahn, Hans-Joachim/ Weger, Tobias (Hg.)(2005): *Schlesische Erinnerungsorte. Gedächtnis und Identität einer mitteleuropäischen Region*. Dresden: Neisse; Fleischhauer, Carsten/ Turkowski, Guntram (Hg.)(2006): *Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte*. Heide: Boyens Buchverlag; Berger, Stefan/ Borsdorf, Ulrich/ Claßen, Ludher/ Grütter, Heinrich Theodor/ Nellen, Dieter (Hg.)(2019): *Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets*. Essen: Klartext.

<sup>10</sup>Zimmerer, Jürgen (2013): *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*. Frankfurt am Main: Campus Verlag; Stein-Hölkeskamp, Elke/ Hölkeskamp, Karl-Joachim (2006): *Erinnerungsorte der Antike: die römische Welt*. München: C.H.Beck; im weiteren Sinne: Sabrow, Martin (Hg.)(2009): *Erinnerungsorte der DDR*. München: C.H.Beck.

<sup>11</sup>Langebach, Martin/ Sturm, Michael (Hg.)(2014): *Erinnerungsorte der extremen Rechten*. Wiesbaden: Springer VS (Edition Rechtsextremismus, Band 101); Uekötter, Frank (Hg.)(2014): *Ökologische Erinnerungsorte*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

<sup>12</sup>Die Herausgeber verweisen explizit darauf, dass es keine klare Grenzen der „deutschen“ Identität festgelegt werden können und sollen: das sich erinnernde „Wir“, das bei Nora als Kollektivsubjekt mit einem relativ einheitlichen nationalen Selbstverständnis vorkommt (Siebeck 2017: 6f), wird in *Deutschen Erinnerungsorten* epochengebunden und durchlässig gegenüber den *counter memories* sowie den Geschichten der europäischen Nachbarn (François/ Schulze 2009: 19).

<sup>13</sup>Allerdings, wie Cornelia Siebeck (2017: 8) kritisch anmerkt, ist das Projekt *Deutsche Erinnerungsorte* trotz der reflexiv-dekonstruktivistischen Vorsätze „keineswegs frei von nationalpädagogischen und identitätspolitischen Motivationen“, was ein generelles Problem von jeglichen Versuchen, das nationale Gedächtnis zu erfassen, darstellt: „Die identitätsstiftende Funktion des Gedächtnisses ist in die Kompendien der nationalen Gedächtnisorte unhintergebar eingeschrieben – auch wenn das nicht in der Intention der Herausgeber liegt“ (Uhl 2004: 150f, zit. nach Siebeck 2017: 8).

generelle „Plausibilität der Auswahl“, die mangelnde Berücksichtigung von „lokalen, regionalen, generationenspezifischen und sozialen Erinnerungen“, die Unerfassbarkeit des neuentstehenden Gedächtnisses im Zuge der Migration bzw. der gesellschaftlichen Restrukturierung sowie die Standortgebundenheit der Selektionsprozesse werden explizit zur Sprache gebracht (François/Schulze 2009: 21f). Eine wichtige Leistung des Projekts besteht schließlich in der Präzisierung des zentralen Begriffs. Unter dem Vorbehalt, dass „es sich nicht um einen Begriff im philosophischen-analytischen Sinne handelt, sondern um eine Metapher“, definieren François und Schulze Erinnerungsorte als

„langlebige, Generationen überdauernde Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert“ (François/ Schulze 2001: 18).

Somit handelt es sich um materielle sowie immaterielle Symbole, die mit identitätsstiftenden Erzählungen über eine kollektive Vergangenheit verknüpft und somit auf Dauer angelegt sind, die sich jedoch je nach gegenwärtigen soziokulturellen und politischen Kontext unterschiedlich interpretiert und angeeignet werden. Die Hervorhebung der Kontextabhängigkeit und der funktionalen Dynamik der Erinnerungsorte in dieser Begriffsbestimmung wirkt dabei nicht nur der Konservierung wie auch der Normativität von Gedächtnisnarrativen entgegen, sondern schafft auch die Voraussetzung für die Einbeziehung vergessener, verdrängter oder marginalisierter Erinnerungen, die als Teil des Speichergedächtnisses im Sinne von Aleida Assmann von einem Erinnerungsort stets mittransportiert werden.

Der dynamische Aspekt der Erinnerung hat in der internationalen Gedächtnisforschung besonders in der letzten Dekade des 21. Jahrhunderts an Bedeutung gewonnen. Davon zeugt eine Fülle von neuen Konzepten im Rahmen von Memory Studies, die sich der „Erinnerung in Bewegung“ widmen: hier sind vor allem transkulturelle Ansätze (z.B. Rothberg 2009; Erll 2011; Bond/Rapson 2014; Schulze-Engler 2016), die Studien von globalisiertem bzw. „kosmopolitischem Gedächtnis“ (Levy/ Sznajder 2001) sowie die Erforschung der europäischen Gedächtnisräume (z.B. Eder/Spohn 2005; Passerini 2009; Leggewie/Lang 2011; Assmann 2012) zu nennen (Erll 2017: 123ff). In deren Lichte erfährt auch das Erinnerungsorte-Paradigma neue Perspektivierungen: Erinnerungsorte werden von nationalen Narrativen und damit einhergehenden Identitätsdiskursen losgelöst und stattdessen im Hinblick auf ihre Translokalität bzw. Verflechtungsgeschichte, wechselseitige Bezüge sowie ihr Universalitätspotenzial untersucht. Zum zentralen Referenzobjekt der transkulturellen Gedächtnisforschung ist dabei der Holocaust geworden – als Inbegriff der globalen Erinnerung hat er sich inzwischen zu einer Art *floating signifier* entwickelt, der „attaches itself [...] to historically very

different situations“ (Huyssen 2003: 99).<sup>14</sup>

Eine transnationale Herangehensweise und die damit verbundene Rekonzeptualisierung der *lieux de mémoire* zeichnet auch das Kompendium *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* (Hahn/Traba 2012/15) aus, das zur theoretischen Orientierung der vorliegenden Arbeit maßgeblich beigetragen hat. Das Hauptaugenmerk des Projekts gilt der „Bilateralität“ bzw. der „Wechselwirkung zwischen den deutschen und polnischen Erinnerungskulturen“, die es „mit ihren Überschneidungen, Verflechtungen und Asymmetrien darstellen will“, was gleichzeitig auf die Begrifflichkeit sowie auf die Funktionalität der Erinnerungsorte ein neues Licht werfen soll (Hahn/Traba 2015: 11f). Theoretisch-methodologische Neuland hat das Projekt im Zuge der Zusammenführung von Pierre Noras Erinnerungsgeschichte bzw. *Geschichte des zweiten Grades* und der Beziehungsgeschichte im Sinne von Klaus Zernack als ein analytisches Werkzeug für die Analyse der transkulturellen Erinnerung betreten (Hahn/Traba 2015: 20). Dieses „Prinzip der Beziehungshaftigkeit“ (Hahn/Traba 2015: 42) schlug sich in zentralen Fragestellungen der Publikationen nieder: im Mittelpunkt steht nicht nur „die Frage nach deutsch-polnischen Gemeinsamkeiten und Unterschieden“, sondern auch die Frage, „[w]ann, wo, wie und warum“ die reziproken Bezüge innerhalb der beiden Erinnerungskulturen zustande kamen (Hahn/Traba 2015: 21f). Dabei werden binationale Erinnerungsorte im Hinblick auf ihre Funktion „für die jeweiligen deutschen und polnischen Identitätskonstrukte [...] in regionaler, konfessioneller oder gesellschaftlicher Dimension“ (Hahn/Traba 2015: 12), aber auch unter dem beziehungsgeschichtlichen Gesichtspunkt untersucht – die Herausgeber sprechen von einem „funktionale[n] Ansatz“, der neue Erkenntnismöglichkeiten bei der Erforschung der Erinnerungskulturen eröffnet (Hahn/Traba 2015: 23). Die Funktionsweisen der kollektiven Erinnerung werden aber stets in ihrer Entwicklungsdynamik gedacht bzw. im „Spannungsverhältnis zwischen der vorgeblichen Stabilität von Identität und Erinnerungsort [...] und der realen ständigen Veränderung und damit der grundsätzlichen Wandelbarkeit von Identität und Gedächtnis“ (Hahn/Traba 2015: 14). Allerdings soll das Aufspüren der Zusammenhänge von Erinnerung und Identität ausschließlich einer analytischen Annäherung an kollektive Gedächtnis- bzw. Identitätsdiskurse dienen – die Autoren distanzieren sich explizit „von jeder geschichtspolitischen Zielsetzung“ (Hahn/Traba 2015: 35f). Gleichwohl sehen sie in der Erarbeitung und Anerkennung der Beziehungshaftigkeit der deutschen und polnischen Gedächtnisorte einen möglichen „Weg zu einer europäischen Erinnerungskultur“, innerhalb derer nationale Erinnerungskulturen nicht in Konkurrenz, sondern im Dialog miteinander stehen (Hahn/Traba 2015:

---

<sup>14</sup>Die Globalisierung der Holocaust-Erinnerung bleibt jedoch nicht unproblematisch: das generalisierte Erinnerungsschema läuft Gefahr, zu einem sinnentleerten und daher willkürlich auffüllbaren Raster zu verkommen, was sogar zur Selbstinszenierung von Tätern missbraucht werden kann. Andererseits kann durch die Hyperonymie des Holocaust-Gedächtnisses das Spezifikum der lokalen Erinnerungen verloren gehen (Erll 2017: 127f).

Die Zielsetzung des Projekts erforderte eine kritische methodologische Reflexion des Leitkonzeptes wie auch seine theoretische Verfeinerung für die Anwendung im bilateralen Kontext. So wurde abermals an der Definition der Schlüsselkategorie „Erinnerungsorte“ gefeilt. Eine wesentliche Veränderung derselben haben die Autoren vorgenommen, indem sie Erinnerungsorte nicht im Sinne von Metaphern, sondern als „historische Phänomene“ aufgefasst haben: „Das 'historische Phänomen' ist ein faktisch existentes Ereignis, eine Gestalt, ein topographischer Ort, eine Erscheinung oder auch ein Symbol, das in einem langen Zeitraum zu einer Beschreibung des 'Selbst' [...] und 'seines Nachbarn' wird“ (Hahn/Traba 2015: 42). Auf diese Weise lassen sich die Geschichte ersten und zweiten Grades in einem Erinnerungsort integrieren: er wird zu einer Repräsentation der Wirklichkeit und ihrer Wahrnehmung zugleich (ebd.). Zu Erinnerungsorten zählen dabei „sowohl realhistorische als auch imaginierte 'historische Phänomene'“, worauf eine oder mehrere Gruppen in Form einer „identitätsrelevante[n] Präsenz der Vergangenheit in der Gegenwart“ Bezug nehmen (Hahn/Traba 2015: 20). An der Bedeutung der Erinnerungsorte „sowohl im Identitätshaushalt der einzelnen Gesellschaft“ als auch für die Beziehungen zwischen mehreren Gesellschaften bemisst sich ihre Funktionalität (Hahn/ Traba 2015: 22). Diese identitätsstiftende Rolle von Erinnerungsorten bleibt aber im Sinne von Halbwachs stets „gegenwartsbestimmt“ (Hahn/Traba 2015: 34). Somit muss im Zuge ihrer Analyse eine komplexe Erinnerungsgeschichte rekapituliert werden, die den Wandel von Inhalt und Funktion der Gedächtnisorte „entsprechend den sich wandelnden Identitätsbedürfnissen einer Gesellschaft“ widerspiegelt – die „Historizität der Erinnerungsorte“ ist also offenzulegen (Hahn/Traba 2015: 22). Die Erfassung der zeitlichen Dynamik der Vergangenheitsbilder darf sich dabei nicht nur auf dem Funktionsgedächtnis der Gesellschaften fokussieren: „Ein immanenter Bestandteil der Erinnerung - und nicht etwa ihre Kehrseite - ist sowohl das Gedenken als auch die Verdrängung bzw. das Vergessen“ (Hahn/Traba 2015: 33).

Um die kollektive Erinnerung unter beziehungsgeschichtlichen Aspekten zu untersuchen, haben projektbeteiligte ForscherInnen eine funktionsorientierte Klassifikation binationaler Erinnerungsorte entwickelt. So unterscheiden sie zwischen gemeinsamen, geteilten und parallelen Erinnerungsorten, wobei die letzte Kategorie als theoretisches Novum des bilateralen Ansatzes erscheint. Gemeinsame Gedächtnisorte finden sich in beiden Erinnerungskulturen und verfügen über weitgehend gleiche oder ähnliche Funktionen; bei geteilten Mnemotopen bezieht sich die Erinnerung zwar auf dasselbe Objekt, doch seine Funktionen im Identitätshaushalt der beiden Gesellschaften unterscheiden sich voneinander, was auch die unterschiedlichen Rollen des jeweiligen Erinnerungsortes in jeder Kultur begründet (Hahn/Traba 2015: 22). Von deutsch-polnischen Beispielen für gemeinsame sowie geteilte

Erinnerung sind hier unter anderem das Nationalsymbol Adler, Danzig, die Schlacht bei Tannenberg, Galizien, Rosa Luxemburg, Flucht und Vertreibung sowie Juden zu nennen. Parallele Erinnerungsorte repräsentieren hingegen diverse historische Phänomene, werden aber angesichts der Vergleichbarkeit ihrer Funktion in den deutschen und polnischen Identitätsdiskursen auf einen gemeinsamen Nenner gebracht (Hahn/Traba 2015: 23): in der komparativen Analyse von Nationalhymnen, Goethe und Mickiewicz, dem Brief der polnischen Bischöfe und Willy Brandts Kniefall etc. treten besonders deutlich die Mechanismen der diskursiven Konstruktion von Erinnerungsorten hervor (ebd.).

Die drei Kategorien der *lieux de mémoire* bewegen sich jedoch nicht ausschließlich im nationalen Bezugsrahmen: das Mit-, Neben- und Gegeneinander der binationalen Erinnerungsorte funktioniert auch auf der Ebene zahlreicher „Teilidentitäten, seien sie regional, lokal, religiös, konfessionell, ethnisch, ständisch, sozial, genderbezogen oder weltanschaulich“ (Hahn/Traba 2015: 21). Die Erinnerungsorte werden mithin als äußerst heterogene Bedeutungsgefüge verstanden, die mit historisch, sozial und kulturell variablen, teilweise konfligierenden Identitätskonstruktionen verknüpft sind. Aus der strukturellen Komplexität, der Mehrdeutigkeit und der Beziehungshaftigkeit des kollektiven Erinnerns ergaben sich für die Autoren der *Deutsch-Polnischen Erinnerungsorte* mehrere Aufgaben: die Gedächtnisorte waren unter den Gesichtspunkten ihrer Konstruktion, Verbreitungsweisen, Funktionen und Wirkungen zu erforschen (Kończal 2009: 122). Das deutsch-polnische Kooperationsprojekt hat sich insgesamt als durchaus fruchtbar erwiesen: neben einem komplexen Entwurf der Beziehungsgeschichte zweier Nachbarn durch die Linse ihrer Erinnerungskulturen hat das Kompendium maßgeblich dazu beigetragen, „in den verflochtenen binationalen Geschichten die Universalität der Verhandlungs- und Verfestigungsprozesse von Erinnerungsorten aufzuzeigen“ (Hahn/Traba 2015: 29).

Die theoretisch-methodologische Reflexion von *lieux de mémoire*, die dem Sammelwerk *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* zugrunde liegt, wird auch für die Zielsetzung der vorliegenden Arbeit fruchtbar gemacht. Vor allem die funktionale Analyse der Erinnerungsorte in Bezug auf ihre Identitätsrelevanz wie auch die Klassifikation der Erinnerungsorte aus einer beziehungsgeschichtlichen Perspektive sollen hier zum Erkenntnisgewinn beitragen. Daraus ergibt sich auch die Arbeitsdefinition der analytischen Schlüsselkategorie: Erinnerungsorte werden als „narrative Abbriviaturen“ (Straub 2013: 85)<sup>15</sup> des kollektiven Gedächtnisses verstanden, d.h. als symbolische Konstrukte mit einer Doppelreferenz auf historische Phänomene einerseits und ihre narrative Auslegung andererseits, in denen sich Gedächtnis- und Identitätsdiskurse einer oder

---

<sup>15</sup> „Narrative Abbriviaturen sind Zeichen oder Symbole (Worte, Namen, Zahlen, Bilder, Gesten, Körpergestalten und Gesichtsausdrücke, Räume, Plätze, Bauwerke oder allerlei Dinge, usw.), die Erzählungen voraussetzen bzw. gleichsam 'enthalten'. Sie blieben also ohne eine zumindest hinweisende Bezugnahme auf diese impliziten Geschichten (und ihre *zumindest mögliche* [Hervor. i. O.] Entfaltung) schlechterdings unverständlich“ (Straub 2013: 85).

mehrerer Gruppen überschneiden. Im Sinne von Halbwachs bleiben sie stets an gegenwärtige soziale Bezugsrahmen der jeweiligen Gruppen gebunden, worin auch ihr Wandelpotenzial wurzelt. Als erfahrbare Verdichtungen des kollektiven Gedächtnisses werden Erinnerungsorte im kommunikativen Erinnerungsmodus in erster Linie (re-)konstruiert bzw. (re-)interpretiert, im kulturellen Erinnerungsmodus werden sie verfestigt bzw. bewahrt sowie rituell begangen. Sie können sowohl dem Funktions- als auch dem Speichergedächtnis angehören und je nach der aktuellen Identitätsbedürfnisse der Gruppe zwischen diesen wechseln.

Die Analyse der Erinnerungsorte soll anhand von drei Fragestellungen erfolgen, die in Anlehnung an Reinhart Koselleck (2013: 246) und Aleida Assmann (2014: 63) entwickelt worden sind:

### 1) *Wer* erinnert sich?

Ein und dasselbe historische Phänomen kann je nach Gedächtnismilieu bzw. einzelnen Erinnerungsakteuren in unterschiedliche Vergangenheitsbilder umcodiert werden, denn die daran gekoppelten Selbst- und Fremdbilder reagieren auf unterschiedliche soziale Wirklichkeiten. Somit ist es von entscheidender Bedeutung, Erinnerungsorte in Relation zu Identitätsdiskursen einer Gemeinschaft zu setzen. Ein Erinnerungsort kann dabei von mehreren Gruppen auf unterschiedliche Art und Weise angeeignet werden, was für die prinzipielle Polyphonie und eine potenzielle Konflikthaftigkeit von *lieux de mémoire* spricht.

### 2) *Was* und *warum* wird erinnert?

Die diskursive Konstruktion von Erinnerungsorten geht mit der Koordinierung von Gedächtnisinhalten (*was?*) und ihrer Funktion im Identitätshaushalt der Gruppe(-n) (*warum?*) einher. Demnach sieht eine Analyse der Erinnerungsorte vor, dass die von ihnen transportierten Denkfiguren bzw. Narrative wie auch komplexe Geschichtsbilder immer auf ihre Funktion hin überprüft bzw. von ihrer Funktion her erklärt werden. Die Relation Inhalt-Funktion ist dabei „raum- und zeitkonkret“ (Assmann 1992: 38), woraus sich die Notwendigkeit der Historisierung von Erinnerungsorten ergibt. Daher muss auch ihre zeitliche Dynamik mitgedacht werden: mit dem Wandel der rahmenden Gedächtnis- und Identitätsdiskurse verändern sich auch die Vergangenheitsrepräsentationen und ihre Funktionsweisen. Außerdem gilt es, Erinnerungsorte als Teil des Gesamtsystems zu betrachten: sie sollen innerhalb der Erinnerungskultur einer Gruppe lokalisiert werden.

### 3) *Wie* und *wann* wird erinnert?

Zur Beantwortung dieser Frage werden Aneignungs- bzw. Vermittlungswege sowie

Verbreitungsweisen eines Erinnerungsortes untersucht. Sie hängen eng mit der Präsenz eines Erinnerungsortes in der jeweiligen Erinnerungskultur zusammen, sodass die Ursachen und Mechanismen der Verdrängung bzw. des Vergessens von Gedächtnisorten genauso wie die des Gedenkens zu berücksichtigen sind.

Die drei Fragen eignen sich nicht nur für die Analyse von *lieux de mémoire* im Bezugsrahmen einzelner Gruppen, sondern bieten auch die Grundlage für den Vergleich bzw. für die Relationierung mehrerer Erinnerungskulturen, wenn es sich um bi- bzw. transnationale Erinnerungsorte handelt. So können über deskriptiv festgestellte Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Funktionalität eines Erinnerungsortes in den untersuchten Erinnerungskulturen auch die Verflechtungen der kollektiven Vergangenheitsbezüge aufgespürt werden.

## 4. Die deutsche Katastrophenerinnerung

### 4.1. Die Schatten der Geschichte

Das Herzstück der gegenwärtigen deutschen Erinnerungskultur bildet das Phänomen des „negativen Gedächtnisses“, welches sich auf die als belastend empfundene nationalsozialistische Vergangenheit bezieht (Koselleck 2013: 241ff). Das „Schreckenswort Auschwitz“ unterfüttert heutzutage Identitätskonstrukte und Geschichtsbilder der Deutschen, eine „Wiederholungsphobie“ prägt Formen und Muster ihres historischen Erinnerns (Jureit/Schneider 2010: 7); die letzten zeichnen sich durch einen umfassenden Bruch mit der Vergangenheit sowie durch das gleichzeitige Wachhalten der Erinnerung an sie ab.

Wenn auch solcherlei Aufarbeitung der Geschichte derzeit weltweit als vorbildlich gilt (Jureit 2010: 19f), war dies ein langer Weg. Die frühe Nachkriegsgesellschaft der Bundesrepublik konnte die eigene Schuld angesichts trüber Erfahrungen der Kriegsniederlage, der materiellen Not und Vertreibung verdrängen. Die Vergangenheitsbewältigung war damals primär außengeleitet: die Nürnberger Prozesse sowie die Entnazifizierung stellten die Initiativen der Alliierten dar (Reichel 2007: 202). Dabei hat das Nürnberger Tribunal in beachtlichem Maße zur Verdrängung der eigenen Missetaten in der deutschen Bevölkerung beigetragen: schon in der Eröffnungsrede des US-Hauptanklägers Robert Jackson am 21. November 1945 wurde die deutsche Kollektivschuld infrage gestellt, indem eine deutliche Grenzlinie zwischen dem naiven Volk und dem repressiven Diktator mit seinem nächsten Gefolge gezogen wurde (Reichel 2007: 204). So schlussfolgert Peter Steinbach (1981: 27):

„Der Prozeß begünstigte im öffentlichen Bewußtsein die Trennung von Täterschaft und angeblicher Mittäterschaft und damit auch die Mitläufergesinnung, die sich darauf berufen konnte, nicht unmittelbar an Untaten beteiligt gewesen zu sein, aber auch die Frage einer Verantwortung im weiteren, im moralischen Sinne nicht aufkommen ließ.“

Das Zusammenspiel aller Faktoren – negativer Nachkriegserfahrungen, einer unpopulären Entnazifizierung sowie auf wenige Kriegsverbrecher fokussierter Gerichtsprozesse – hat das deutsche Opferselbstbild geschaffen, welches auch in den nächsten Jahrzehnten ihre Wirkung auf das kollektive Gedächtnis nicht verlor.

In den 1950er Jahren stand der Wirtschaftswunder im Zentrum der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit der Bundesrepublik; die NS-Diktatur sowie Holocaust unterlagen weiter dem öffentlichen „Beschweigen“ (Wolfrum 2001: 136). Die Vergangenheit war allerdings gegenwärtig: sei es durch die Wiedergutmachungs- und Entschädigungsgesetze, den Ulmer Einsatzgruppenprozess, die Gründung der Ludwigsburger Zentralstelle zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen oder durch das Medium der Kunst. Die jüngste Geschichte hallte



vor allem im politisch-justiziellen Bereich wider; die westdeutsche Gesellschaft sehnte sich dagegen nach einem Schlussstrich unter der Erinnerung an den Nationalsozialismus und seine Gräueltaten.

Erst in der neuen Dekade wird der Wandel der von Selbstmitleid geprägten Geschichtsbilder in Gang gesetzt. Die großen Strafverfahren der deutschen Rechtsgeschichte – der Eichmann- und der Auschwitz-Prozess – stießen auf eine breite öffentliche Resonanz: sie haben die Bevölkerung „mit der ungeschminkten Schrecklichkeit der Verbrechen konfrontiert“ (Steinbach 1981: 74), aber auch mit der Verstrickung vieler einzelner in die Todesmühlen des NS-Staates. Die juristische „Vergangenheitsbewältigung“ hat sich in den Verjährungsdebatten von 1960, 1965, 1969 und 1979 fortgesetzt, deren Kontroversität, aber auch Offenheit das Aufkommen einer moralischen Auseinandersetzung mit der Schuldfrage andeutete (Axa 2011: 78). Der grundsätzliche Bruch mit dem „kommunikativen Beschweigen“ (Hermann Lübke) der nationalsozialistischen Erblast hat jedoch die Bewegung der 68er katalysiert: durch den für ihre Aktivitäten zentralen Faschismusvorwurf wurde das Thema im politischen Diskurs verankert (Hammerstein 2008).

In den siebziger Jahren verfestigten sich die moralische Sensibilität gegenüber der NS-Vergangenheit sowie die grundsätzliche Überzeugung von historischer Verantwortung Deutschlands nicht nur in der Politik, sondern auch bei immer größeren Teilen der Gesellschaft (Axa 2011: 101). Als plakatives Ereignis kann hier Willy Brandts Kniefall im ehemaligen Warschauer Ghetto am 7. Dezember 1970 genannt werden, welches heutzutage als Symbol für den Beginn eines gewandelten Umgangs mit der NS-Zeit, aber auch mit den Staaten des Ostblocks steht (Koch/Lorenz 2015: 200). Auch ein Medienereignis von 1979 – die US-amerikanische TV-Serie Holocaust – hat immens dazu beigetragen, eine Empathie der deutschen Bevölkerung gegenüber jüdischen Opfern zu erzeugen und infolge dieser Betroffenheit sich einer kritischen Selbstreflexion zu stellen (Steinbach 1981: 80ff).

Die Erinnerungskonstellation der achtziger Jahre war durch ihre Polemik über einen angemessenen Umgang mit der NS-Vergangenheit gekennzeichnet (Axa 2011: 90ff). Die Ära Kohl brachte eine neue Geschichtspolitik hervor, die auf „Normalisierung“ des deutschen historischen Bewusstseins abzielte (Wielenga 1995: 66f) und somit nach neuen Wegen der Geschichtsaufarbeitung suchte. Die Kontroversen um den Israel-Besuch des Bundeskanzlers („Gnade der späten Geburt“) und die Gedenkveranstaltungen in Bitburg/Bergen-Belsen, eine kontrastierende Wahrnehmung von Weizsäcker- und Jenninger-Rede sowie der Historikerstreit von 1986/87 zeigten, dass das Gedächtnis der westdeutschen Gesellschaft sich im Spannungsfeld des Bekenntnisses zur historischen Verantwortung einerseits und dem Drang nach Erlösung andererseits entwickelte (Axa 2011: 92; Wielenga 1995: 70). Allerdings bezeugte dies zugleich, dass „die Erinnerung an Auschwitz in die Identität der Bundesrepublik geradezu eingebrannt“ war, und so stand es den Deutschen damals wie auch heute „nicht frei, ihr zu entkommen“ (Meier 1990: 93).

Nicht nur für die Bundesrepublik, sondern auch für den deutschen Arbeiter-und-Bauerstaat ist der Nationalsozialismus das konstitutive Gründungsereignis gewesen (Reichel 2007: 16). Anders als in Westdeutschland stellte der Antifaschismus in der DDR jedoch von Anfang an eine zentrale Staatsräson dar und erfüllte zugleich eine bedeutende identitätsstiftende Funktion: als „Sieger der Geschichte“ (Reichel 2007: 13) repräsentierte der SED-Staat das schöne neue Deutschland, wo Militarismus und Nazismus für ausgerottet (Art. 6.1. der DDR-Verfassung von 1974) und ihre Wiederkehr für unmöglich erklärt worden sind. Somit „gehörte der Nationalsozialismus nicht mehr zur Eigengeschichte der DDR, sondern nur noch zur Geschichte der kapitalistischen Bundesrepublik“ (Wolfrum 2001: 142f). Folgerichtig schien auch die Schuldkonstellation aufgeklärt: während Westdeutschland die „innerliche Hypothek“ (Meier 1990: 16) der belastenden Vergangenheit übernehmen musste, konnte der Osten weiter sein heroisch-aktivistisches Opferselbstbild hegen (Reichel 2007: 206). Dieses ermöglichte vor allem eine ideologisch verengte Deutung des Faschismus, welche, auf der Dimitroff-These aufbauend, das antikommunistische Wesen des deutschen Nationalsozialismus in den Vordergrund rückte und die sozialistische Arbeiterschaft als tatsächliche Opfer der NS-Diktatur hinstellte (Reichel 2009: 608). Für jüdisches Leid hat sich in dieser Auffassung keinen Platz gefunden: die marxistisch-leninistische Ideologie bot keine Erklärung für antisemitistische Verbrechen im Dritten Reich und barg außerdem in sich selbst antijüdische Ressentiments (Axe 2011: 124f). Somit fehlten auch in der DDR die Erinnerung an und die Betroffenheit vom Holocaust; dieses Thema wurde nur gelegentlich dafür instrumentalisiert, um die nazistische Barbarei im Allgemeinen und den Neonazismus der Bundesrepublik im Besonderen zu brandmarken (Reichel 1995: 39). Das kollektive Gedächtnis der Ostdeutschen wurde also weitgehend vom Staat konstruiert und reglementiert; eine kritische Auseinandersetzung mit sowie eine individuelle Positionierung gegenüber der NS-Vergangenheit waren aus dem öffentlichen Diskurs ausgeschlossen. Dadurch bestand allerdings die Notwendigkeit, die artifizielle, ideologisch geprägte Erinnerung bei der Bevölkerung durch zahlreiche Gedächtnismedien herbeizurufen (Wolfrum 2001: 143f): Rituale, Denkmäler, Texte und Bilder organisierten, ritualisierten und verdichteten (Reichel 1995: 15) die kommunistische Erinnerungskultur rund um die wichtigsten Symbolen, die eine gemeinsame, antifaschistische Identität im Kopf eines DDR-Bürgers verankert haben.

Nach der Wiedervereinigung 1989/1990 hat sich für die deutsche Geschichtspolitik und Erinnerungskultur das Problem einer „zweifachen Vergangenheitsbewältigung“ aufgetan. Nicht nur der Nationalsozialismus, sondern auch die DDR-Diktatur sollte ihren Platz im kollektiven Gedächtnis der zusammenwachsenden Nation finden. Die Aufarbeitung des SED-Regimes erfolgte umfassend und ohne Verzögerung, ganz im Gegensatz zur anfänglichen Verdrängung der „braunen“ Vergangenheit: die Gründung der Stasi-Unterlagen-Behörde (1990) und die Verabschiedung des Stasi-Unterlagen-Gesetzes (1991) sowie die Enquete-Kommissionen des Deutschen Bundestages

(1992-1994; 1995-1998) und die darauf basierende Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur (1998) beweisen eine forcierte erinnerungspolitische Reaktion auf die neuen historischen Herausforderungen (Rudnick 2015: 304f). Trotz aller Befürchtungen, hat der neue Erinnerungsort jedoch nicht die Beschäftigung mit nationalsozialistischen Verbrechen zurückgedrängt: laut Thomas Hertfelder (2017: 373), ließ die „weltpolitische Zäsur der Jahre 1989/90“ sowie der anschließende Vergleich der Diktaturen des 20. Jahrhunderts erst recht die Spezifik der NS-Diktatur entdecken.

Gegenwärtig beruht das „negative Gedächtnis“ zusammen mit dem Bekenntnis zur historischen Verantwortung Deutschlands auf einem breiten Konsens und ist weitgehend institutionalisiert. Dabei hat die Aufarbeitung der beiden Diktaturen, so Aleida Assmann (2013: 115f), seinen Niederschlag in zwei unterschiedlichen Erinnerungsformen gefunden: während der Nationalsozialismus und Holocaust im Zeichen der Vergangenheitsbewahrung stehen, was eine prinzipielle Unabschließbarkeit des Erinnerns impliziert, stützt sich die für die DDR entwickelte Erinnerungskultur auf dem Prinzip der Vergangenheitsbewältigung, wobei man sich doch eine Loslösung von der geschichtlichen Erblast erhofft.

Allerdings kündigt die neue Epoche einen Wandel der Geschichtserinnerung an: das Ableben der Zeitzeugen, der Generationenwechsel, Medialisierung und nicht zuletzt die Einwanderung fordern das deutsche Gedächtnis heraus (Assmann 2013: 13f). Die Stimmen des Unbehagens an der aktuellen Erinnerungskultur Deutschlands werden daher lauter<sup>16</sup>: ins Kreuzfeuer der Kritik geraten vor allem die Tendenzen von Normierung und Viktimisierung des Erinnerns, denen zugrunde enthistorisierte therapeutische Erinnerungsimperative sowie eine viel zu undifferenzierte Täter-Opfer-Konstellation zugrunde liegen (Hertfelder 2017: 375ff). So spricht Ulrike Jureit von der in eine „erinnerungspolitische Sackgasse“ geratenen deutschen Gedenkkultur, welche die Anforderungen einer globalisierten Erinnerungslandschaft kaum erfüllen kann (Jureit 2010: 96). Thomas Hertfelder (2017) verweist dagegen auf die spezifisch deutsche Verwobenheit von Diktaturerinnerung und Demokratiegedächtnis, indem die Geschichte der Bundesrepublik als ein krisenhafter, aber am Ende erfolgreicher Lernprozess präsentiert wird; diese durchaus zeitgemäße Erzählung kann somit verschiedene Deutungsmuster der Vergangenheit integrieren und so dem artikulierten Unbehagen entgegenwirken.

Die deutsche Erinnerung fokussiert sich also heutzutage hauptsächlich auf die zwei erlebten Diktaturen, deren Wahrnehmung jedoch zwischen unterschiedlichen biographischen und generationellen Erfahrungen oszilliert. Gerade jetzt, in der Phase des *floating gap* (Jan Assmann), d.h. bei dem

---

<sup>16</sup> Jureit, Ulrike/ Schneider, Christian (2010): Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Stuttgart: Klett-Cotta; Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Kultur. Eine Intervention. München: C.H.Beck; Morsch, Günther (2015): Das „neue Unbehagen an der Erinnerungskultur“ und die Politik mit der Erinnerung: zwei Seiten der gleichen Medaille, In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 63, Heft 10, 829–848.

Übergang von kommunikativen ins kulturelle Gedächtnis, zeigt sich die ganze Bandbreite der potenziellen Erinnerungen, die miteinander um die Deutungshoheit konkurrieren (Axaer 2011: 171). Trotz aller neueren Entwicklungen kann jedoch festgehalten werden, dass eine prinzipiell unabschließbare Erinnerung an die Shoah und andere Verbrechen des Nationalsozialismus im deutschen Gedächtnis verankert bleibt. Es lässt sich jedoch vermuten, dass einige Erinnerungsangebote wie beispielsweise die geteilte Geschichte Europas wie auch Migrations- und Globalisierungserfahrungen der neueren Generationen in den Vordergrund der Erinnerungskultur der Bundesrepublik bald deutlicher rücken.

#### **4.2. Der historische Kontext in der Bundesrepublik**

Trotz der räumlichen Entfernung und geringer gesundheitlich-ökologischer Auswirkungen in Deutschland<sup>17</sup> hat sich der ukrainische Super-GAU hierzulande zum Archetyp der Risikogesellschaft entwickelt. Wenn ein Jahrzehnt zuvor die Bevölkerung der Bundesrepublik durch die Nuklearkontroverse noch polarisiert wurde, hat sich nach dem sowjetischen Reaktorunfall die Ablehnung der Atomkraft als Mehrheitsmeinung durchgesetzt (Neles 2012: 14). Tschernobyl hat die Realität des abstrakten Restrisikos bewiesen und dadurch einen gesellschaftlichen Konsens hervorgebracht, dass die Gefahren der zivilen Nutzung der Atomkraft nicht mehr ignoriert werden können und die bisherige „risikoblinde“ Energiepolitik einer Wende bedarf. Vom Hintergrund der damaligen soziopolitischen Entwicklungen in der Bundesrepublik erscheint diese Interpretation durchaus konsequent: die Havarie in Tschernobyl fiel auf fruchtbaren Boden der Kernenergieskepsis, welchen die deutsche Anti-AKW-Bewegung in den 1970er Jahren vorbereitet hat. Somit ist ein Rückblick auf „die bislang größte und wirkungsvollste Massenbewegung der bundesdeutschen Geschichte“ (Radkau/Hahn 2013: 288) für eine diskursive Einordnung Tschernobyls unumgänglich.

In Sachen Atomprotest hat Deutschland wohl einen ökologischen Sonderweg beschritten: das Ausmaß sowie die Beständigkeit der deutschen Anti-Atomkraft-Bewegung sind im internationalen Vergleich eine Singularität (Radkau 2011: 211ff). Ein überzeugendes Beispiel dafür ist unter anderem die bundesweite Massendemonstration am 26. März 2011 als Reaktion auf den Super-GAU in Fukushima: an diesem Tag haben rund 250.000 Teilnehmer in mehreren deutschen Großstädten den sofortigen Ausstieg aus der Atomkraft gefordert – eine unerwartete Rekordmobilisierung der

---

<sup>17</sup> Laut des Bundesumweltministeriums lassen sich in Deutschland keine messbaren gesundheitlichen Auswirkungen beobachten; die Strahlenbedingtheit der eingetretenen Krebsfälle ist schwer nachzuweisen. Die mittlere Strahlenbelastung der Bevölkerung infolge von Tschernobyl beträgt heutzutage 0,01 mSv pro Jahr, was deutlich unter den Werten der natürlichen Strahlenbelastung liegt. Von freigesetzten Radionukliden kann nur das langlebige Cäsium-137 zurzeit in Waldpilzen und manchen Wildtieren in Süddeutschland gemessen werden. S. dazu: Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (2010): Tschernobyl und die Folgen. URL: <https://www.bmu.de/themen/atomenergie-strahlenschutz/nukleare-sicherheit/tschernobyl-und-die-folgen/>, Zugriffsdatum: 28.02.2020.

Atomgegner trotz einer relativen Stagnation der Nuklearkontroverse in den Jahren davor.<sup>18</sup> Den Erfolg der deutschen Anti-Atomkraft-Bewegung führt der Historiker Joachim Radkau auf „Wechselwirkungen zwischen Bürgerprotest, Medien, Politik, Verwaltung, Justiz und Wissenschaft“ zurück (Radkau 2012: 117) – eine überraschende Dynamik, wenn man die Anfänge dieser sozialen Bewegung in Betracht zieht. Denn der deutsche Anti-AKW-Protest steht weder in einer direkten Kontinuität mit früheren Protestströmungen in der Bundesrepublik noch lässt er sich durch eine frühzeitige Sensibilisierung der Bevölkerung gegenüber enormen inhärenten Risiken der Kernenergie erklären. So bestanden zwar manche Ähnlichkeiten „in Stil, Struktur und sozialem Profil“ mit der Ostermarschbewegung der 1960er Jahre, doch wurde die Kritik an der zivilen Nutzung der Kernkraft nicht wie etwa in den USA von der Ablehnung der Atomwaffen abgeleitet (Radkau/Hahn 2013: 290ff). Dass diese Verknüpfung erst mit der „neuen“ Friedensbewegung zustande gekommen ist, hat teilweise das Göttinger Manifest der Atomphysiker von 1957 zu verantworten: dadurch, dass die führenden Forscher ihre Beteiligung an der Herstellung der Nuklearwaffen ausdrücklich abgelehnt und sich gleichzeitig für die friedliche Verwendung der Kernenergie ausgesprochen haben, wurde eine scharfe Abgrenzung zwischen militärischer und ziviler Atomkraft vollzogen, welche bis zu 1980er Jahren die Vorstellungen der Deutschen prägte. Insofern wurde die Proliferationsgefahr in der Nuklearkontroverse der 70er Jahre kaum beachtet: „Damals fungierte der Hinweis auf die Bombe eher als Ablenkungsmanöver der Atomlobby“ (Radkau/Hahn 2013: 291).

Auch die unmittelbaren Vorgänger der Anti-Atomkraft-Bewegung – die Achtundsechziger – haben sich erst am Höhepunkt des Protests der Problematik der Kernenergie zugewandt. Ihr Einfluss auf die Atomgegner lässt sich vor allem bei den übernommenen Aktionsformen wie Sit-Ins, Teach-Ins, Happenings, Demonstrationen und Platzbesetzungen feststellen; auch die antikapitalistische Rhetorik, die Verurteilung eines rein technokratischen Fortschritts und nicht zuletzt zahlreiche personelle Kontinuitäten verweisen auf einen Zusammenhang zwischen beiden Bewegungen (Radkau 2011: 156). Doch einen essenziellen Bruch gab es auf der ideologischen Ebene: die Neomarxisten glaubten, dass der gesellschaftliche Fortschritt mit dem Fortschritt der Produktivkräfte und einer umfassenden Verwissenschaftlichung einhergeht; dieser Logik zufolge erschien die Kerntechnik als Inbegriff dieses Fortschritts (Radkau 2011: 226). So schrieb im März 1977 der Studentenführer Rudi Dutschke in seinem Tagebuch: „Die ganze Atom- und Massenmobilisierung in B(rokdorf) und I(tzehoe) bereitet mir theore(tische) und politische Schwierigkeiten. ‚Old Surehand II‘ mit und für die Kinder zu lesen ist leichter“ (Dutschke 2003: 278, zit. nach Uekötter 2015: 146). Erst durch die Internationalisierung der Umweltdebatte um 1970 und vermutlich auch wegen

---

<sup>18</sup> S. dazu: o.V.: Atomstreit trifft Koalition mit voller Wucht, in: SPIEGEL ONLINE, 26.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/rekord-demos-in-deutschland-atomstreit-trifft-koalition-mit-voller-wucht-a-753371.html>, Zugriffsdatum: 29.02.2020.

machtpolitischen Interessen wurde die neue Linke zu einer Kehrtwende in die Richtung der Ökologie veranlasst (Radkau 2011: 227; Uekötter 2015: 145f).

Zur internationalen Umweltbewegung, die in den siebziger Jahren weltweit zugenommen hat und für das neue ökologische Bewusstsein in Deutschland wichtige Impulse lieferte, weist der deutsche Anti-Atomkraft-Protest die deutlichsten Bezüge auf. Die westlichen Konsumgesellschaften fühlten sich zu jener Zeit mit ähnlichen Umweltproblemen konfrontiert, was einen globalen Austausch darüber begünstigen und die Bevölkerung in mehreren Ländern mobilisieren konnte (Uekötter 2015: 103ff). Ein „ökologischer“ Ideen- bzw. Wissenstransfer stand auch am Anfang der deutschen Nuklearkontroverse: die Kritik an der zivilen Nutzung der Kernenergie kommt ursprünglich aus den USA, wo der Bürgerprotest gegen AKWs seinen Höhepunkt bereits in den 1960er Jahren erreichte (Radkau 2011: 216f). In diesem Zusammenhang ist beispielshalber zu erwähnen, dass der Autor des ersten deutschsprachigen Kompendiums der Anti-AKW-Argumenten (*Friedlich in die Katastrophe*, 1973) Holger Stroh hauptsächlich die atomkritische Literatur aus den USA rezipierte, zu welcher er als Gründer und Vorsitzender der deutschen Sektion der *Friends of Earth* gelangte (Radkau 2011: 216). Es darf jedoch nicht ausgeblendet werden, dass trotz des internationalen „Umweltbooms“ der siebziger Jahre sowie anderer bundesweiter Umweltschutzaktionen<sup>19</sup> die Natur an sich in der frühen Anti-AKW-Bewegung eine geringe Rolle gespielt hat: nicht die ökologischen Risiken, sondern die Sorge um „die technische Sicherheit und die menschliche Gesundheit“ erhitzen damals die Gemüter (Radkau 2011: 209f). Radkau vertritt die Ansicht, dass erst in Wendland die Atomopposition zu einer Umweltbewegung in vollem Sinne avancierte: „Die ‚Freie Republik Wendland‘, wo man im Wald mit ‚alternativen‘ Lebensformen experimentierte, wurde zur grünen Legende“ (Radkau/Hahn 2013: 304).

Die Ablehnung der zivilen Kernenergie lässt sich auch nicht bruchlos aus der diachronischen Entwicklung des deutschen Atomdiskurses herleiten: der Protest gegen Kernkraftwerke seit den 1970er markiert einen beachtlichen Einschnitt zur Atomeuphorie der fünfziger Jahre. Denn zu dieser Zeit verknüpfte man mit dem „friedlichen“ Atom eine spektakuläre Zukunftsvision von einer unerschöpflichen, günstigen Energiequelle, welche das Leben der Industrienationen beinahe revolutionieren könnte (Gleitsmann 1987: 24). Diese Begeisterung war vor allem in linken intellektuellen Kreisen verbreitet; Misstrauen erregte die neue Technologie eher bei lokalen Gemeinden, die ihre Lebensweise wie auch ökonomischen Interessen durch Atomprojekte bedroht

---

<sup>19</sup> Parallel zur Anti-Atomkraft-Bewegung hat sich ein starker lokaler Widerstand gegen große Industrie- und Infrastrukturprojekte etabliert: so brachte beispielsweise in 1972 die "Bürgeraktion Umweltschutz Zentrales Oberrheingebiet" die Erweiterung einer Erdö Raffinerie in Karlsruhe zum Scheitern; ein ganzes Jahrzehnt dauerte der Protest gegen eine Industrieanlage des Chemie-Konzerns VEB in Orsoyer Rheinbogen, welcher 1986 mit dem Sieg der Umweltschützer endete; auch die Startbahn West wurde zu einem wichtigen Erinnerungsort der deutschen Umweltbewegung der 1970er und 1980er Jahre. S. dazu: Uekötter, Frank (2015): Deutschland in Grün. Eine zwiespältige Erfolgsgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 126.

sahen.<sup>20</sup> Eine ideelle und teilweise materielle Unterstützung haben örtliche Proteste damals oft aus dem rechten Flügel bekommen: als „früheste[] Keimzelle der Anti-Atomkraft-Bewegung“ gilt die österreichisch-deutsche Vereinigung *Weltbund zum Schutze des Lebens*, die 1958 von Günther Schwab, einem ehemaligen NSDAP-Mitglied und dem Autor der ersten Kampfschrift gegen die zivile Kernenergie *Morgen holt dich der Teufel* (1958), gegründet wurde (Radkau 2011: 118). Die ersten Gegenstimmen wurden allerdings als hinterwäldlerisch bzw. reaktionär gebrandmarkt<sup>21</sup>; in den 1950er Jahren herrschte sogar Angst, den Einstieg ins Atomzeitalter zu verpassen angesichts der Tatsache, dass der Bundesrepublik durch das Kontrollratsgesetz Nr. 25 jegliche Forschung im Bereich der Kernphysik untersagt wurde (Gleitsmann 1987: 26ff). Die Rede des nordrhein-westfälischen Staatssekretärs Prof. Leo Brandt auf dem SPD-Parteitag von 1956 illustriert jene Stimmung besonders anschaulich:

„Wehe aber der Nation unter den bisher führenden, die jetzt den technisch-wissenschaftlichen Anschluss verpasst! Im Unterschied zur ersten industriellen Revolution können heute die politisch befreiten, bisher technisch unterentwickelten Völker Industrienationen werden... Umgekehrt können aber bisherige Industrievölker zurückfallen, wenn sie nicht alles daransetzen, im Rennen zu bleiben. [...] Solche Völker werden in Abhängigkeit zu denen geraten, die [...] den Brennstoff Uran 235 in großen Mengen herstellen können. Ihr Lebensstandard wird zurückbleiben, ihre politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit kann bis zu einer neuen Art kolonialer Abhängigkeit gefährdet werden“ (Gleitsmann 1987: 28).

Die ersten Proteste wie die in Kahl oder Gundremmingen blieben also lokal beschränkt und haben keine allzu große mediale Resonanz erfahren (Uekötter 2015: 128). „Der Übergang von der Prähistorie zum Hauptstrom der Anti-Atomkraft-Bewegung“ sieht Joachim Radkau im Konflikt um den Atomkraftwerk Würgassen, mit dessen Bau an der Oberweser im Jahr 1968 begonnen wurde (Radkau 2013: 300f). Dieser Bürgerwiderstand hat für die ersten Schlagzeilen in der überregionalen Presse gesorgt: am 12. Juli 1968 veröffentlichte Max-Otto Bruker, der damalige Vorsitzende der deutschen Abteilung des *Weltbundes zum Schutz des Lebens*, in der linksorientierten *Deutschen Volkszeitung* den Artikel „Der Notstand der Demokratie – aufgezeigt am Kernkraftwerk Würgassen“, in welchem er der Atomindustrie vorwirft, sie setze die Existenzgrundlagen des deutschen Volkes aufs Spiel und gefährde die deutsche Demokratie durch „Nachrichtensperre, bewusste systematische Fehlinformationen, Verbreitung unwahrer Angaben und diktatorische Maßnahmen“ (Radkau/Hahn

---

<sup>20</sup> Als typisches Beispiel für eine derartige Opposition betrachtet Joachim Radkau der Protest der Schwarzwaldgemeinde Menzenschwand gegen die Uranschlürfung in ihrem Land, wo große Uranvorkommen ab 1957 entdeckt wurden. Aus Sorge um den Fremdenverkehr, der eine wichtige Einnahmequelle für die Bewohner darstellte, lehnte die Gemeinde trotz aller Vorwürfe aus der Presse und Politik die Uranförderung ab; die Gefahr der Radioaktivität wurde dabei in der Debatte nicht berücksichtigt. Erst Jahre später, wo es in Bezug auf Uranprospektion zu einer gütlichen Einigung kam, wollten geschäftstüchtige Dorfbewohner die von den Uranlagern ausgehende Strahlung im Kurbetrieb einsetzen und Menzenschwand zum Radonbad des Schwarzwaldes machen. S. dazu: Radkau, Joachim/ Hahn, Lothar (2013): Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft. München: oekom, 296-299.

<sup>21</sup> So hat die Zeitschrift „Der Stern“ den Bürgermeister der Gemeinde Friedrichstal, wo gegen die Errichtung eines Atommeilers in 1956-1957 massiv protestiert wurde, als einen „Atomreaktionär“ angeprangert, der mit Dreschflegeln gegen den Bau von Forschungsreaktoren kämpfen will. S. dazu: Gleitsmann, Rolf-Jürgen (1987): Die Anfänge der Atomenergienutzung in der Bundesrepublik Deutschland. In: Hermann, Armin/ Schumacher, Rolf (Hg.): Das Ende des Atomzeitalters? Eine sachlich-kritische Dokumentation. München: Moos, 23-41, hier: 39f.

2013: 301; Ergen 2015: 95). Über die „atomare Schlacht um Würgassen“ hat auch die *Süddeutsche Zeitung* am 20. November 1970 berichtet; dabei haben die Kernenergiegegner noch nicht auf provokante, „schlachtartige“ Aktionsformen zurückgegriffen, sondern haben einen Widerstand auf offiziellem Wege geleistet (Radkau/ Hahn 2013: 301). So hat der sogenannte „Würgassen-Urteil“ von 1972 eine wichtige juristische Hürde für die Atomwirtschaft geschaffen, indem die Vorrangstellung der Sicherheit vor der Rentabilität der Reaktoren durch das Bundesverwaltungsgericht besiegelt wurde. Die Möglichkeit eines rechtlichen Vorgehens hat das taktische Arsenal der Anti-AKW-Bewegung maßgeblich erweitert. Doch eine viel größere Öffentlichkeitswirksamkeit konnte der Atomprotest durch plebiszitäre Methoden erreichen, was sich später im Wyhler Widerstand manifestierte.

Die Demonstrationen gegen das geplante Kernkraftwerk in Wyhl am Kaiserstuhl markieren den Aufstieg des zuvor lokalen antinuklearen Engagements zu einer neuen Massenbewegung. Allerdings standen noch am Anfang des Protests die Interessen der ortansässigen Bauern und Winzer im Vordergrund: die hauptsächlich von der Landwirtschaft lebende Bevölkerung am Oberrhein vermutete ungünstige Mikroklimaveränderungen durch den Reaktorbetrieb, was eine Bedrohung für die Agrarlandschaft und den Weinbau darstellte (Rusinek 2009: 658). Somit war die Unterstützung der Einheimischen durch Studierende aus der naheliegenden Universität Freiburg relativ überraschend: in Wyhl entstand „eine in der bundesdeutschen Protestgeschichte bis dahin ungewohnte Allianz“ (Radkau/ Hahn 2013: 302). Der seit Anfang der siebziger Jahre andauernde Widerstand eskalierte in 1975, als die Protestler den Bauplatz des AKW Wyhl besetzt haben. Diese kühne Aktion hat bundesweit Aufsehen erregt und ist auf breite Sympathie in der Bevölkerung gestoßen: vor allem die Bilder der friedlichen Demonstranten, gegen welche mit Wasserwerfern vorgegangen wurde, haben zu zahlreichen Solidaritätsbekundungen geführt (Radkau/ Hahn 2013: 302). Der gewaltfreie Atomprotest in Wyhl diente als Vorbild für weitere Kämpfe gegen die Kernenergie und hat sich mit der Zeit zu einer affirmativen „mythischen Geschichtserzählung“ verdichtet (Rusinek 2009: 652; 661).

Allerdings haben die späteren Anti-AKW-Proteste in Brokdorf (1976) und Grohnde (1977) das positive Bild der Bewegung in der deutschen Öffentlichkeit sichtlich erschüttert. Die blutigen Zusammenstöße von maoistischen K-Gruppen mit der Polizei bezeugten eine „Bürgerkriegsstimmung“ (Radkau 2011: 369) am Bauzaun der Kernkraftwerke und haben die Mehrheit der Bevölkerung abgeschreckt. Der militante Flügel der Atomgegner konnte sich jedoch nicht durchsetzen; bereits in Gorleben wurde der grundlegende Stimmungswechsel der Linken erkennbar: nach dem „deutschen Herbst“ 1977 wollten sie „Signale des Lebens, nicht des Todes“ senden (Radkau 2011: 370). Daher war der Protest gegen eine Wiederaufarbeitungsanlage im niedersächsischen Gorleben durch die Befriedung sowie eine allgemeine Hinwendung zur Natur



gekennzeichnet: „Wiederaufforstung statt Wiederaufbereitung“ stand im Zentrum des neuen Programms, „Gorleben soll leben“ lautete die neue Maxime (Buch 1979: 222). Der Widerstand im Wendland bedeutete aber in vielerlei Hinsicht einen Wendepunkt: das internationale Gorleben-Symposium, welches einer kritischen Projekterörterung dienen sollte, wurde von einem Störfall im US-Atomkraftwerk Three Mile Island am 28. März 1979 und von der bis dahin massivsten Anti-Atom-Demonstration in Hannover mit rund 100.000 Teilnehmern überschattet. So musste die Politik endlich Konsequenzen ziehen – im Mai 1979 erklärte der niedersächsische Ministerpräsident Ernst Albrecht das Gorleben-Projekt für „politisch nicht durchsetzbar“ (Rucht 1980: 15). In jener Koinzidenz der Ereignisse, die anschließend im Triumph der Kernkraftgegner resultierte, sieht Joachim Radkau (2011: 370) den „größte[n] historische[n] Augenblick der deutschen Anti-AKW-Bewegung“.

Wenn auch die beschriebenen öffentlichen Aktionen die nukleare Kontroverse maßgeblich ausgeweitet bzw. in die Mitte der Gesellschaft gebracht haben, darf der Kampf gegen die Kernenergie an anderen Fronten nicht aus dem Fokus geraten, denn eben darin manifestiert sich die Eigenart der deutschen Protestbewegung (Radkau/ Hahn 2013: 305). In diesem Sinne stellen neben den Schauplätzen in Wyhl, Brokdorf, Grohnde und Gorleben deutsche Gerichte einen genauso wichtigen Ort der oppositionellen Tätigkeit dar. So beruht beispielsweise der Ausstieg aus dem Wyhl-Projekt nicht alleine auf einer mangelnden Akzeptanz innerhalb der Bevölkerung, sondern vor allem auf der Forderung des Freiburger Verwaltungsgerichts, die geplanten Reaktoren zwecks der Schadensvorsorge mit einem kostspieligen „Berstschutz“ zu versehen – der Erfolg der Atomgegner war also in mehreren Fällen durch die Unterstützung der Justiz bedingt (Radkau 2011: 446).

Eine bedeutende Rolle im Kernkraftprotest hat auch die Entwicklung einer Gegenexpertise gespielt (Uekötter 2015: 130), zumal die Hauptargumente gegen die Nutzung der Nukleartechnik ihrer inhärenten Risiken entspringen. Dabei weist die Verwissenschaftlichung der deutschen Atomkritik eine interessante Dynamik auf: trotz der Atomeuphorie in den 50er und frühen 60er Jahren findet sich in der damaligen Fachliteratur eine durchaus differenzierte Auseinandersetzung mit Chancen und Gefahren der zivilen Kernkraft, zum Beispiel in den Büchern von Friedrich Münzinger, Lothar von Erichsen, Niels Grosse oder Werner Mialki (Radkau 1987: 310f). Angesichts der milliardenschweren Investitionen in die Atomindustrie seit Ende der 1960er Jahren wurde die Risikodebatte in der Bundesrepublik allerdings verdrängt, sodass der deutschen Protestbewegung zumindest in der Anfangsphase an einer wissenschaftlichen Expertise fehlte (Radkau 2011: 212; 218). Daraus lässt sich auch erklären, wieso der frühe lokale Widerstand nicht die Kernenergie an sich, sondern ihre wirtschaftlichen und teilweise klimatischen Auswirkungen als Zielscheibe gewählt hat. Erst in Wyhl hat sich die grundlegende Skepsis gegenüber der Atomkraft durchgesetzt: wissenschaftliche Einblicke in die Spezifika der neuen Energiequelle, welche die Protestler unter anderem in den

Veranstaltungen der „Volkshochschule Wyhler Wald“ bekamen, haben das Bewusstsein für die prinzipielle Unsicherheit der Kernreaktoren entwickelt. Seitdem wurde „der Widerstand gegen ein konkretes Projekt [...] zugleich als Widerstand gegen das gesamte Atomprogramm verstanden“ (Rucht 1980: 86). Zur allmählichen Verwissenschaftlichung der Nuklearkontroverse haben die bereits erwähnte kritische Dokumentation über Atomkraftwerke von Holger Strohm sowie das Gorleben-Hearing von 1979 einen erheblichen Beitrag geleistet (Uekötter 2015: 130ff).

Einen erbitterten Kampf gegen die Atomenergie führte man letztendlich auf dem politischen Schlachtfeld. Trotz all der ideologischen Heterogenität der Kernkraftkritiker waren sie durch den „Eindruck eines ineinander verfilzten Establishments von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik“ vereint, was ihre Eigeninitiative als Laien begründete (Radkau 2011: 219). Der Unmut über den „Atomfilz“ (Rucht 1980: 76f) wurde in der Bevölkerung auch durch die Angst vor einem Atomstaat verstärkt. Der Begriff geht auf das 1977 veröffentlichte gleichnamige Buch von Robert Jungk zurück: in dieser Schrift wurde das zentrale Feindbild der deutschen Anti-AKW-Bewegung beschwört – die Bundesrepublik, die sich aufgrund der notwendigen Sicherheitsvorkehrungen bei der Kernenergienutzung immer mehr Eingriffe in demokratische Strukturen erlaubt und dadurch „in einen totalitär-technokratischen Sicherheitsstaat“ abrutscht (Rucht 1980: 77; Ergen 2015: 97). Als Fortsetzung derlei Misstrauens lässt sich die Gründung der Grünen in 1980 interpretieren – die neue Partei hat den frustrierten Teilen der Bevölkerung ein alternatives Identifikationsangebot gemacht, welches ohne einen zugespitzten Atomkonflikt deutlich weniger Anreiz gehabt hätte. Somit wurde „[d]ie Energiepolitik [...] zum Prüfstein für die Handlungsfähigkeit der Parteien“ (Hauff 1979: 2, zit. nach Rucht 1980: 92). Dies haben die etablierten Parteien bereits nach den Auseinandersetzungen in Wyhl erkannt, woraus die Bemühungen um einen Bürgerdialog erwachsen sind: die angeblichen Versuche der Abgeordneten, die Perspektive der Atomgegner miteinzubeziehen, manifestieren sich in der Initiative des damaligen Bundesforschungsministers Hans Matthöfer *Bürgerdialog Kernenergie* (1975-1978) sowie in der Einberufung der bundesdeutschen Enquete-Kommission *Zukünftige Kernenergiepolitik* (1979).

Der bundesdeutsche Anti-Atom-Protest der siebziger Jahre hat die Sensibilisierung der breiten Bevölkerung in Fragen der Nuklearenergie in die Wege geleitet. Zwar hat sich zu jener Zeit noch nicht die Ablehnung des „friedlichen Atoms“ als Mehrheitsmeinung durchgesetzt, doch zeigte sich die Öffentlichkeitswirksamkeit der Atomkontroverse bereits darin, dass die meisten Bürger am Ende der 1970er bzw. am Anfang der 1980er Jahre Nutzen und Risiken der Kernkraft zusammengedacht haben.<sup>22</sup> Eine intensive Beschäftigung mit dem Thema seitens kritisch gesinnter Laien hat das Wissen

---

<sup>22</sup> Dies ergibt eine Umfrage zur Kernenergie-Akzeptanz in der deutschen Bevölkerung, welche das Institut für Demoskopie in Allensbach im Zeitraum von 1955 bis 1985 mehrfach durchgeführt hat. Zum Beantworten der unveränderlichen Frage, „ob die Atomkraft ein glückliches Zeitalter [...] oder die Vernichtung der ganzen

über Kerntechnik von einer „unpolitische[n] Experten-Angelegenheit“ (Radkau 1987: 309) in das Gemeingut überführt, welches dann die politische Meinungsbildung maßgeblich bestimmte. Dadurch entdeckte man außerdem die bisher kaum beachteten Schattenseiten der zivilen Atomenergie wie Gefahren der Niedrigstrahlung, katastrophale Störfallmöglichkeiten, das Problem des Atommülls und der damit verbundenen Wiederaufarbeitung, was letztendlich eine objektivere Risikobeurteilung auch für die Nichtfachleute ermöglicht hat (Radkau 1987: 308). Der Zuwachs an technologischem Wissen hat gleichzeitig einer allgemeinen Technikskepsis wichtige Anstöße gegeben (Rothenhäusler 2018: 284ff): zwar wurde das Bedenken gegen Nukleartechnik vom Atomlobby oft als „Ausfluss einer typisch deutschen Ängstlichkeit und technikfeindlichen Romantik“ – Stichwort *German Angst* <sup>23</sup> – denunziert (Radkau 2011: 223), doch hat sich das Hinterfragen dieser wie auch anderer fortschrittlicher Technologien eher aus ihrer zunehmenden Komplexität und der damit einhergehenden Anfälligkeit für Störungen gespeist<sup>24</sup>. Besonders furchteinflößend wirkte dabei die Vorstellung von einem über den „größten anzunehmenden Unfall“ hinausgehenden Super-GAU, welcher allerdings aufgrund einer extrem geringen Eintrittswahrscheinlichkeit leicht ins Abseits geriet. Die Atomkatastrophe von Tschernobyl hat aber die Welt mit der Realität vom Restrisiko konfrontiert und somit das argumentative Patt der Nuklearkontroverse endgültig aufgehoben.

#### **4.3. Der Super-GAU: Reaktionen und Konsequenzen in Westdeutschland**

Wie die Informationspolitik der UdSSR erwarten ließ, hat der Westen von dem Reaktorunglück nicht aus erster Hand erfahren. Im schwedischen Kernkraftwerk Forsmark an der Ostseeküste wurde am 28. April 1986 eine stark erhöhte radioaktive Strahlung gemessen; die gleichen Meldungen kamen aus anderen schwedischen Messstationen, aber auch von den Nachbarn Norwegen und Finnland. Nach der Überprüfung der eigenen Atomanlagen und unter Berücksichtigung der damaligen Wetterlage hat man die Vermutung geäußert, dass die strahlenden Substanzen aus einem sowjetischen Kernkraftwerk entwichen sind. Darüber wurde die deutsche Öffentlichkeit am gleichen Tag in den Fernseh-Nachrichten vom Südwestrundfunk um 19 Uhr informiert. In jener Meldung ging es allerdings noch darum, dass die Atomenergiebehörde in Moskau von einem solchen Zwischenfall

---

Menschheit“ bringen wird, hat man den Befragten vier Antwortoptionen angeboten, die eine uneingeschränkt optimistische, eine moderat optimistische, eine moderat pessimistische sowie eine uneingeschränkt pessimistische Meinung abbilden sollten. Zwar hat in allen Umfragen eine verhalten optimistische Ansicht („Die Atomkraft kann an sich der Menschheit sehr viel nützen, wenn wir lernen, vernünftig damit umzugehen“) den höchsten Anteil erreicht. Auffällig ist jedoch, dass sie in 1975 mit 65% maximal zugenommen hat und seitdem kontinuierlich gesunken ist, während die skeptischen Positionen seit 1975 im Aufwind waren. S. dazu: Dube, Norbert (1988): Die öffentliche Meinung zur Kernenergie in der Bundesrepublik Deutschland, 1955-1986. Eine Dokumentation. WZB- Paper FS II 88-203. Berlin: Wissenschaftszentrum, 9-11.

<sup>23</sup> S. dazu: Radkau, Joachim (2011): Mythos German Angst. Zum neuesten Aufguss einer alten Denunziation der Umweltbewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 56 (5), 73-82.

<sup>24</sup> Auf diesen Zusammenhang hat der US-Soziologe Charles Perrow in der Publikation *Normal Accidents* (1984) eine breite Öffentlichkeit aufmerksam gemacht: seine zentrale These ist, dass mit zunehmender Komplexität und Kopplung eines Systems die Wahrscheinlichkeit eines Störfalls zwangsläufig steigt. S. dazu: Perrow, Charles (1984): *Normal Accidents: Living With High-Risk Technologies*. New York: Basic.

nichts wisse, was sich bereits zwei Stunden später als Vertuschungsmanöver herausstellte: an demselben Abend hat die sowjetische Nachrichtenagentur TASS die eigene Bevölkerung erstmals über die Havarie informiert, was der Südwestfunk nicht unbeachtet ließ. Demnach wurden deutsche Zuschauer der Nachrichten um 21 Uhr bereits davon unterrichtet, dass sich im ukrainischen AKW Tschernobyl ein potentiell schwerer Unfall ereignet hat.<sup>25</sup>

Die ersten Reaktionen der Bundesrepublik auf die Unglücksnachricht waren „von einem Chaos aus Entwarnungen, Alarmmeldungen, Information und Desinformation“ (Arndt 2011: 45) geprägt. Die Einschätzung der unmittelbaren Folgen der Katastrophe hat die westdeutsche Gesellschaft weitgehend polarisiert: die Unsichtbarkeit der Strahlung in Kombination mit mangelhaften Berichten zur aktuellen Lage vor Ort seitens der Sowjetunion ließ sowohl Argumente für als auch gegen eine radioaktive Gefährdung der deutschen Bevölkerung gelten. Die Bundesregierung hat auf eine beschwichtigende Strategie gesetzt:

„Um jeden Preis sollte verhindert werden, daß die Debatte um Sinn und Segen der Atomkraft wieder in Gang käme, daß jenes Mißtrauen sich wieder breitmacht, welches in den siebziger Jahren die Atombauten in Wyhl und Gorleben verhinderte und zu den Bürger-Schlachten um Grohnde und Brokdorf führte“ (SPIEGEL 19/1986: 125).

So hat der damalige Innenminister Friedrich Zimmermann (CSU) bereits am 29. April, als noch keine verlässlichen Informationen zum Unfallhergang wie auch zur Strahlenbelastung zur Verfügung standen, eine gesundheitliche Gefährdung der westdeutschen Bevölkerung ohne Weiteres ausgeschlossen.<sup>26</sup> Früh zeichnete sich also die Richtung der offiziellen Informationspolitik ab: Tschernobyl wurde als ein 2000 Kilometer entfernter Industrieunfall dargestellt<sup>27</sup>, der in keinerlei Relation zu der Bundesrepublik stehen konnte – weder als existentielle Bedrohung noch als Manifestation des Restrisikos, von welchem auch Deutschland nicht abgesichert ist. Letzteres hat die Kalter-Krieg-Rhetorik in Schwung gebracht: man wollte ein Bild von einem „genuin sowjetischen Unfall“ (Arndt 2016: 13) konstruieren, der nicht nur auf technischen Schwächen des sowjetischen

---

<sup>25</sup> "Die amtliche sowjetische Nachrichtenagentur TASS meldete, einer der Reaktoren der Anlage Tschernobyl bei Kiew in der Ukraine sei beschädigt worden. Den Betroffenen werde Hilfe geleistet. TASS machte keine genaueren Angaben darüber, wie viele Menschen bei dem Unfall verseucht wurden, ob das Unglück auch Tote gefordert hat und wann es sich ereignete. [...] Die sowjetischen Medien berichten nur sehr selten über technische oder natürliche Katastrophen. Dies geschieht gewöhnlich nur, wenn es viele Verletzte und erheblichen Sachschaden gegeben hat". S. dazu: SWR2: 28. April 1986: Das Unglück wird bekannt. SWR 2 Archivradio vom 10.03.2016. URL: <https://www.swr.de/swr2/wissen/archivradio/broadcastcontrib-swr-29664.html>, Zugriffsdatum: 23.03.2020.

<sup>26</sup> S. dazu: Friedrich Zimmermann im Interview mit Harald Brand, in: Tagesschau, ARD von 29.04.1986, 20.00-20.15 Uhr, zitiert nach: Jordan, Katrin (2018): Ausgestrahlt. Die mediale Debatte um „Tschernobyl“ in der Bundesrepublik und in Frankreich 1986/87. Göttingen: Wallstein Verlag, 54.

<sup>27</sup> Im oben genannten Interview hat Zimmermann explizit darauf hingewiesen, dass die radioaktive Gefahr nur in einem Umkreis von 30 bis 50 Kilometern um das Atomkraftwerk bestehe, wobei Deutschland vom Ort des Geschehens 2000 Kilometern entfernt sei, was eine Bedrohung für die Bevölkerung der Bundesrepublik ausschließe. Dabei beträgt die Luftlinie zwischen Bonn und Tschernobyl etwas mehr als 1600 Kilometer – offensichtlich wird hier ein Versuch, das Problem weit weg in der Sowjetunion zu verorten und keinen Bezug zur BRD herstellen lassen. S. dazu: Jordan, Katrin (2018): Ausgestrahlt. Die mediale Debatte um „Tschernobyl“ in der Bundesrepublik und in Frankreich 1986/87. Göttingen: Wallstein Verlag, 54-55.

RMBK-Reaktortyps beruhte, sondern auch auf dem politischen System hinter dem Eisernen Vorhang.<sup>28</sup> Die Verankerung des Problems im „technisch-maroden, untergegangenen Staatssozialismus sowjetischer Art“ (Arndt 2016: 13) ließ eine ähnliche Situation in der Bundesrepublik als nahezu unmöglich erscheinen. Nichtsdestotrotz hat Zimmermann bald darauf Prüfmessungen und Sicherheitskontrollen in den eigenen Atomkraftwerken angeordnet – dazu sah er sich lediglich aus Vorsorgegedanken veranlasst. Die Bundesregierung hat sich also für die Strategie der Vorsorge entschieden, wobei es gleichzeitig jegliche Gefahr für die Bevölkerung ausgeschlossen wurde – diese Unstimmigkeit offenbart abermals, dass der Katastrophendiskurs des Bundes auf die Bagatellisierung des Reaktorunfalls und die Beschwichtigung der aufgerüttelten Bevölkerung abzielte.

Es muss jedoch eingeräumt werden, dass die Situation eine immense Herausforderung für die Regierung darstellte: die Strahlenschutzverordnung von 1976 beinhaltete keine Vorgaben für den Fall eines Super-GAU – man bewegte sich also auf rechtlichem Neuland, was die Ausarbeitung der angemessenen Regelungen deutlich verzögert hat. Darüber hinaus verhinderten ausufernde Messdaten unterschiedlicher Laboren wie auch widersprüchliche Expertenmeinungen eine objektive Einschätzung der Katastrophenfolgen – unter diesen Bedingungen hat sich die Strahlenkommission bemüht, brauchbare Vorlagen für zeitnahe Entscheidungen der Bundesregierung anzufertigen (Arndt 2011: 48ff). So hat die Regierung erst am 2. Mai den Verkauf von Milch mit mehr als 500 Becquerel Jod-131 pro Liter untersagt sowie Importbeschränkungen für Lebensmittel aus Osteuropa angeordnet; die offiziellen Empfehlungen der Strahlenschutzkommission wurden dann am 8. Mai bekanntgegeben: als maximale Belastung von Frischmilch wurden 500 Becquerel pro Liter, vom Gemüse 250 Becquerel pro Kilogramm festgelegt.<sup>29</sup>

---

<sup>28</sup> An dieser Stelle ist wieder das ARD-Interview mit Friedrich Zimmermann vom 29.04.1986 aufschlussreich. Auf die Frage von Harald Brand, ob sich ein vergleichbarer Unfall in der Bundesrepublik ausschließen lässt, erwiderte der Innenminister: „Es lässt sich ausschließen, ein solcher Reaktor, wie ihn die Sowjetunion hier gefahren hat und wo das Unglück passiert ist, wäre bei uns in der Bundesrepublik Deutschland überhaupt nicht genehmigungsfähig. Er hat ein Kühlsystem, wir haben vier – wir haben eine vierfache Sicherheit. Deswegen sind die deutschen Reaktoren die teuersten, aber auch die besten in der Welt“. Von Anfang an war also die Bundesregierung um einen Antagonismus von beiden Systemen bemüht: die Deutschen sollten sich nicht nur angesichts der höchsten Sicherheitsstandards geschützt fühlen, sondern auch im Hinblick auf die unterschiedlichen politischen Verhältnisse in West und Ost. So sah Kohls Generalsekretär Heiner Geißler die Ursache des GAU im Kommunismus an sich: es sei ein Gesellschaftssystem, dass Staatsprofite auf dem Rücken von Menschenleben erwirtschaftet, somit sei das Atomkraftwerk Tschernobyl ein typischer Reaktor der proletarischen Revolution. S. dazu: SPIEGEL (1986): Widrige Winde aus Ost-Südost, in: SPIEGEL 19, 05.05.1986. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13516793.html>, Zugriffsdatum: 27.03.2020. Auch im parlamentarischen Diskurs fand die Kalter-Krieg-Rhetorik ihren Niederschlag: die Bundesregierung hat immer wieder versucht, eine Assoziation zwischen dem geographischen Ort „Tschernobyl“ und dem politischen Ort „Sowjetunion“ zu erzeugen. S. dazu: Jacob, Katharina (2017): Linguistik des Entscheidens: Eine kommunikative Praxis in funktionalpragmatischer und diskurslinguistischer Perspektive. Berlin/Boston: De Gruyter, 360ff.

<sup>29</sup> S. dazu: Ehrenstein, Claudia (1996): Die Angst der Deutschen vor dem radioaktiven Fallout, in: DIE WELT vom 09.04.1996. URL: <https://www.welt.de/print-welt/article647146/Die-Angst-der-Deutschen-vor-dem-radioaktiven-Fallout.html>, Zugriffsdatum: 24.03.2020.

Für eine aktive Krisenbewältigung erwies sich außerdem der deutsche Föderalismus als wesentliches Hindernis: keine klare Zuweisung der Kompetenzen im Katastrophenmanagement sowie eine ungenügende Abstimmung von Maßnahmen und Empfehlungen zwischen Bund, Ländern und Kommunen resultierten in eine Kakophonie der Richtlinien zum Schutz der Bevölkerung (Arndt 2011: 50ff). Eine große Verwirrung lösten beispielsweise die festgelegten Grenzwerte für Milch: während die Bundesregierung, wie bereits erwähnt, den Höchstwert von Jod-131 auf 500 Bq/L begrenzt hat, ließ Berlin nur 100 Bq/L und Schleswig-Holstein nur 50 Bq/L zu; mit seiner Bestimmung hat Hessen alle anderen Bundesländer übertroffen – es wurde ein Maximum von 20 Bq/L vorgeschrieben (Böhm 1996: 77). Genauso unterschiedlich waren die Verhaltensempfehlungen für Beruf und Alltag: während die hessische Landesregierung den Bauern untersagte, Kühe ins Freie zu lassen, weideten sie in Baden-Württemberg trotz höherer Strahlenwerte weiterhin auf den Wiesen. Auch Kinder sollten in Hessen nicht mehr draußen spielen – Sport- und Spielplätze hat man vorsorglich geschlossen; in Stuttgart ging die Exekutive aber davon aus, dass Freizeitanlagen für die Nutzung sicher seien (Arndt 2011: 55).

Jene Misskommunikation zwischen staatlichen Akteuren sowie ihr panischer Aktionismus, welche zu einem „Flickenteppich“ an Maßnahmen und Verhaltensempfehlungen führten, mündeten in eine tiefe Verunsicherung der Bevölkerung.<sup>30</sup> Die Desinformationspolitik und das dürftige Krisenmanagement der Regierung wurde auch von den Medien an den Pranger gestellt; doch die mediale Berichterstattung hat selbst zu diesem Informationschaos maßgeblich beigetragen: „Presse, Fernsehen und Rundfunk zitierten ausgiebig die verschiedenen Verlautbarungen und konfrontierten das Publikum mit einer Vielzahl der widersprüchlichen Empfehlungen“ (Jordan 2018: 62). In dieser Situation haben viele Bürger nach alternativen Informationsquellen gesucht, die neutrale bzw. atomkritische Auskünfte geben konnten: dies bescherte unter anderem dem nichtstaatlichen *Institut für angewandte Ökologie* in Freiburg sowie dem *Institut für Energie- und Umweltforschung Heidelberg*, die aus der Anti-Atomkraft-Bewegung hervorgegangen sind, aber auch der linksliberalen *tageszeitung* einen großen Zulauf (Jordan 2018: 64ff). Der Aufklärungslücke begegnete man auch mit Messungen und Empfehlungen von Umweltverbänden und Privatinitiativen oder aber mit der Anschaffung des eigenen Geigerzählers. Eine derartige „Pluralisierung der Informationsquellen“ hat die Deutungshoheit der staatlichen Institutionen noch mehr infrage gestellt (Jordan 2018: 67). Gleichzeitig hat sie aber die Ungewissheit und damit die Ängste der Bevölkerung weiter genährt: die

---

<sup>30</sup> In einer SPIEGEL-Umfrage Anfang Mai sollten die Bürger anhand einer Skala von 1 bis 6 ihre Einschätzung der Situation rund um Tschernobyl äußern. Dabei stand 1 für „überhaupt nicht beunruhigt“, während 6 die Beunruhigung in sehr hohem Maße markierte. 56% der Befragten haben angegeben, dass sie über den Reaktorunfall und seine Auswirkungen auf die Bundesrepublik „in sehr hohem Maße beunruhigt“ sind. Nur 4% haben sich „überhaupt nicht beunruhigt gefühlt“. S. dazu: SPIEGEL (1986): Neue Mehrheit für den Ausstieg. SPIEGEL-Umfrage über Tschernobyl und die Deutschen, in: SPIEGEL 20, 12.05.1986.

URL: <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/13517528>, Zugriffsdatum: 24.03.2020.

Bundesrepublik blieb also vor allem „von den mittelbaren Folgen der Wolke - gemessen in Angst-Becquerel und Strahlenfurcht-rem“ heimgesucht (SPIEGEL 22/1986: 97).

Von diesem Hintergrund fühlten sich die langjährigen Kernkraftgegner, die noch in den 1970er Jahren vor einer Atomkatastrophe gewarnt haben, in ihrer Position bestätigt. Tschernobyl hat für sie ein unbestreitbares Zeugnis für die allgemeine Gefährlichkeit der Kernenergie abgelegt, während das Krisenmanagement der Regierung bewies, dass der Staat nicht in der Lage ist, seine Bürger im notwendigen Maße von einem grenzübergreifenden Super-GAU zu schützen. Der Reaktorunfall in der Ukraine revitalisierte somit die westdeutsche Anti-Atomkraft-Bewegung (Rucht 1994: 451)<sup>31</sup>. Neben der friedlichen Massendemonstrationen manifestierte es sich aber auch in militanten Aktionen radikaler Gruppierungen. Eine besondere Eskalation erfuhr der seit 1981 andauernde Protest gegen eine Wiederaufbereitungsanlage in Wackersdorf: als „Schlacht um die Kernkraft“ betitelte der *SPIEGEL* die gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und der Polizei am Pfingsten 1986, die mit 400 Verletzten auf beiden Seiten endete (SPIEGEL 30/1986). Darüber hinaus kam es bundesweit zu zahlreichen Sabotageakten gegen Energiekonzerne, Kraftwerksbauer und deren Zulieferer (SPIEGEL 32/1986).

Doch das Narrativ von einem genuin sowjetischen Unglück hat sich auch in der breiten Bevölkerung nicht durchgesetzt<sup>32</sup>. Das erodierte Vertrauen in die Politik der Bundesregierung sowie die Angst vor einer ähnlichen Katastrophe in Europa<sup>33</sup> hatten eine zivilgesellschaftliche Mobilisierung zur Folge: so berichtet beispielsweise Thomas Dersee, der ehemalige Herausgeber des *Strahlentelex*<sup>34</sup>, dass nach

---

<sup>31</sup> Zu diesem Schluss kommen auch Karl-Dieter Opp und Wolfgang Roehl nach der Auswertung von Pressemeldungen über Aktivitäten der Atomkraftgegner vor und nach dem Tschernobyl-Unfall: von 1982 bis zum 26. April 1986 gab es zwar eine Vielzahl von Aktionen der Anti-Atomkraft-Bewegung, doch wurden sie immer seltener und die Teilnehmeranzahl nahm beträchtlich ab. Nach dem Reaktorunglück berichtete die Presse allein im Mai 1986 von Demonstrationen in München, Hamburg, Berlin, Biblis, Wackersdorf, Saarbrücken und Bielefeld. S. dazu: Opp, Karl-Dieter/ Roehl, Wolfgang (1990): Der Tschernobyl-Effekt. Eine Untersuchung über die Ursachen politischen Protest. Opladen: Westdeutscher Verlag, 33.

<sup>32</sup> Allerdings haben die meisten Bundesbürger die Gefahr eines ähnlichen Unfalls in der Bundesrepublik eher für gering gehalten: in einer Umfrage vom SPIEGEL vom 12. Mai 1986 erklärt nur eine Minderheit die Gefahr eines Super-GAU in Westdeutschland für „genauso groß wie in der Sowjet-Union“ (24%). Für die meisten Befragten schien ein nicht so schwerwiegender Unfall realistisch: das Risiko einer ähnlichen Lage in der BRD schätzten 31% als „nicht so groß“ und 30% als „weit geringer“ als in der UdSSR ein. Dabei waren nur 10% der Bürger von so gut wie keiner Gefahr überzeugt. Das Narrativ der Bundesregierung hat also nicht die Oberhand gewonnen, denn ein Großteil der Bevölkerung hat ein Reaktorunglück in Deutschland für möglich gehalten. Die Antworten verweisen aber darauf, dass der West-Ost-Konflikt auch weiterhin die öffentliche Meinung geprägt hat. S. dazu: SPIEGEL (1986): Neue Mehrheit für den Ausstieg. SPIEGEL-Umfrage über Tschernobyl und die Deutschen, in: SPIEGEL 20, 12.05.1986. URL: <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/13517528>, Zugriffsdatum: 24.03.2020.

<sup>33</sup> Viele waren zum Beispiel um das französische Kernkraftwerk Cattenom an der saarländischen Grenze besorgt: im 50-Kilometer-Umkreis um den Atommeiler lebten in 1986 779.000 Deutsche, Luxemburger und Belgier sowie 753.000 Lothringer – bei einem Unfall wäre also das Leben von etwa anderthalb Millionen Europäer gefährdet. Nach Tschernobyl waren laut einer Umfrage der konservativen Zeitung *Trierischer Volksfreund* 82,7% der Trier für die Abschaltung des Kernkraftwerks, was eine Zunahme der Atomkritiker in der Höhe von 35% bezeugte. Dies führte zu einem massenhaften Protest gegen Cattenom; viel Zuspruch haben auch die Bürgerinitiativen gegen das französische Atomkraftwerk gefunden. S. dazu: Gerste, Margrit (1986): Kernkraft-Protest im Dreiländereck: Die Angst vor den Beton-Türmen, in: Die Zeit 21, 16.05.1986. URL: <https://www.zeit.de/1986/21/die-angst-vor-den-beton-tuermen/komplettansicht>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.

<sup>34</sup> *Strahlentelex* entstand in 1987 als unabhängiger Informationsdienst zu Radioaktivität, Strahlung und Gesundheit und

Tschernobyl bundesweit mehr als vierzig Elterninitiativen entstanden, deren Mitglieder vor allem selbständige Radioaktivitätsmessungen durchführten (Dersee 2003: 22). Obwohl die meisten von denen sich nach kurzer Zeit aufgelöst haben, bleiben manche Vereine bis heute aktiv: ein gutes Beispiel ist die Initiative *Mütter gegen Atomkraft e.V.*, deren Gründung am 12. Mai 1986, dem damaligen Muttertag, auf die atomare Gefährdung der Gesundheit und der Erziehung von Kindern aufmerksam machen sollte. Mit fast 1000 Mitgliedern veranstaltet der Verein regelmäßig Mahnwachen, organisiert jährliche Sammelaktionen für Tschernobyl-Kinder und engagiert sich in der Öffentlichkeitsarbeit zum Thema Atomgefahren sowie Energiewende.<sup>35</sup> Der gesellschaftliche Einfluss von Tschernobyl zeigt sich auch darin, dass die Katastrophe zahlreiche Kernkraftbefürworter zur Revision ihrer Ansichten bewegt hat. So haben die Gewerkschaften ihre überwiegend positive Haltung zum Ausbau der Kernenergie unter dem Eindruck vom sowjetischen Reaktorunglück geändert: auf dem Bundeskongress zur Energiepolitik im Juli 1986 hat der DGB einen Beschluss zum allmählichen Atomausstieg gefasst (Rucht 1994: 453). Zudem hat Tschernobyl die kirchliche Debatte zur Bewertung der Kernkraft aufs Neue entfacht: während die Synode der Evangelischen Kirche im November 1987 die Kernenergiegewinnung für unvereinbar mit der Bewahrung der Schöpfung erklärte (Vogt 2014: 26), wurde das „friedliche Atom“ innerhalb der katholischen Kirche kontrovers diskutiert<sup>36</sup>. Insgesamt betrachtet hat der sowjetische Unfall „eine Wende für die öffentliche Diskussion um die Atomenergie“ (Roose 2010: 82) herbeigeführt: eine EMNID-Umfrage des SPIEGEL vom 12. Mai 1986 ergab, dass 69% der Deutschen den weiteren Ausbau der Kernenergie ablehnten; dabei waren 12% der Befragten für einen sofortigen, 54% für einen schrittweisen Atomausstieg (SPIEGEL 20/1986). In diesem diskursiven Wandel zeigt sich der zentrale „Tschernobyl-Effekt“ (Opp/Roehl 1990) für die Bundesrepublik: die Nuklearkatastrophe hat das vorher hypothetische Risiko zur Tatsache gemacht und damit den Schwerpunkt der Atomdebatte auf den Ausstieg verschoben.

Die Umbrüche in der öffentlichen Meinung zeitigten erneut eine Diskussion über die westdeutsche Energiepolitik. Den Wendepunkt im parlamentarischen Diskurs sieht die

---

spezialisierte sich in den ersten Jahren nach der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl auf Veröffentlichung von Radioaktivitätsmesswerten in Nahrungsmitteln mit der Angabe der Produkt- und Firmennamen, was den staatlichen Messstellen verboten war. Mit der Zeit entwickelte sich das *Strahlentelex* zu einer Fachzeitschrift über Strahlenschutz, Risikoabschätzung und -kommunikation. Im Dezember 2018 wurde die Herausgabe der Zeitschrift eingestellt. S. dazu: Strahlentelex mit ElektromogReport (o.D.): Die Geschichte des Strahlentelex. URL: <http://www.strahlentelex.de/Geschichte.htm>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.

<sup>35</sup> S. dazu die Webseite des Vereins: <https://muettergegenatomkraft.de>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.

<sup>36</sup> So setzte sich Joseph Kardinal Höfner, der damalige Erzbischof von Köln und Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, für den Atomausstieg ein und empfahl die Sonnenenergie als Alternative. Ebenso die vergleichsweise liberalen Bischöfe von Mainz und von Limburg haben nach Tschernobyl eine Umorientierung in der Energiepolitik verlangt. Doch auch nach der Katastrophe haben viele Kirchenoberen die kernkraftkritischen Tendenzen abgelehnt: besonders in Bayern, wo die CSU auf Atomkurs blieb, haben sich der Erzbischof von München und Freising, Friedrich Kardinal Wetter und der „Atom-Bischof“ von Regensburg, Manfred Müller für die weitere Nutzung der Kernenergie ausgesprochen. S. dazu: SPIEGEL (1986): Kartoffel und Kraut, in: SPIEGEL 40, 29.09.1986. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13521423.html>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.



Kommunikationswissenschaftlerin Katrin Jordan (2018: 68) in der Bundestagsitzung vom 14. Mai 1986. An diesem Tag hat der Bundeskanzler Helmut Kohl im Namen der CDU das bisherige Kernenergieprogramm abermals bejaht<sup>37</sup>: zwar zeigte er Verständnis für Ängste und Sorgen von Bürgern, beteuerte aber gleichzeitig, dass das anspruchsvolle deutsche Sicherheitskonzept die wirtschaftlichen Chancen der Kernenergie auch in der Zukunft nutzen lässt.<sup>38</sup> Als Koalitionspartner hat die FDP dieser Meinung zugestimmt; das defizitäre Krisenmanagement der Regierung wurde ebenso eingeräumt, was als Aufforderung zur Selbstanalyse und zur Verbesserung des Katastrophenschutzes erging.<sup>39</sup> Dagegen sah sich die SPD durch Tschernobyl zu einem kardinalen Richtungswechsel veranlasst: die Verwendung einer hochgefährlichen Technologie hielt die Partei für nicht mehr verantwortbar<sup>40</sup>, womit der Konsens um die Kernkraft gekündigt war. Auf dem Nürnberger Parteitag im August 1986 haben die Sozialdemokraten auf einen mittelfristigen Atomausstieg offiziell Kurs genommen.<sup>41</sup> Für die Grünen dagegen, die aus der Anti-Atomkraft-Bewegung herkamen, war die Forderung nach einer umgehenden Stilllegung aller Kernkraftwerke selbstverständlich. Doch jetzt klang die scharfe Kritik der Grünen an der energiepolitischen Linie der schwarz-gelben Regierung durchaus legitim: „Der Eintritt des vermeintlich unmöglichen 'Super-GAU' bewies, dass sie mit ihren Warnungen recht behalten hatten. 'Tschernobyl' verschob die Beweislast zulasten der Kernenergiebefürworter und -befürworterinnen“ (Jordan 2018: 70).

Allerdings bestanden zu jener Zeit noch kaum Aussichten auf eine Energiewende. Trotz der Versuche der Oppositionsparteien, „den Fallout-Schock in Wählerstimmen umzumünzen“ (Jung 2013: 129), hat sich bei der Bundestagswahl 1987 wieder die atomkraftfreundliche schwarz-gelbe Koalition durchgesetzt. Die Schlussfolgerungen aus Tschernobyl hat die Bundesregierung nur in Bezug auf ihr defizitäres Krisenmanagement gezogen, was primär institutionelle Veränderungen zur Folge hatte. Der erste Schritt war die Gründung des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit am 6. Juni 1986: dadurch wurden einerseits wichtige Kompetenzen an einer Stelle gebündelt, was ein einheitliches Vorgehen im Ernstfall sicherte; andererseits wurde die Entwicklung der Kerntechnologie von der Kontrolle ihrer Sicherheit getrennt, was die Manipulierung des Strahlenschutzes verhindern sollte (Jordan 2018: 72). Des Weiteren hat die Regierung am 19. Dezember 1986 das Strahlenschutzvorsorgegesetz erlassen, welches die Befugnisse der Länder stark

---

<sup>37</sup> Obwohl die meisten Mitglieder der Partei an der kernenergiefreundlichen Position festhielten, gab es auch kritische Stimmen aus der CDU. Nach der Katastrophe von Tschernobyl haben sich die Atomgegner vor allem in der Initiative „Christliche Demokraten gegen Atomkraft“ (CDAK) zusammengefunden.

<sup>38</sup> S. dazu: Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16522-16528. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

<sup>39</sup> S. dazu: Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16542-16544. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

<sup>40</sup> S. dazu: Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16554-16558. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

<sup>41</sup> Sozialdemokratische Partei Deutschlands (1986): Sichere Energieversorgung ohne Atomkraft. Beschluß zur Energiepolitik der SPD, Parteitag in Nürnberg 25.-29.08.1986. Informationsdienst der SPD 12, September 1986. Bonn.

beschnitt und die Zentralisierung der Messdaten sowie die Festlegung von Grenzwerten und anderen Vorsorgemaßnahmen dem Bundesumweltministerium überließ. Die Reformen im Bereich der bundesdeutschen Atompolitik standen dagegen nicht auf dem Plan – der Atomausstieg wurde erst im Jahr 2000 möglich, als die rot-grüne Bundesregierung ihre Agenda umsetzen konnte.

Doch nicht die Politik alleine verhinderte nach Tschernobyl einen Durchbruch für erneuerbare Energien. Zur jener Zeit fehlte es auch an der technischen Kompetenz sowie an Entwicklungsstrategien für die Nutzung alternativer Energiequellen; angesichts des ersten Klimaalarms, der sich im berühmten SPIEGEL-Titel mit dem zur Hälfte unter Wasser stehenden Kölner Dom manifestierte<sup>42</sup>, geriet die Kohle ebenso in Verruf (Radkau/ Hahn 2013: 309f). Obwohl der energiepolitische Neubeginn in der Bundesrepublik grundsätzlich ausblieb<sup>43</sup>, lassen sich die Langzeitwirkungen von Tschernobyl nicht übersehen. Durch die Politisierung des Reaktorunfalls hat die Energiewende „von einem Randthema zu einer zentralen energiepolitischen Fragestellung“ avanciert (Lange/ Surkov 2017). Die Atomkraft hat dagegen ihre Zukunftsperspektive verloren und galt seitdem als „Übergangs-“, bzw. „Brückentechnik“: sogar konservative Politiker betrachteten sie als vorübergehende Lösung und begrüßten nachhaltige Energiequellen (Ergen 2015: 175f). Der umgeschlagenen politischen Stimmung fielen die AKW in Kalkar und Wackersdorf zum Opfer: der „Schnelle Brüter“ in Kalkar ging nie in Betrieb, denn die SPD-geführte Landesregierung von Nordrhein-Westfalen hat ihm nach Tschernobyl keine Genehmigung erteilt; an der Wiederaufarbeitungsanlage in Wackersdorf, die erst in Verbindung mit einem Brutreaktor Sinn ergab, haben die Betreiber schließlich jegliches Interesse verloren (Radkau 2011: 371). Für die westdeutsche Atomwirtschaft generell wurde der sowjetische Reaktorunfall zum Beschleuniger eines allmählichen Niedergangprozesses: neben großen zeitlichen Verzögerungen, deutlichen Kostenüberschreitungen sowie der geringen Akzeptanz bei dem Ausbau der Kernenergie wurde die Atomindustrie auch mit dem Mangel an der Planungssicherheit konfrontiert, da ein weiterer Super-GAU sich nicht völlig ausschließen ließ (Radkau/Hahn 2013: 327ff).

---

<sup>42</sup> S. dazu: SPIEGEL (1986): Die Klimakatastrophe. Ozon-Loch Pol-Schmelze, Treibhaus Effekt: Forscher warnen. 11.08.1986, Nr. 33.

<sup>43</sup> Obwohl der Atomausstieg aufgrund der mangelnden politischen und technologischen Voraussetzungen in Westdeutschland nicht beschlossen wurde, kann man die Anfänge der Energiewende nach Tschernobyl auf der lokalen Ebene besonders gut beobachten. Als bestes Beispiel gilt die Gründungsgeschichte der Elektrizitätswerke Schönau (EWS), die in den Medien unter dem Namen „Schönauer Stromrebell“ bekannt wurden. Das Unternehmen ist aus der Bürgerinitiative im kleinen Schwarzwalddorf hervorgegangen, deren Mitglieder nach Tschernobyl zum Atomausstieg bzw. zur Energiewende lokal beitragen wollten. Die Gruppierung hat am Anfang die Stromeinsparungen sowie die Produktion von Ökostrom durch Wasserkraftwerke, private Blockheizkraftwerke und Photovoltaikanlagen gefördert. Im Kampf gegen den örtlichen Energieversorger KWR, welcher die bestehenden Energieversorgungsstrukturen mit Atomkraft zementieren wollte, haben die Schönauer Energie-Initiativen im Januar 1994 die EWS als Gegengewicht gegründet. Nach zwei erfolgreichen Bürgerentscheiden wurden die EWS 1996 zum neuen lokalen Stromversorger gewählt; mithilfe einer bundesweiten Spendenkampagne *Ich bin ein Störfall* und unter der Beteiligung von 750 Privatpersonen wurde auch der Kauf des Stromnetzes ermöglicht. Seit 1998 bietet das Unternehmen Ökostrom bundesweit an und hat sich auch in der Biogas-Branche etabliert. S. dazu: Elektrizitätswerke Schönau: Die Geschichte der EWS. URL: <https://www.ews-schoenau.de/ews/geschichte/>, Zugriffsdatum: 01.04.2020.

Somit erscheint plausibel, die sowjetische Katastrophe vor allem im Hinblick auf ihre diskursive Wirkung in der Bundesrepublik zu verorten: zwar hat sie nicht den Atomausstieg nach sich gezogen, dafür aber einen produktiven Wandel der öffentlichen Meinung zur Atomkraft. Der Super-GAU stellte im technischen, aber auch im politischen Sinne eine bisher ungeahnte Herausforderung dar. Der Eintritt eines vermeintlich unmöglichen Ereignisses verunsicherte Staatsfunktionäre sowie Fachleute und führte dazu, dass keine klare, konsequente Zivilschutzstrategie zustande kam. Infolge eines mangelhaften Krisenmanagements der staatlichen Akteure hat auch die beschwichtigende Informationspolitik kaum funktioniert: die Mehrheit der Bevölkerung stellte die offiziellen Auskünfte infrage und war auf der Suche nach alternativen Informationsquellen. Die Pluralisierung der Stimmen in der Debatte um die Auswirkungen von Tschernobyl, wozu der deutsche Föderalismus ungewollt beigetragen hat, erwies sich als Chance für die Verbreitung der kernenergiekritischen Positionen in der Öffentlichkeit, nicht zuletzt durch die Medien. Dabei beruht der diskursive Erfolg dieser Ansichten auf der westdeutschen Anti-Atomkraft-Bewegung in den Jahren zuvor, welche die Bevölkerung der Bundesrepublik für die Themen der Sicherheit der Nukleartechnologie sensibilisieren konnte. Tschernobyl wurde also zum Katalysator von neuen kollektiven Zukunftsvisionen, in denen der Fortschritt nicht mehr mit der Kernenergie, sondern mit erneuerbaren Energien assoziiert wurde<sup>44</sup>.

#### **4.4. Tschernobyl und seine Wahrnehmung in der DDR**

Auch das sozialistische Deutschland wurde von der radioaktiven Wolke aus der Ukraine betroffen. Und obwohl eine breite gesellschaftliche Diskussion zu Folgen von Tschernobyl sowie zur staatlichen Atompolitik in der DDR ähnlich wie in der Sowjetunion ausgeblieben ist, hat das tragische Ereignis dennoch eine umweltbewusste Dissidenz vitalisiert, die ihren kernkritischen Positionen unbedingt Gehör verschaffen wollte. In einem undemokratischen System, wo die Energiepolitik unter wirtschaftlich schwierigen Bedingungen betrieben wurde und darüber hinaus mit dem sozialistischen Fortschrittsdogma eng verzahnt war, stellte das jedoch eine immense Herausforderung dar.

Die internationale Atomeuphorie hat auch in Ostdeutschland ihren Niederschlag gefunden, als der sozialistische Staat 1955 in die Atomforschung eingestiegen ist. Es wurde ein ehrgeiziges

---

<sup>44</sup> In diese Interpretation sind die Ideen von Joachim Radkau eingeflossen, die er im Rahmen der Konferenz „Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator? Umweltpolitische Praxen, Strukturen, Wahrnehmungen im Wandel (1970er – 1990er Jahre)“ in Berlin 2016 vorgetragen hat. In seinem Beitrag verwies der Historiker auf den Zusammenhang der Energie- bzw. Atompolitik mit gesellschaftlichen Zukunftsentwürfen und betrachtete die Wirksamkeit von „Tschernobyl“ vom Hintergrund der bereits bestehenden Handlungspotentialen, welche auf die westdeutsche Anti-AKW-Bewegung zurückzuführen sind. S. dazu: Radkau, Joachim (2016, 2. Dezember): Tschernobyl: Wendepunkt oder Katalysator der Umweltpolitik? Ein Vortrag auf der Tagung „Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator? Umweltpolitische Praxen, Strukturen, Wahrnehmungen im Wandel (1970er–1990er)“, 02.12.2016 – 03.12.2016 Berlin. URL: <https://youtu.be/NqKHO1ZXQXo>, Zugriffsdatum: 01.04.2020; Lange, Sophie/ Surkov, Anastasia (2017): Tagungsbericht: Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator? Umweltpolitische Praxen, Strukturen, Wahrnehmungen im Wandel (1970er–1990er), 02.12.2016 – 03.12.2016 Berlin, in: H-Soz-Kult, 15.02.2017. URL: [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6999](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-6999), Zugriffsdatum: 01.04.2020.

Kernenergieprogramm beschlossen: dem kurzfristig gegründeten Amt für Kernforschung und Kerntechnik zufolge beabsichtigte die DDR bis 1970 etwa 20 Atomanlagen zu errichten (Kahlert 1988: 28). 1956 wurde anschließend das Zentralinstitut für Kernforschung (ZfK) in Rossendorf bei Dresden ins Leben gerufen, ein Jahr später ging gleichenorts der erste Forschungsreaktor in Betrieb. Doch bereits seit den frühen sechziger Jahren zeichnete sich eine Stagnation bzw. Krise in der Atomkraftentwicklung ab: der tatsächliche Energiebedarf fiel bei Weitem nicht so groß aus wie prognostiziert, sodass der weitere Ausbau der AKW aus der volkswirtschaftlichen Perspektive sich nicht mehr verantworten ließ (Abele 2000: 14f). Ein weiterer hemmender Faktor, mit welchem der Historiker Mike Reichert (1999: 24) gar das Scheitern der DDR-Atomwirtschaft erklärt, war die Abhängigkeit des ostdeutschen Nuklearsektors von sowjetischen Importen: seit 1965 wurden sämtliche Hauptkomponenten von Atomreaktoren aus der UdSSR bezogen, was den Verzicht auf die Eigenständigkeit in Forschung und Entwicklung der Großtechnologie besiegelte. Darüber hinaus war der DDR sogar die Nutzung der heimischen Uranvorkommen durch den „großen Bruder“ verwehrt: die Förderung des Rohstoffes im sächsisch-böhmischen Erzgebirge hat seit 1947 die SDAG Wismut übernommen; und während die Sowjetunion daraus großen Nutzen für die eigene Atomindustrie zog, hat das Unternehmen die Wirtschaft der DDR in hohem Maße belastet.<sup>45</sup>

Im Endeffekt verfügte die DDR nur über drei Forschungsreaktoren und zwei Atomkraftwerke: 1966 ging das erste Kernkraftwerk Rheinsberg in Brandenburg ans Netz, zwischen 1973 und 1979 wurden vier Reaktorblöcke des AKW Greifswald bei Lubmin fertiggestellt. Anfang der 1980er Jahre wurden auch die Bauarbeiten für das Atomkraftwerk Stendal aufgenommen, welches man als größte Nuklearanlage auf deutschem Boden konzipiert hat; allerdings haben die erheblichen Konstruktionsfehler, Bauverzögerungen und Kostensteigerung dazu geführt, dass der Atomriese nie hochgefahren wurde. Die Entsorgung des Atommülls konnte vorerst durch die Endlagerung in der Sowjetunion gewährleistet werden; 1970 hat die DDR das eigene Endlager in Morsleben eingerichtet – dabei haben die Expertenmahnungen bezüglich der mangelnden Standsicherheit des Salzstocks keinerlei Beachtung bei der zuständigen Behörden gefunden.<sup>46</sup> Im Vergleich zur Bundesrepublik wies also die ostdeutsche Atomwirtschaft eine deutlich geringere Effizienz auf. Aber nicht nur im quantitativen, sondern vor allem im qualitativen Sinne konnte die DDR dem Westen nicht

---

<sup>45</sup> Die sowjetische Seite hat die Preise für das DDR-Uran durch ein Festpreissystem manipuliert, infolge dessen die Tätigkeit der SDAG Wismut auf staatliche Subventionen stets angewiesen blieb. S. dazu: Sacharow, Wladimir W. (2011): Uran für das strategische Gleichgewicht. Die SAG/SDAG Wismut im sowjetischen Atomkomplex, in: Bosch, Rudolf/Karlsch, Rainer (Hg.): Uranbergbau im Kalten Krieg. Wismut in sowjetischen Atomkomplex. Band 1: Studien. Berlin: Christoph Links Verlag, 85ff.

<sup>46</sup> 1969 hat das Deutsche Brennstoffinstitut vor einer großen hydrologischen Gefährdung des Salzbergwerks gewarnt. Zwei Jahre später haben auch die DDR-Gutachter keine ausreichende Standsicherheit des zentralen Teil der Grube festgestellt. Nichtsdestotrotz hat das Staatliche Amt für Atomsicherheit und Strahlenschutz der DDR dem Endlager im April 1986 eine Dauerbetriebsgenehmigung erteilt. S. dazu: Deggerich, Markus/ Fröhlingdorf, Michael (2008): Merkels Atlas, in: SPIEGEL 43/2008 vom 20.10.2008, 47.

URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-61366517.html>, Zugriffsdatum: 03.04.2020.

standhalten: für den rohstoffarmen, wirtschaftlich schwachen Staat spielte die Kostenfrage bei dem Ausbau des Atomarks eine entscheidende Rolle – an der Reaktorsicherheit hat Ost-Berlin stets gespart, was die westlichen Nachbarn in hohem Maße beunruhigte.<sup>47</sup> Trotz jener desolaten Verhältnisse hat die Kernkraft ihren Platz im ideologischen Lehrgebäude der DDR nie verloren: die Großtechnologie diente als Symbol einer modernen sozialistischen Leistungsgesellschaft, die sich auf dem Weg hin zu „wissenschaftlich-technischen Revolution“ befand.<sup>48</sup>

Unter solchen politisch-ideologischen, aber auch ökonomischen Voraussetzungen konnte sich in der DDR keine breite Anti-Atomkraft-Bewegung wie in der Bundesrepublik entfalten. Eine Kritik an der energiepolitischen Entscheidungen des Staates mündete zwangsläufig in eine Systemkritik, welcher das SED-Regime mit Überwachung und strafrechtlichen Maßnahmen begegnete<sup>49</sup>. Dazu haben die meisten Umweltaktivisten nicht die Kernkraft, sondern die Luftverschmutzung durch Braunkohle als Hauptproblem der sozialistischen Republik betrachtet (Radkau 2011: 521). So hat sich die frühe ostdeutsche Umweltbewegung<sup>50</sup> unter dem Schutzdach der Evangelischen Kirche zuerst auf näherliegende Probleme konzentriert: zur Diskussion standen die Landschaftszerstörung durch Braunkohlenbergbau, das Waldsterben im Erzgebirge, die sinnlich wahrnehmbare Luft- und Wasserverschmutzung wie auch wilde Mülldeponien in vielen Kommunen (Langsdorf/ Hofmann 2014: 2f).<sup>51</sup> Dabei hat das Kirchliche Forschungsheim Wittenberg unter der Leitung von Hans-Peter Gensichen einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der alternativen Umweltszene in der DDR geleistet: mit zahlreichen Publikationen, Seminaren, Ausstellungen sowie Informationsveranstaltungen trieb die Bildungseinrichtung die Sensibilisierung der Bevölkerung für Umweltschutz voran und diente gleichzeitig der Vernetzung der Öko-Interessierten aus dem ganzen

---

<sup>47</sup> So haben die Experten aus der Bundesrepublik, aber auch aus Dänemark und Schweden die Bauweise der DDR-Reaktoren, die über keine Sicherheitsbehälter und Notkühl-Systeme verfügten, scharf kritisiert. S. dazu: SPIEGEL (1979): Sicher mal heiß, in: SPIEGEL 51/1979 vom 17.12.1979. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-39685907.html>, Zugriffsdatum: 04.04.2020.

<sup>48</sup> Interessant ist dabei, dass die ideologische Schwarzweißmalerei auch die Beurteilung der Sicherheit der Nukleartechnologie prägte. In seiner Studie deckt Joachim Kahlert eine reduzierende Logik der sozialistischen Lehre auf, welche die Schwierigkeiten und Risiken der Kernenergienutzung auf kapitalistische Produktionsverhältnisse zurückgeführt, wohingegen Sozialismus als ökonomisches und politisches Fundament für Sicherheit und Beherrschbarkeit des „friedlichen“ Atoms bietet. S. dazu: Kahlert, Joachim (1988): Die Kernenergiepolitik in der DDR. Zur Geschichte uneingelöster Fortschrittshoffnungen. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik, 59ff.

<sup>49</sup> So berichtet beispielsweise der Umweltschützer und Mitbegründer der Grünen Partei in der DDR Ernst Paul Dörfler in einem ZEIT-Interview davon, dass in seinem VHS-Kurs zum Thema Ökologie gleichzeitig fünf Stasimitarbeiter seine Vorträge protokollierten. Andere Versuche, Dörfler zu verunsichern, unternahm auch sein Vorgesetzter. Die Angst, mit einem Berufsverbot belegt oder gar verhaftet zu werden, hat seine Tätigkeit immer begleitet. S. dazu: Lingenhöhl, Daniel (2010): "Meine Überwachung war nahezu perfekt". Ein Interview mit Ernst Paul Dörfler, in: ZEIT ONLINE vom 04.10.2010. URL: <https://www.zeit.de/wissen/umwelt/2010-10/elbe-umweltschutz-sd>, Zugriffsdatum: 06.04.2020.

<sup>50</sup> Zur Geschichte der Umweltbewegung in der DDR s. Neubert, Ehrhart (1997): Geschichte der Opposition in der DDR 1949 - 1989. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 346), 445-455.

<sup>51</sup> Die katastrophale Öko-Bilanz der DDR hängt eng mit dem Versagen der staatlichen Umweltpolitik: während man in den 1950er und 1960er noch mancherlei innovative Ansätze zur Lösung der Umweltprobleme in Betracht zog, war die Ära Honecker von der Stagnation im Bereich des Umweltrechts und des Institutionengefüges geprägt. S. dazu: Huff, Tobias (2014): Über die Umweltpolitik der DDR. Konzepte, Strukturen, Versagen, in: Geschichte und Gesellschaft 40 (2014), 523 – 554.

Land (Neubert 1997: 449). In der kirchlichen Umgebung haben sich auch die ersten atomkritischen Stimmen erhoben: so hat beispielsweise der Mecklenburger Tierarzt Berndt Seite viel Aufsehen erregt, als er auf der lutherischen Generalsynode in 1980 die Evangelikaler zur Thematisierung der friedlichen Kernenergienutzung aufforderte (Neubert 1997: 448). Ein Jahr früher hat sein Glaubensbruder, der Chemiker und Theologe Joachim Krause seine Vorbehalte gegen die Atomkraft in einer Eingabe an das SAAS geäußert: große Sorgen bereiteten ihm etwa gesundheitliche Risiken durch Spaltprodukte, die Schwierigkeiten der Endlagerung, die mangelhaften Notfallpläne zum Zivilschutz sowie der langfristige Kurs der staatlichen Kernenergiepolitik generell (Abele 2000: 93). Auch das KfHW unterstützte die Verbreitung von differenzierten Meinungen zur Kernkraft: in der hauseigenen Zeitschrift *BRIEFE zur Orientierung im Konflikt Mensch-Natur*, welches seit Januar 1981 zweimal jährlich erschien, wurden kontroverse Erörterungen in Fragen der Umwelt- und Kernenergiepolitik abgedruckt. Interessant sind unter anderem die Abschnitte aus dem Briefwechsel der regierungsnahen Zeitung *Volksstimme* mit dem Theologen und Chemiker Gerhard Loettel, der sich um einen öffentlichen Diskurs zu Risiken der Atomkraft bemühte (Neubert 1997: 455). Dabei haben die ostdeutschen Atomgegner das westliche Gedankengut aktiv rezipiert: nicht nur gesundheitliche, sondern auch soziopolitische Konsequenzen der friedlichen Kernenergienutzung wie der viel beschworene Atomstaat gingen in die Argumentation der Kritiker ein (Abele 2000: 94f).

Der Staat hat die aufkommende Umweltbewegung sowie die schleichende Kernenergieskepsis in den intellektuellen Kreisen aufmerksam beobachtet. Dabei setzte er nicht ausschließlich auf repressive Methoden, sondern versuchte auch im direkten Gespräch auf eine potenziell gefährliche öffentliche Meinung Einfluss zu nehmen: auf die Einladung des Staatssekretärs für Kirchenfragen Gregor Gysi fand zum Beispiel am 6. März 1980 ein Wissenschaftlergespräch zwischen Fachleuten und Kirchenfunktionären statt, indem die letzten über die Sicherheit der Atomkraftwerke eines Besseren belehrt wurden (Neubert 1997: 448). Doch der Mehrwert solcher Veranstaltungen ließ sich bezweifeln, denn die wissenschaftliche Expertise wurde stets durch staatliche Anweisungen manipuliert bzw. an die Energiepolitik des Regimes angepasst. Von diesem Hintergrund blieb die Problematisierung der Atomkraft in der DDR weitgehend aus. In der Öffentlichkeit fehlte es an Deutungsspielräumen in Bezug auf Nutzen und Risiken der Kernenergie; ihre lang anhaltende positive Wahrnehmung beruhte nicht zuletzt auf der Gegenüberstellung mit der Braunkohle (Radkau 2011: 528) – der hohe Kohlendioxidausstoß, der zu einer fühlbaren Belastung der Atmosphäre führte, wurde als größere Not angesehen als ein hypothetischer Super-GAU. Als maßgebliches Hindernis muss man auch die beschränkten Handlungsmöglichkeiten der Umweltinitiativen bzw. einzelner Aktivisten erachten: in einem totalitären Staat war das höchste Gebot unauffällig vorzugehen und jegliche Unterwanderung zu vermeiden – jene Vorsichtigkeit und Misstrauen haben die

Öffentlichkeitswirkung der Atomkritik beeinträchtigt sowie eine breite Vernetzung der Gleichgesinnten gehemmt (Radkau 2011: 530f).

Unter solchen Voraussetzungen konnte die Katastrophe von Tschernobyl keinen öffentlich ausgetragenen Konflikt um die Kernenergienutzung in der DDR auf breiter Front auslösen. Nichtsdestotrotz ist daraus die Saat des Zweifels an der Atomsicherheit sowie an der staatlichen Energiepolitik aufgegangen, was mehrere DDR-Bürger zu einem verstärkten Engagement gegen Kernkraftwerke veranlasste. Vor allem hat eine offensichtliche Desinformationspolitik der SED negative Reaktionen in der Bevölkerung hervorgerufen: viele Ostdeutsche haben sich anhand von westlichen Berichten über den Reaktorunfall informiert, was die Fragwürdigkeit der offiziellen Meinung in der DDR bestätigte. Somit geriet Ost-Berlin bei seinem Umgang mit der Katastrophe von Anfang an in politische Bedrängnis: einerseits stand die sozialistische Regierung durch die „Systemkonkurrenz“ mit der Bundesrepublik unter massiven Handlungsdruck, andererseits musste sie sich an die Handlungsanweisungen aus der Sowjetunion richten, die erwartungsgemäß auf die Verharmlosung des Unfalls abzielten (Arndt 2011: 67).

Dass Moskau in erster Linie auf die Verheimlichung der Wahrheit setzte, zeigt die Informationssperre zu Tschernobyl in den ersten Tagen nach der Reaktorexlosion. Das Staatliche Amt für Atomsicherheit und Strahlenschutz der DDR wurde erst am 28. April 1986 von der Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEA), also aus zweiter Hand über die erhöhten Radioaktivitätswerte in Schweden informiert. Die ersten Reaktionen der DDR-Führung auf die Nachricht stimmten mit der Herangehensweise der Bundesregierung größtenteils überein: es wurden vor allem eine intensive Strahlenüberwachung sowie die Überprüfung der Sicherheit von Atomkraftwerken im eigenen Staatsgebiet angeordnet; auch die sogenannten „Richtwerte“ für die radioaktive Belastung von Milch und Blattgemüse wurden festgelegt (Arndt 2011: 68ff). Der entscheidende Unterschied war, dass die DDR-Bürger davon kaum was erfahren haben, während man im Westen gerade durch zahlreiche, oft widersprüchliche Meldungen und Maßnahmen überfordert war. Von Beginn an wurden also das Krisenmanagement und die Informationspolitik der Partei sowie der Sicherheitsbehörden einem einzigen Ziel untergeordnet – dem Aufrechterhalten der Deutungshoheit zwecks der „ideelle[n] Schadensminimierung“ (Kahlert 1988: 104) wie auch zur Abwehr der ökonomischen Folgen des Unfalls. Letzteres veranschaulicht die Regelung für die Richtwerte bei verstrahlten Nahrungsmitteln besonders gut: im Gegensatz zu Grenzwerten in der Bundesrepublik waren die von dem SAAS empfohlenen Richtwerte deutlich flexibler, denn auch ihre kurzfristige Überschreitung als unbedenklich galt. So konnten die ursprünglich für Export bestimmten Esswaren, die wegen erhöhter Radioaktivitätswerte – für Spinat wurden beispielsweise bis 2675 Bq/Kg bei dem Richtwert 1000

Bq/Kg registriert<sup>52</sup> – sich ins Ausland bzw. in die BRD nicht mehr absetzen ließen, in den DDR-Verkauf gehen (Stude 2016). Mit Zorn erinnert sich Sebastian Pflugbeil (2003: 25), einer der bekanntesten ostdeutschen Atomkritiker, daran, wie der von westlichen Einfuhrbeschränkungen betroffene Kopfsalat zuerst in die Kaufhallen in Ost-Berlin landete, wo er allerdings nicht gekauft und daher in Kindergärten und Schulen serviert wurde.

Den politisch-ideologischen Schaden wollte die SED hauptsächlich durch die Manipulationen der medialen Berichterstattung verhindern. Von der Katastrophe wurde die Bevölkerung zum ersten Mal am 29. April 1986 offiziell benachrichtigt: die kurze TASS-Meldung, welche vor einem Tag sowjetische Bürger ebenfalls vernommen haben, wurde vom *Neuen Deutschland* auf Seite 5 abgedruckt und später auch gegen Ende der abendlichen Nachrichtensendung vorgelesen. Am 30. April, als die gesundheitlichen Konsequenzen des Reaktorunfalls sich noch nicht abschätzen ließen, erschienen im *Neuen Deutschland* und in der *Berliner Zeitung* drei Verlautbarungen offizieller Institutionen, in denen sich die staatliche Interpretation der Ereignisse manifestierte: zwar hat man zwei Unfallopfer sowie das „Entweichen einer gewissen Menge radioaktiver Stoffe“ erwähnt, doch wurden gesundheitsgefährdende Verstrahlung der Bevölkerung wie auch die Möglichkeit eines ähnlichen Unglücks in DDR-Kernkraftwerken ausgeschlossen (Kahlert 1988: 98f). Der darauf folgenden Berichterstattung zu Tschernobyl lagen die gleichen Deutungsmuster zugrunde – es wurden nur diejenigen Informationen und Meinungen veröffentlicht, welche die Position des Regimes bekräftigt haben. Alle Berichte, die aus diesem Raster herausfielen, hat man den einfachen Bürgern vorenthalten. Ein markantes Beispiel für jene mediale Indoktrinierung stellt die Rezeption westlicher Stellungnahmen dar. Plötzlich fanden sich in der ostdeutschen Medien mehrere Äußerungen „kapitalistischer“ Regierungen und Experten wie die Mitteilung des Bonner Innenministeriums, dass die Gesundheit der Bevölkerung zu keiner Zeit gefährdet war, oder die Erklärung der französischen Spezialisten darüber, dass lebensbedrohende Radioaktivität nur innerhalb eines 10-km-Umkreises um das ukrainische Kraftwerk auftritt (Kahlert 1988: 100). Differenzierte, atomkritische Auffassungen wurden dagegen als Hysterie oder Propaganda abgetan, wobei man genauso wie in der Bundesrepublik auf die Kalter-Krieg-Rhetorik zurückgriff: den Bürgern wurde nahegelegt, dass es sich bei der Kritik der Sowjetunion „um gezielte Panikmache handelt, die die Weltöffentlichkeit von den Abrüstungsinitiativen der Sowjetunion ablenken soll“ (Neues Deutschland 1986). Darauf, dass diese Beschwichtigungsversuche von der Bevölkerung mehrheitlich erkannt wurden und dadurch für noch mehr Verunsicherung sorgten, verweisen unter anderem die Eingaben an das SAAS kurz nach der Katastrophe. Von insgesamt 244 Ersuchen zwischen dem 30. April und dem 9. Mai 1986 bezogen sich 30% auf mögliche Gesundheitsrisiken

---

<sup>52</sup> BStU (Hg.): Bericht Nr. 14 zur Strahlensituation auf dem Territorium der DDR infolge der Havarie im KKW Tschernobyl/UdSSR, 7.5.1986, 15 Uhr, MfS, HA XVIII, Nr. 11647, T. 1, Bl. 176–185.



bei Reisen in die UdSSR und Polen, 25% auf die Kontaminierung von Blattgemüse und noch 25% auf die unzureichende Informationspolitik der Behörden (Abele 2000: 97). Somit ist es nicht wunderlich, dass viele DDR-Bürger durch die westliche Berichterstattung ihrem Informationsbedürfnis nachkamen und die Handlungsempfehlungen aus der Bundesrepublik befolgten: die vollen Regale und leere Spielplätze in der DDR waren „sichtbarer Ausdruck der Westorientierung der Bevölkerung“ (Stude 2016).

Durch den Wunsch nach Aufklärung und Partizipation in Fragen der Atomenergie haben die DDR-Oppositionellen einen weiteren Impetus erhalten. Die Problematisierung der zivilen Kernkraftnutzung, die bisher in der Gesellschaft kaum Resonanz finden konnte, schritt nach Tschernobyl auf mehreren Ebenen voran. In der Evangelischen Kirche, die schon früher Atomgegner und andere kritische Geister in Obhut nahm, hat der sowjetische Reaktorunfall kontroverse Reaktionen ausgelöst, obwohl man sich meistens um neutrale Stellungnahmen bemühte (Abele 2000: 100f). Bemerkenswert war jedoch, dass die Ablehnung der Kernkraft auch in höheren Kirchenkreisen abgekommen ist: so hat die Synode der EKV in Potsdam in ihrem Beschluss vom 25. Mai 1986 eine Forderung gestellt, über den sukzessiven Abbau der DDR-Atommeiler offen zu diskutieren (Neubert 1997: 627). Nicht zuletzt hat dazu Sebastian Pflugbeil von der Gruppe *Ärzte für den Frieden* beigetragen, der sich mit einer Eingabe an die Konferenz der Kirchenleitung des BEK wandte, um die Kirche auf die Gefahren der Nukleartechnologie aufmerksam zu machen und ihre Unterstützung für engagierte Kernkraftgegner zu gewinnen (Neubert 1997: 627).

Einen deutlich schärferen Ton haben die Autoren des umfangreichen Positionspapiers *Tschernobyl wirkt überall* angeschlagen, welches mit 141 Unterschriften am 5. Juni 1986, dem Weltumwelttag, an die Regierung sowie an die staatliche Nachrichtenagentur ADN überreicht wurde. Im Appell, dessen Initiatoren den Ost-Berliner Oppositionsgruppen *Gegenstimmen* und *Friedrichsfelder Friedenskreis* angehörten, wurde eine entmündigende Informationspolitik auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs angeprangert, die sowohl vor als auch nach Tschernobyl auf die Verharmlosung der zivilen Kernenergienutzung abzielte. Die mehrseitige Schrift ging aber über eine situationsbezogene Atomkritik hinaus – auf einem hohen wissenschaftlichen Niveau thematisierte sie die Gefahren der Atomkraftwerke, den Zusammenhang zwischen friedlichem und militärischem Einsatz von Kernenergie wie auch systemkonkurrenzbedingte Hintergründe der Atompolitik. Daraus wurde eine Reihe von Forderungen abgeleitet: Baustopp für das Kernkraftwerk Stendal und für die Erweiterung des KKW Greifswald, Atomausstieg bis 1990, Ausbau der erneuerbaren Energien und die Einführung von energiesparenden Maßnahmen sowie Veröffentlichung aller Messdaten (Klein 2007: 264). Somit war der Appell darauf ausgerichtet, „einer Sensibilisierung und Problematisierung des tabuisierten Themas Atompolitik den öffentlichen Boden zu bereiten“ – eine eigenständige Urteilsbildung von Bürgern und ihre Teilnahme an der atompolitischen Debatte erscheinen als

Hauptanliegen dieser Eingabe (Klein 2007: 263). Politische Partizipation bezweckte auch der „Offene Brief an die Volkskammer der DDR“ vom 16. Juni, in welchem ein für die damaligen Verhältnisse radikaler Anspruch erhoben wurde – die Verfasser des Briefes, Mitglieder der *Initiative Frieden und Menschenrechte*, haben zum ersten Mal in der Geschichte Ostdeutschlands eine verfassungskonforme Volksabstimmung über den weiteren Ausbau der Kernenergie gefordert (SPIEGEL 27/1986). In Form einer Willenserklärung wurde der Brief unter der Bevölkerung weit verbreitet – trotz der persönlichen Risiken haben mehr als 1000 Bürger durch Mitunterzeichnung ihre Unterstützung für eine solche Initiative bekundet (Neubert 1997: 628). Derlei Eingaben an die staatlichen Organe<sup>53</sup> wie auch vereinzelte Protestaktionen gegen Kernkraftwerke vor Ort, bei deren Organisation vor allem das Engagement der Bürgerrechtlerin Erika Drees<sup>54</sup> zu erwähnen ist, belegen erhebliche politische Auswirkungen von Tschernobyl: die Entmündigung der Bevölkerung durch Desinformation bzw. Geheimhaltung wichtiger Fakten hat die ökologische Thematik in der DDR mit der Kritik an einem totalitären Regime verbunden, welches seine Selbsterhaltung gegenüber dem Gesundheitsschutz priorisierte.

Da eine Missleitung der Bürger in erster Linie durch die Hemmung der öffentlichen Diskussion zur Atomkraft und somit durch einen geringen Kenntnisstand zu Strahlenrisiken möglich wurde, haben sich viele Umweltaktivisten nach Tschernobyl auch um eine argumentative Basis für eine kritische Beurteilung der Kernenergie bemüht (Abele 2000: 102). Abermals hat die kirchliche Protektion dabei eine entscheidende Rolle gespielt. So wurde die in 1986 gegründete Umwelt-Bibliothek an der Berliner Zionskirchengemeinde nicht nur zu einer zentralen Anlaufstelle der DDR-Oppositionellen, sondern auch zu einer wichtigen Bildungsinstitution, welche der Bevölkerung zahlreiche Fachwerke, Seminare sowie eigene Veröffentlichungen zu nuklearen Fragestellungen angeboten hat. Einen großen Erfolg hatte unter anderem das dritte Berliner Ökologieseminar zum Thema „Atomkraft und

---

<sup>53</sup> Zu erwähnen sind außerdem die Erklärung der Pfarr- und Glaubensgemeinde Berlin-Lichtenberg vom 1. Mai 1986, in welcher die Abschaltung der Atomanlagen gefordert wurde; das Schreiben des Pfarrers Rainer Eppelmann und anderer 13 von 5. Juni 1986 mit der Forderung nach Baustopp in Stendal und Greifswald sowie nach einer sofortigen Stilllegung aller Atomanlagen; der Brief des Pankower Friedenskreises an die sowjetische Botschaft, der zu einem Gespräch über die Atompolitik mit dem 2. Botschaftssekretär führte. S. dazu: Klein, Thomas (2007): "Frieden und Gerechtigkeit!": die Politisierung der Unabhängigen Friedensbewegung in Ost-Berlin während der 80er Jahre. Köln/Weimar: Böhlau Verlag, 264.

<sup>54</sup> Erika Drees (1935-2009) hat sich als Umweltschützerin und Friedensaktivistin in der DDR einen Namen gemacht. Nach der Katastrophe von Tschernobyl hat sich die studierte Ärztin insbesondere gegen den Bau des Atomkraftwerks in der Nähe von Stendal eingesetzt, wo sie mit ihrer Familie seit 1975 lebte. Durch gewaltfreie Protestaktionen, wie die Verteilung von Flugblättern und Fotomontagen zum Tschernobyl-Unfall, die Mitwirkung bei einer Gedenkveranstaltung zum Jahrestag des Reaktorunglücks in 1988 sowie durch die erste offiziell angemeldete Demonstration in Stendal am 6. November 1989, trug Drees maßgeblich zu einem atomkritischen Diskurs in der DDR bei. Zusammen mit anderen Gleichgesinnten hat sie auch die Bürgerinitiative *Energiewende Stendal* ins Leben gerufen. Wegen ihres Engagements wurde sie von der Staatsicherheit stets überwacht; 1958 verbrachte sie wegen Spionageverdachts sogar neun Monate in Haft. 1989 hat Erika Drees den Gründungsauftrag des Neuen Forums mitunterzeichnet. Die zivile Kernenergienutzung beschäftigte die Aktivistin auch nach der Wiedervereinigung: für zahlreiche Aktionen gegen Atomkraftwerke wurde sie zu Geldstrafen, 2002 sogar zu einer sechswöchigen Haftstrafe verurteilt. S. dazu: Ahrberg, Edda (2014): Erika Drees geborene von Winterfeld. Ein politischer Lebensweg 1935 bis 2009. 2. Auflage. Hasenverlag: Halle. (EDITION Zeit-Geschichte(n), Band 4)

alternative Energien“, welches die Umwelt-Bibliothek am 6. November 1986 organisiert hat: etwa 100 Vertreter unterschiedlicher Ökogruppen aus dem ganzen Land versammelten sich, um über die Folgen von Tschernobyl wie auch über die Probleme und Chancen der Energiewirtschaft in der DDR zu diskutieren (Arndt 2011: 90f). Aus den Vorträgen der Seminarteilnehmer entstand der Reader *Morsche Meiler*, welcher Anfang 1987 von der UB im Ormig-Verfahren gedruckt und verbreitet wurde. Andere Druckschriften, die wesentliche Anstöße zur Meinungsbildung in Sachen Atomkraft lieferten, sind ebenso als Arbeitsmaterialien für evangelische Gemeinden erschienen. 1987 brachte das Kirchliche Forschungsheim Wittenberg die Abhandlung von Joachim Krause heraus, in welcher das grundlegende Wissen zur Kernspaltung, zum Reaktoraufbau, zum Kernkraftzyklus sowie zur Energiepolitik vermittelt wurde. Im Auftrag des Bundes der Evangelischen Kirchen in der DDR wurde 1988 auch „für den innerkirchlichen Gebrauch“ die Studie *Energie und Umwelt* verfasst – „der bis dahin umfangreichste Umweltreport, der jemals in der DDR zusammengestellt worden war“ (Högselius 2010: 43). Als „einen sehr bemerkenswerten Coup der Kernkraftkritiker“ in Ostdeutschland bezeichnet Joachim Radkau (2011: 528) die von Michael Beleites erarbeitete Untergrundschrift *Pechblende – Der Uranbergbau in der DDR und seine Folgen*, die im Juni 1988 mit Unterstützung vom Kirchlichen Forschungsheim Wittenberg veröffentlicht wurde. Der besondere Wert dieser Dokumentation lag darin, dass der Autor „ein Risikopotential von Tschernobyl-Dimension“ (Radkau 2011: 529) aufgedeckt hat: der intensive Uranabbau im Erzgebirge durch die SDAG Wismut hat derlei dramatische ökologische bzw. gesundheitliche Schäden verursacht, dass sie bis heute nicht vollständig behoben werden konnten.<sup>55</sup> Mit der Entwicklung einer staatlich unabhängigen kritischen Expertise im Bereich Kernenergie, die erst nach Tschernobyl einen starken Auftrieb bekommen hat, wurde also das Fundament zu einer differenzierten, öffentlichkeitswirksamen Diskussion der zivilen Atomkraftnutzung in der DDR gelegt.

Bis zur Wende haben die ostdeutschen Umwelt- und Friedensgruppen energiepolitische Fragen nicht mehr aus dem Blickfeld verloren (Arndt 2011: 91). Auch der sowjetische Super-GAU blieb in den oppositionellen Kreisen weiterhin präsent: 1988 fand zum zweiten Jahrestag des Reaktorunfalls eine Gedenk- und Protestveranstaltung in der Stendaler Domgemeinde statt, welche von dem *Friedenskreis Stendal* unter der Leitung von Erika Drees organisiert wurde und die Risiken von AKW sowie die Probleme der Energiepolitik in der DDR thematisierte (BStU 2016: 64ff). Interessant ist die Entscheidung, die kritische Botschaft des Seminars durch die Lesung aus Christa Wolfs *Störfall* einzuleiten – ein Hinweis darauf, dass die Verunsicherung jener Tage, welche die Schriftstellerin in

---

<sup>55</sup> Obwohl der Uranbergbau in Sachsen und Thüringen mit der Wende beendet wurde, stellen die hinterlassenen Altlasten trotz einer umfangreichen Sanierung weiterhin eine ökologische Gefahr dar: so muss zum Beispiel das radioaktiv belastete Sickerwasser in der Region noch über Jahrhunderte aufbereitet werden. S. dazu: Hamm, Horst (2015): Strahlende Landschaften, in: Süddeutsche Zeitung vom 04.04.2015. URL: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/uranabbau-in-ostdeutschland-strahlende-landschaften-1.2421153-0>, Zugriffsdatum: 19.04.2020.

der Erzählung literarisch aufarbeitet, die Erinnerung an die Katastrophe von Tschernobyl maßgeblich geprägt hat. Repressive Maßnahmen des MfS sowie inszenierte Versuche des Staates, einen Dialog über die Kernenergie anzubieten,<sup>56</sup> konnten den aufkeimenden Atomprotest nicht verhindern (Neubert 1997: 629). Und obwohl in der DDR keine massenhafte Anti-Atomkraftbewegung wie in der Bundesrepublik entstanden ist, haben die Kernkraftgegner hierzulande deutlich schneller als ihre westlichen Gleichgesinnten einen Enderfolg erreicht: im Zuge der Wiedervereinigung wurden alle Reaktoren auf dem ostdeutschen Territorium abgeschaltet; ebenso wurden die Bauarbeiten im Kernkraftwerk Stendal eingestellt. Zwar lässt sich die Stilllegung der ostdeutschen Atommeiler vor allem auf die neue Energiepolitik und auf die wirtschaftlichen Interessen der westdeutschen Energieunternehmen zurückführen (Abele 2000: 105ff; Radkau 2011: 528), doch haben auch die DDR-Atomkritiker bei dieser Entscheidung mitgewirkt. Die Stimme des Protests verkörperte insbesondere Sebastian Pflugbeil, der als Minister ohne Geschäftsbereich in der Regierung Modrows politischen Einfluss erlangte. Zusammen mit anderen Experten hat er 1990 im Auftrag des Runden Tisches ein Gutachten zur Sicherheit der DDR-Reaktoren verfasst: die überzeugenden Beweise für ihren kritischen Zustand und die daraus resultierende Forderung nach ihrer umgehenden Abschaltung „bereiteten [...] den Boden für einen vollständigen Ausstieg aus der Kernenergienutzung in der DDR“ (Abele 2000: 107).

Trotz der manipulierten Informationspolitik und der Verhinderung einer unabhängigen Meinungsbildung hat das Reaktorunglück von Tschernobyl auch in Ostdeutschland einen Perspektivenwechsel in Sachen Kernenergie eingeleitet. Der Störfall im „Bruderland“ hat die sozialistische Fortschrittsideologie und die darauf beruhende technozentrische Politik der SED infrage gestellt. In den intellektuellen Kreisen führte dies zu einem Gesinnungswandel: so erschienen seit 1986 in der Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften *spectrum* mehrere Artikel mit unkonventionellen Reflexionen zu Risikotechnologien (Abele 2000: 88) – die Wahrnehmung der Atomkraft in der DDR wurde so um mancherlei kritische Standpunkte erweitert, wobei der Aspekt

---

<sup>56</sup> Die Reaktionen der staatlichen Akteure auf Eingaben und andere Protestaktivitäten fielen unterschiedlich aus, doch waren sie alle durch ein Ziel gekennzeichnet: „Das Entstehen einer Antiatomkraftbewegung wie in der Bundesrepublik war für die Machthaber der SED-Diktatur dabei ein Schreckens-Szenario, dessen Nachahmung es in der DDR zu verhindern galt“ (Stude 2016). So zielten die zentralen MfS-Befehle darauf ab, jegliche öffentlichen Aktionen zum Thema Kernkraft zu unterbinden, die Kontakte der Oppositionellen nach Westen zu minimieren und angebliche „Störenfriede“ zu überwachen; darüber hinaus waren die Aktivisten oft den Zersetzungsmaßnahmen bzw. Eingriffen ins private Leben ausgesetzt. Als öffentlichkeitswirksame Manöver haben sich staatliche Behörden und wissenschaftliche Einrichtungen um einen Austausch mit Protestlern bemüht: ein gutes Beispiel ist das Sachgespräch der Vertreter der KKL mit dem Atomwissenschaftler Klaus Fuchs, das am 5. September 1986 unter Leitung des Staatssekretär für Kirchenfragen stattfand. Auf die Argumente gegen Kernenergie wurde dabei kaum eingegangen, denn das wahre Anliegen des Treffens war, die Nukleartechnologie ins rechte Licht zu rücken. S. dazu: Neubert, Ehrhart (1997): Geschichte der Opposition in der DDR 1949 - 1989. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, Band 346), 628f; Stude, Sebastian (2016): Tschernobyl und die Stasi, in: Deutschland Archiv, 21.04.2016. URL: [www.bpb.de/225219](http://www.bpb.de/225219), Zugriffsdatum: 21.04.2020.

der nuklearen Sicherheit in den Vordergrund rückte. Grundsätzlich mangelte es aber weiterhin an Voraussetzungen für eine freie Atomdebatte in der breiten Öffentlichkeit – verständlicherweise hat die meisten Bürger Angst vor Repressionen davon abgehalten, die Informations- und Atompolitik der Regierung zu kritisieren. Doch auch in der DDR traten in diesem Fall ähnliche Verdrängungsmechanismen wie in den sowjetischen Teilrepubliken ein: diffuse Befürchtungen vor einer eher abstrakten Nuklearkatastrophe, deren Auswirkungen sinnlich unzugänglich blieben, wurden bald von alltäglichen Sorgen abgelöst. Einen guten Beleg dafür bieten die Eingaben der Bürger an das SAAS zwischen 1986 und 1989: während viele Menschen kurz nach der Reaktorexpllosion um eine Auskunft zur möglichen Gesundheitsgefährdung ersuchten, ist man nach 1987 hauptsächlich zu den alten Themen wie die Wohnraumbeschaffung, die Anerkennung von Strahlenschäden als Berufskrankheit oder die Gesundheitsprobleme durch den Uranbergbau zurückgekehrt (Abele 2000: 100). Ein grundlegender Meinungswandel in Bezug auf Kernenergie ist also in Ostdeutschland weitgehend ausgeblieben. Als identitätsstiftendes Ereignis hat Tschernobyl in der DDR vor allem für oppositionelle Gruppen Bedeutung erlangt: die sowjetische Katastrophe wurde zum politischen Argument gegen die totalitäre Regierung, zu einem Bindeglied zwischen Umweltengagement und Systemkritik. Doch für die Entstehung einer einheitlichen Anti-Atomkraftbewegung fehlte es auch nach Tschernobyl an gemeinsamen Zielen und Strategien – bis zur Wende schwankten die ostdeutschen Kernkraftgegner zwischen einem radikalen Protest gegen das „friedliche Atom“ und einem Dialog mit dem Staat, der seinen Bürgern in Fragen Atompolitik mehr Mitbestimmung gewähren sollte (Abele 2000: 102).

#### **4.5. Die schlummernde Erinnerung?**

Nach der Wiedervereinigung hat die Atomdebatte zeitweilig an medialer Präsenz verloren (Arndt 2011: 92) – erst die Castor-Transporte seit der Mitte der 1990er Jahre bescherten dem Thema erneut die große öffentliche Aufmerksamkeit. Bei den Protesten gegen die strahlende Fracht wurde auch auf den sowjetischen Reaktorunfall gerne zurückgegriffen: „Tschernobyl ist das Stalingrad der Atommafia“ lautete eine der Heraufbeschwörungen auf den Spruchbändern der Demonstranten (Werner 2020). In 1998 hat die Kernkraftkontroverse ihren Höhepunkt erreicht, als die rot-grüne Regierung kurz nach ihrem Amtsantritt die Vorbereitungen für den im Koalitionsvertrag festgelegten mittelfristigen Atomausstieg aufnahm. Dabei wurde der 4. Reaktorblock zu einem häufigen Referenzpunkt in der Auseinandersetzung mit der geplanten Gesetzesnovelle: der Super-GAU ließ sich als historischer Meilenstein oder politische Motivation argumentativ heranziehen und war schon damals als Wahrnehmungsraster aus der Geschichte der deutschen Atomwirtschaft bzw. Atompolitik nicht wegzudenken.<sup>57</sup>

---

<sup>57</sup> So hat beispielsweise der damalige grüne Umweltminister Jürgen Trittin bei den Sondierungsgesprächen mit den viel

Doch nachdem der „Atomkonsens“ zwischen der Bundesregierung und der Energiewirtschaft erzielt wurde, was 2002 in die gesetzliche Verankerung des Atomausstiegs mündete, wurde Tschernobyl schon wieder der Geschichte überantwortet. Ihre Mobilisierungskraft konnte die Erinnerung an den Super-GAU erst gegen Ende der 2000er entfalten, als die deutsche Gesellschaft sich erneut in einen Glaubenskrieg um die Kernenergie stürzte: diesmal wurde die Nuklearkontroverse durch den Beschluss zur Laufzeitverlängerung der AKW veranlasst, was viele Bürger als Rückkehr zur alten Energiepolitik interpretierten. Das Vorhaben der schwarz-gelben Koalition sorgte für viel Unmut und führte zu Massenprotesten – oft wurde dabei „eine Renaissance der Anti-Atom-Bewegung“ (Paulsen 2010) suggeriert.<sup>58</sup> Eine der größten Widerstandsaktionen jener Zeit war eine 120 Kilometer lange Menschenkette zwischen den Kernkraftwerken Krümmel und Brunsbüttel, an der sich 100.000 bis 120.000 Bürger beteiligt haben. Das Veranstaltungsdatum am 24. April 2010 richtete sich an den 24. Jahrestag des Reaktorunfalls in der Ukraine – der Rückgriff auf Tschernobyl in der Situation einer wieder aufgeflammt Atomdebatte zeigt, dass die Erinnerung daran im kollektiven Gedächtnis der Deutschen verankert und daher leicht abrufbar ist, um die Bevölkerung gegen die Kernkraft zu mobilisieren.

Allerdings wurden die Pläne der Bundesregierung erst 2011 durch die Nuklearkatastrophe im AKW Fukushima<sup>59</sup> endgültig torpediert. Schon wieder herrschte in Deutschland die Angst vor einer

---

großen Energiekonzernen Deutschlands Tschernobyl als Beweis für die Unverantwortbarkeit der Kernenergie angeführt – die Gefährlichkeit der Atommeiler sollte laut ihm zur offiziellen Begründung der Atomgesetznovelle werden. S. dazu: Vorholz, Fritz (2001): Der blockierte Ausstieg, in: DIE ZEIT 9, 22.02.2001. URL: [https://www.zeit.de/2001/09/Der\\_blockierte\\_Ausstieg](https://www.zeit.de/2001/09/Der_blockierte_Ausstieg), Zugriffsdatum: 30.04.2020. Zwei Jahre vorher ist Trittin aber wegen Tschernobyl in eine Zwickmühle geraten, denn er hat den Weiterbau der ukrainischen Atomreaktoren Rowno-4 sowie Chmelnizki-2 unterstützt, was die Europäische Bank für Wiederaufbau und Entwicklung, in deren Direktorium auch die Bundesregierung vertreten war, durch Kredite mitfinanzierte. Im Gegenzug erklärte sich die Ukraine bereit, die Atomanlage Tschernobyl endgültig stillzulegen. Für viele deutsche Atomgegner war dies ein hypokritischer Zug, "in Deutschland den Atomausstieg zu planen und dennoch im Ausland Atomkraftwerke mit noch größeren Sicherheitsmängeln zu finanzieren". S. dazu: SPIEGEL (1999): „Lieber Jürgen“, in: SPIEGEL 2, 11.01.1999. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-8480849.html>, Zugriffsdatum: 30.04.2020.

Als Bewertungsmaßstab hat sich Tschernobyl als auch in der Berichterstattung über den Unfall im japanischen Atommeiler Tokaimura gezeigt, welcher die deutsche Atomdebatte aufs Neue befeuerte. S. dazu: Rosenkranz, Gerd (1999): Faktor Mensch, in: SPIEGEL 40, 04.10.1999. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14874079.html>, Zugriffsdatum: 30.04.2020.

<sup>58</sup> S. dazu auch: Michel, Nadien (2009): Renaissance des Anti-Atom-Protests, in: taz, 16.08.2009. URL: <https://taz.de/Atompolitik-wieder-Thema/!5157899/>, Zugriffsdatum: 03.05.2020; SPIEGEL (2010): 120 Kilometer Widerstand, in: SPIEGEL, 24.02.2010. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/menschenkette-gegen-atomkraft-120-kilometer-widerstand-a-691054.html>, Zugriffsdatum: 03.05.2020. Deutschlandradio (2010): Die Anti-Atomkraft-Bewegung eint Generationen. Gerd Rosenkranz und Luise Neumann-Cosel im Gespräch mit Susanne Führer, in: Deutschlandradio, 16.09.2010. URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-anti-atomkraft-bewegung-eint-generationen.954.de.html?dram:article\\_id=145619](https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-anti-atomkraft-bewegung-eint-generationen.954.de.html?dram:article_id=145619), Zugriffsdatum: 03.05.2020.

<sup>59</sup> Am 11. März 2011 ereignete sich infolge eines starken Erdbebens mit nachfolgendem Tsunami eine Unfallserie im japanischen Atomkraftwerk Fukushima Daiichi. In drei von sechs Reaktoren des AKW kann es noch am ersten Abend nach dem Erdbeben zur Kernschmelze. Zwischen dem 12. und 15. März 2011 wurde das Reaktorgebäude der Blöcke 1, 3 und 4 durch mehrere Wasserstoffexplosionen und Brände weitgehend zerstört. Bis heute laufen die Sicherungs- und Aufräumarbeiten in Fukushima. Aufgrund der erheblichen Freisetzung radioaktiver Stoffe in Wasser und in die Atmosphäre wurde das Atomunglück in die Stufe 7 "Katastrophaler Unfall" in der internationalen Meldeskala eingeordnet. Fukushima und Tschernobyl werden oft in einem Atemzug genannt, jedoch gab es in Bezug auf ihre Auswirkungen und Wahrnehmung in Deutschland wichtige Unterschiede. Erstens, nach dem japanischen Unfall wurde etwa ein Zehntel der radioaktiven Substanzen von Tschernobyl freigesetzt. Zweitens hat die geographische Entfernung

radioaktiven Wolke, vor verstrahlten Importen bzw. verseuchten Lebensmitteln, worauf man mit bereits erprobten Schutzmaßnahmen wie Radioaktivitätsmessungen, der Festlegung von Grenzwerten sowie Lebensmittelkontrollen reagierte.<sup>60</sup> Abermals schlug die Stunde von Experten, deren Beurteilung von gesundheitlichen und ökologischen Auswirkungen des Atomunglücks diesmal aber mit politischen Interessen nicht behaftet wurde und somit mehr Vertrauen in der Bevölkerung genoss.<sup>61</sup> Vor diesem Hintergrund war der sowjetische Reaktorunfall im öffentlichen Diskurs präsenter denn je. Seitdem fungiert 1986 als zentraler Gradmesser für die „Katastrophalität“ von Fukushima: besonders in den ersten Tagen nach dem japanischen Unfall, als noch keine zuverlässigen Informationen zum Schadensausmaß bereitstanden, kursierte in der Öffentlichkeit das Narrativ von einer „Tschernobyl-Neuaufgabe“ (Dambeck 2011); manche Experten haben gar das Schreckensbild eines Super-GAU an die Wand gemalt, welcher selbst die Tschernobyl-Dimension übertraf.<sup>62</sup> Jedenfalls wurden die Erfahrungen vom sowjetischen Desaster wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Interpretationen von Fukushima als Bewertungsfolie zugrunde gelegt, gleichermaßen in den Jahren danach, als die ersten Aussagen über die (Langzeit-)Folgen der japanischen Atomkatastrophe getroffen werden konnten. Für die deutsche Erinnerung an Tschernobyl waren die Ereignisse in Ostasien aber auch unter einem anderen Gesichtspunkt signifikant: im Lichte

---

für den radioaktiven Fallout eine wichtige Rolle gespielt: zwischen Tschernobyl und Berlin liegen 1.148 km Luftlinie, zwischen Fukushima und Berlin – 8.753 km. Und zum dritten wurde für den Umgang bzw. für die Bewertung beider Katastrophen der politisch-gesellschaftliche Kontext entscheidend: die Systemkonkurrenz zwischen Ost und West in der Zeit von Tschernobyl hat einen effizienten Zivilschutz verunmöglicht, während die japanische Regierung trotz aller Vorwürfe der Vertuschung sich auf eine Kooperation mit anderen Ländern einließ.

<sup>60</sup> Sensibilisiert durch die Katastrophe von Tschernobyl, infolge deren auch ein dichtes Netz an Messstationen in ganz Deutschland ausgebaut wurde, sowie dank der rechtzeitigen Benachrichtigung seitens Japans war das BfS auf den radioaktiven Fallout diesmal besser vorbereitet: die Radioaktivitätsmessungen fanden schon vor dem tatsächlichen Ankommen der Radionuklide statt. Die Messwerte wurden auf der Webseite des BfS regelmäßig veröffentlicht. Die Vorsorgenmaßnahmen ähnelten sich aber stark denjenigen von 1986: die Bundeskanzlerin hat unverzüglich die Überprüfung der Sicherheit von eigenen Reaktoren angeordnet, die Importe per See- und Luftweg wurden verstärkt kontrolliert. S. dazu: Becker, Markus/ Simons, Stefan (2011): Fukushima-Spuren erreichen Europa, in: SPIEGEL, 23.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/akw-katastrophe-fukushima-spuren-erreichen-europa-a-752780.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020. Im Gegensatz zu 1986, hat beim Krisenmanagement nach Fukushima die EU eine deutlich größere Rolle gespielt, vor allem was die Festlegung der einheitlichen Grenzwerte für Lebensmittellieferungen sowie deren Überprüfung an den Außenkontrollstellen anging. Interessant ist, dass dabei die nach Tschernobyl erlassenen Grenzwerte „aus der Schublade“ geholt wurden. S. dazu: SPIEGEL (2011): EU wappnet sich gegen verseuchte Lebensmittel, in: SPIEGEL, 30.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/radioaktivitaet-aus-fukushima-eu-wappnet-sich-gegen-verseuchte-lebensmittel-a-753970.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020. Trotz eines im Vergleich zu 1986 verbesserten Zivilschutzes sorgte auch Fukushima für eine erhebliche Verunsicherung in der deutschen Bevölkerung: in erster Linie haben die Bürger die Kontamination von Fisch, Soja-Soße und Grüntee befürchtet. S. dazu: Böcking, David (2011): Darf ich jetzt noch Sushi essen? in: SPIEGEL, 22.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wirtschaft/service/angst-vor-strahlen-darf-ich-jetzt-noch-sushi-essen-a-752545.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.

<sup>61</sup> Fukushima wurde beispielsweise zum Hauptthema der Jahresversammlung der Deutschen Physikalische Gesellschaft (DPG) in Dresden – deswegen hat die Konferenz erhielt ein großes mediales Echo erhalten. S. dazu: Dambeck, Holger (2011): Experten glauben nicht an Tschernobyl-Neuaufgabe, in: SPIEGEL Online, 14.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/havariertes-akw-experten-glauben-nicht-an-tschernobyl-neuaufgabe-a-750855.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.

<sup>62</sup> Dies hat zum Beispiel Thomas Dersee von der Gesellschaft für Strahlenschutz behauptet: „Fukushima sprengt die Dimension von Tschernobyl“ lautete seine Einschätzung des japanischen Atomunglücks. S. dazu: Langer, Annette (2011): "Fukushima sprengt die Dimension von Tschernobyl", in: SPIEGEL, 31.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/panorama/ungluecks-akw-fukushima-sprengt-die-dimension-von-tschernobyl-a-753938.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.

eines weiteren GAU wurde der Gedächtnisort Tschernobyl neu aufgewertet – als Mahnung, welche das Unheil hätte abwehren können, stattdessen aber in Vergessenheit geriet.<sup>63</sup> „Fukushima hat Tschernobyl nicht nur in Erinnerung gerufen; es hat die Auswirkungen von Tschernobyl potenziert“ (Theweleit 2016) – durch die japanische Havarie kam es also zu einer Re-Aktualisierung bzw. Validierung von 1986 als Anti-Atom-Argument, welches sich darüber hinaus durch das Narrativ eines „genuin sowjetischen Unfalls“ nicht mehr verdrängen ließ – Fukushima ist in einem demokratischen High-Tech-Land passiert. Daraufhin hat der Rückblick auf die sowjetische Nuklearkatastrophe auch an Identitätsrelevanz gewonnen: im April 2011, als das Unglück von Tschernobyl sich zum 25. Mal jährte, haben an zwölf Kernkraftwerken in Deutschland rund 120.000 Menschen für einen Atomausstieg demonstriert.<sup>64</sup> Die Vorkommnisse des Frühjahrs 2011 haben einen immensen Handlungsdruck auf die Bundesregierung erzeugt: kurz nach der Havarie in Fukushima hat die Bundeskanzlerin Angela Merkel mit dem Atommoratorium und der vorläufigen Abschaltung der alten Atommeiler eine Kehrtwende eingeschlagen. Am 30. Mai 2011 kulminierte der erzwungene Politikwandel im Beschluss der Bundesregierung zum Atomausstieg, der mit einer dauerhaften Stilllegung der ältesten acht AKW einherging. Angesichts solch eines radikalen Neuanfangs in der Atompolitik avancierte Fukushima zum Schlüsselereignis der deutschen Energiewende<sup>65</sup>, während Tschernobyl in den Schatten geraten ist. Doch nicht die Präzedenzlosigkeit der japanischen Katastrophe kann ihre Sonderwirkung erklären – vor allem muss man ihre Folgen vor dem Hintergrund der förderlichen politischen, gesellschaftlichen sowie technologischen Rahmenbedingungen betrachten, die sich seit 1986 stark verändert haben. In 2011 gab es bereits alle

---

<sup>63</sup> So konstatierte beispielsweise der CDU-Politiker Norbert Röttgen in seinem Essay für den SPIEGEL: „Heute, 25 Jahre nach Tschernobyl, bedeutet die Katastrophe von Fukushima eine neue Zäsur. Wir haben zwar aus Tschernobyl gelernt, aber nicht genug. Das Restrisiko wird immer noch unterschätzt, weil man die Ursache für den Unfall in Tschernobyl vor allem in menschlichem Versagen gesehen hat. Das war zwar nicht falsch, aber wir haben damit die Macht der Natur unterschätzt“. S. dazu: Röttgen, Norbert (2011): Sicherheit neu denken, in: SPIEGEL, 23.04.2011. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-78145118.html>, Zugriffsdatum: 02.05.2020. Die These von der Vermeidbarkeit Fukushimas vertrat auch der Risikoforscher Klaus Heilmann: „Man hätte alles, was wir in Japan gesehen haben, schon aus Tschernobyl lernen können. Das ist ja das Deprimierende. [...] schon nach Tschernobyl hatte sich gezeigt: Die Folgen einer nuklearen Katastrophe sind so dramatisch und anhaltend, dass nichts es rechtfertigt, derartige Experimente fortzuführen. Der Nutzen für die Gegenwart rechtfertigt nicht den Schaden für die Zukunft“. S. dazu: Schulte von Drach, Markus C. (2012): "Es wird verschwiegen, vertuscht und beschönigt". Ein Interview mit Klaus Heilmann, in: Süddeutsche Zeitung, 09.03.2012. URL: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/super-gau-in-fukushima-1-es-wird-verschwiegen-vertuscht-und-beschoenigt-1.1304803>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.

<sup>64</sup> Dabei überlagerten sich allerdings die Anti-AKW-Demonstrationen, traditionelle Ostermärsche sowie die Gedenkaktionen zum 25. Jahrestag von Tschernobyl. S. dazu: SPIEGEL (2011): Zehntausende Demonstranten umzingeln Atomkraftwerke, in: SPIEGEL, 25.04.2011. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/massenproteste-zehntausende-demonstranten-umzingeln-atomkraftwerke-a-758928.html>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.

<sup>65</sup> Pars pro toto sind hier die Worte der Bundeskanzlerin Angela Merkel anzuführen: „Sosehr ich mich im Herbst letzten Jahres im Rahmen unseres umfassenden Energiekonzepts auch für die Verlängerung der Laufzeiten der deutschen Kernkraftwerke eingesetzt habe, so unmissverständlich stelle ich heute vor diesem Haus fest: Fukushima hat meine Haltung zur Kernenergie verändert“. S. dazu: Bundesregierung (2011): Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Angela Merkel zur Energiepolitik "Der Weg zur Energie der Zukunft". Mitschrift vom 09.06.2011. URL: <https://archiv.bundesregierung.de/archiv-de/regierungserklaerung-von-bundeskanzlerin-angela-merkel-zur-energiepolitik-der-weg-zur-energie-der-zukunft-mitschrift--1008262>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.



notwendigen Voraussetzungen für den Atomausstieg. Erstens, waren zu dieser Zeit erneuerbare Energien als reale Alternative zur Kernkraft ausgereift; zweitens, hat die Kernkraft endgültig ihre öffentliche Vertrauenswürdigkeit verloren, und das nicht nur in Bezug auf Sicherheit – die Argumente für ihre Wirtschaftlichkeit und Umweltverträglichkeit wurden innerhalb des Atomdiskurses noch früher außer Kraft gesetzt (Seiffert/ Fähnrich 2014: 72ff). Doch am Anfang dieser Interpretation stand Tschernobyl – erst nach 1986 wurde die Kernenergie zu einer Übergangstechnik proklamiert und der Diskursfokus somit auf die Energiewende verschoben. Es bleibt festzuhalten:

„Fukushima war [...] keineswegs der Grund für die Abkehr von der Atomenergie, die mit der Katastrophe von Tschernobyl und bereits bei vorangehenden Atomunfällen begonnen hatte. Es war jedoch jener berühmte Tropfen, der das Fass zum überlaufen [sic!] brachte – der *tipping point* als Folge der strukturellen Drift“ (Seiffert/ Fähnrich 2014: 73).

Mit der Besiegelung des Atomausstiegs endete die Konjunkturphase des deutschen Atomdiskurses, wodurch auch die Erinnerung an die beiden Nuklearkatastrophen aus dem Alltag verdrängt wurde. So beschränkt sich die gegenwärtige Präsenz Tschernobyls in der Öffentlichkeit vor allem auf seinen Jahrestag. Die Vergegenwärtigung und die Tradierung dieser Erinnerung ist hauptsächlich an mediale Inszenierungen angewiesen: von Anfang an erfolgt die gesellschaftspolitische Rahmung des Reaktorunfalls auf dem Forum der Medien, indem sie als „zentrale[r] Referenzpunkt politischer und wissenschaftlicher Kommunikation“ über Tschernobyl den öffentlichen Kenntnisstand maßgeblich bestimmen und „als Kontrollinstanz des Staates“ seinen Umgang mit der Katastrophe hinterfragen (Jordan 2018: 316ff). Bedenkt man, dass selbst die Zeitzeugen wegen der Unsichtbarkeit der Gefahr einerseits und der restriktiven Informationspolitik der Sowjetunion andererseits der medialen Darstellung der Ereignisse „ausgeliefert“ wurden, erscheint die Medienöffentlichkeit als der wichtigste Akteur in der gesellschaftlichen (Re-)Konstruktion von 1986. So bestimmen auch heute Berichte und Reportagen zu Tschernobyl, die sich als Gedenkformen zu seinem Jahrestag besonders auffällig häufen, die Dynamik der Erinnerung in Deutschland. Mehr als dreißig Jahre danach steht vor allem eine weit gefasste, grenzübergreifende Wirkungsgeschichte der Havarie im Vordergrund: das Augenmerk der Journalisten gilt dabei nicht bloß den gesundheitlich-ökologischen Folgen Tschernobyls, sondern richtet sich immer häufiger auf biographische Brüche wie die im Leben von Ausgesiedelten, Rückkehrer und Liquidatoren, auf die Symbolik der Todeszone oder auch auf die Problematik des Katastrophentourismus.<sup>66</sup> Eine bedeutsame Erinnerungsarbeit leisten auch

---

<sup>66</sup> So z.B.: Mayer, Till (2013): Das lange Leiden der Liquidatoren, in: SPIEGEL, 24.04.2013. URL: <https://www.spiegel.de/politik/ausland/27-jahre-tschernobyl-viele-opfer-kaempfen-bis-heute-um-entschaedigung-a-895910.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020; Schmudt, Hilmar (2016): Zum Gruselreaktor bitte hier entlang, in: SPIEGEL, 24.04.2016. URL: <https://www.spiegel.de/geschichte/tschernobyl-schwarzer-tourismus-zum-ungluecks-reaktor-a-1088757.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020; Dreisbach, Ariane (2018): Zwei Leben in Wilscha, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.04.2018. URL: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/tschernobyl-jahrestag-zwei-leben-in-wilscha-15556340.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020; Wittman, Martin (2019): Ein Mann, ein Ort, in: Süddeutsche Zeitung, 26.04.2019. URL: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/tschernobyl-jahrestag-1.4421352>, Zugriffsdatum: 05.05.2020. Auf die Vielfalt der Themen, welche in der Berichterstattung zu Tschernobyl aufgegriffen werden, lässt sich jedoch nicht näher eingehen, denn es würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Einen guten, obwohl nicht ganz aktuellen

zahlreiche deutsche Dokumentarfilme wie die ZDF-Produktionen *Tschernobyl – Der Millionensarg* (2002), *Das Tschernobyl-Vermächtnis* (2016) und *Super-GAU Tschernobyl – Sarkophag für die Ewigkeit?* (2018), *Die verdrängte Katastrophe - 30 Jahre Tschernobyl* (2016) von Quarks, die Reportage *Re: Urlaub in Tschernobyl – Tourismus und Alltag in der Sperrzone* (2019) von ARTE: sie vermitteln das Hintergrundwissen zum Geschehenen, was insbesondere den Erinnerungstransfer an jüngere Generationen lanciert.

Künstlerische Annäherungen an den Super-GAU spielen gegenwärtig eine eher untergeordnete Rolle: so liefern bis heute *Die Wolke* (1987) von Gudrun Pausewang sowie *Störfall* (1987) von Christa Wolf, welche als unmittelbare Reaktionen auf den Unfall entstanden sind, zentrale Deutungsangebote der Ereignisse von 1986. Die wenigen Exemplare der zeitgenössischen deutschen Tschernobyl-Literatur orientieren sich auch meistens an den Gedenkkalender: so erschienen im Vorfeld des 25. Jahrestages des Reaktorunfalls der fiktionale Roman *Elefantenfuß* (2011) von Hans Platzgumer und die faktuale<sup>67</sup> Reisereportage *Tschernobyl Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben* (2011) von Merle Hilbk, die das Leben „danach“ thematisieren. Bei Spielfilmen aus dem deutschsprachigen Raum zeichnet sich eine ähnliche Situation ab: Tschernobyl als Topos liegt der in 2006 erschienen gleichnamigen Verfilmung des Romans von Pausewang zugrunde sowie dem preisgekrönten Kurzfilm *Seven Years of Winter* des Regisseurs Marcus Schwenzel, der durch die Geschichte des zehnjährigen Plünderer in der Todeszone gesellschaftliche Spätfolgen der Katastrophe beleuchtet (Dobstadt/ Magosch 2016: 220). Außer der beiden Filmen hat auch der renommierte deutsche Fotograf Gerd Ludwig einen erheblichen Beitrag zur „Ikonographie Tschernobyls“ (Wendland 2016: 205) geleistet: sein Fotoband *Der lange Schatten von Tschernobyl* (2014) – ein eindrucksvoller Versuch der Verbildlichung der Tragödie<sup>68</sup> – hat mehrere internationale Auszeichnungen erhalten.<sup>69</sup>

Im Vergleich zum medial geprägten Gedenken bleibt die Öffentlichkeitswirksamkeit der sonstigen Erinnerungsarbeit eher gering, und dies obwohl die „Schaffung einer europäischen Erinnerungskultur an die Katastrophe von Tschernobyl“ zur staatlichen Aufgabe der Bundesrepublik erklärt wurde (Bundestag 2016: 2). Das geht aus dem Antrag *Tschernobyl und Fukushima mahnen* hervor, welchen

---

Überblick dazu bietet Schön, Sabine (2006): Pressestimmen zum 20. Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl in: Zeitgeschichte-online, 05.05.2006. URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/die-reaktorkatastrophe-von-tschernobyl>, Zugriffsdatum: 04.05.2020.

<sup>67</sup> Die Reportage von Hilbk verfügt zwar über eine faktuale Basis, ist aber auch durch literarische Eingriffe der Autorin gekennzeichnet. S. dazu Kapitel 4.8. Merle Hilbk „Tschernobyl-Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben“.

<sup>68</sup> Mit den Visualisierungsstrategien und -motiven, die der Tschernobyl-Ikonographie zugrunde liegen, befassen sich unter anderem: Bürkner, Daniel (2016): Das Unsichtbare sichtbar machen? Tschernobyl in der Fotografie, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 05.04.2016. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/umwelt/tschernobyl/224194/das-unsichtbare-sichtbar-machen>, Zugriffsdatum: 06.05.2020; Wendland, Anna Veronika (2016): Tschernobyl: (k)eine visuelle Geschichte, in: Arndt, Melanie (Hg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Christoph Links Verlag: Berlin, 182-210.

<sup>69</sup> S. dazu: Edition Lammerhuber (2014): Der lange Schatten von Tschernobyl. Klappentext zum gleichnamigen Bildband von Gerd Ludwig. URL: <https://edition.lammerhuber.at/buecher/der-lange-schatten-von-tschernobyl>, Zugriffsdatum: 06.05.2020.

die Fraktionen CDU/CSU und SPD in 2016 in den Bundestag eingebracht haben, als die runden Jahrestage die beiden Atomunfälle in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückten. Darin werden Tschernobyl und Fukushima als energiepolitische Argumente eingeordnet: mit den beiden Katastrophen legitimiert man abermals den beschlossenen Atomausstieg sowie die gegenwärtigen energiepolitischen Strategien Deutschlands im In- und Ausland.<sup>70</sup> Daraus erwachse aber fernerhin der politische Auftrag für die Gedächtnisarbeit „von oben“, wozu es „der Unterstützung der zivilgesellschaftlichen Vereine und Verbände vor Ort“ und „eines intensiven europäischen Jugendaustausches mit der Ukraine und Belarus“ als Grundpfeiler bedarf (Bundestag 2016: 2). In konkrete Maßnahmen übersetzt, sieht es die Betreuung der Geschichtswerkstatt Tschernobyl in der ostukrainischen Stadt Charkiw, Zuschüsse für Jugendaustauschprojekte mit Osteuropa sowie die Schirmherrschaft für das Förderprogramm Belarus *Grenzen überwinden* zur Stärkung der zivilgesellschaftlichen Zusammenarbeit des beiden Ländern vor. Bei der Umsetzung der staatlichen Agenda liegt die Federführung bei dem Internationalen Bildungs- und Begegnungswerk e.V. in Dortmund: mit vielfältigen grenzübergreifenden Bildungsangeboten in Bereichen Politik, Kultur und Geschichte, die auch von den Standorten in Minsk (Belarus) und Charkiw (Ukraine) mitgetragen werden, setzt sich der Verein für einen Dialog bzw. für eine zivilgesellschaftliche Kooperation zwischen Ost und West ein. Dem Reaktorunfall in der Ukraine wird in diesem Dialog eine besondere Bedeutung beigemessen: hinter der Aufarbeitung der Ereignisse von 1986 steht der Gedanke „des Lernen[s] aus der Geschichte für eine gemeinsame Zukunft in Europa“ (IBB 2012: 11). Mittlerweile positioniert sich das IBB „als zentrale Anlaufstelle des Tschernobyl-Gedenkens“ (IBB 2014: 35). Die sogenannten Europäischen Aktionswochen *Für eine Zukunft nach Tschernobyl und Fukushima* bestätigen diesen Status: seit 2012 organisiert der Verein jedes Jahr europaweite Informations- und Diskussionsveranstaltungen, Seminare, Zeitzeugengespräche, Jugendbegegnungen, Ausstellungen sowie Kerzenaktionen, die einerseits auf die Etablierung einer gesamteuropäischen Erinnerungstradition an die beiden Nuklearkatastrophen, andererseits auf die Promotion nachhaltiger Energieversorgungskonzepte abzielen (IBB 2016: 5). Dabei ist der europäischen Blickwinkel auf das Geschehene für die Vereinstätigkeit von besonderem Belang: 2010 wurde auf Initiative des IBB das

---

<sup>70</sup> So wird die Bundesregierung nicht nur zur konsequenten Umsetzung des Atomausstiegs aufgefordert, sondern auch zur Gewährleistung des zivilen Katastrophenschutzes im Falle eines nuklearen Unfalls bzw. eines terroristischen Angriffs auf die deutschen Atomanlagen. Außerdem wird die Förderung der Nuklearforschung angemahnt, denn der Kompetenzerhalt der deutschen Fachkräfte wird auch zukünftig bei der Stilllegung und dem Rückbau der Reaktoren eine erhebliche Rolle spielen. Als wichtiges außenpolitisches Ziel sieht man vor allem die Gewährleistung der internationalen nuklearen Sicherheit bzw. die Promotion der Energiewendekonzepte im Ausland: dafür soll der deutsche Staat sich einerseits für die weltweit verbindlichen Sicherheitsstandards beim Kernkraftwerkbau und -betrieb einsetzen, andererseits durch den Export der deutschen Atom- und Erneuerbare-Energien-Technologie zur Sicherheit der ausländischen AKW beitragen. Zur Aufgabe der auswärtigen Politik wird außerdem die finanzielle und technische Unterstützung der Ukraine am Standort Tschernobyl erklärt. S. dazu: Bundestag (2016): Tschernobyl und Fukushima mahnen – Verantwortungsbewusster Umgang mit den Risiken der Atomkraft und weitere Unterstützung der durch die Reaktorkatastrophen betroffenen Menschen. Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD, 18. Wahlperiode. Drucksache 18/8239, 26.04.2016. URL: <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/082/1808239.pdf>, Zugriffsdatum: 10.05.2020.

*European Chernobyl Network* (ECN) gegründet – ein Netzwerk der Tschernobyl-Initiativen, welche „durch gemeinsames Erinnern ein gesellschaftliches Lernen aus der Reaktorkatastrophen zu ermöglichen“ suchten; im Anschluss daran wurde 2011 der erste internationale Partnerschaftskongress der Tschernobyl-Hilfsgruppen in die Wege geleitet, an dem über 400 VertreterInnen europäischer Initiativen teilnahmen (IBB 2014: 35). Allerdings haben sich die beiden Projekte als nicht lebensfähig erwiesen und sind mit dem 25. Jahrestag von Tschernobyl abgeklungen.<sup>71</sup> Als langlebige grenzüberschreitende Kooperation hat sich dafür die in 2012 eröffnete Geschichtswerkstatt Tschernobyl gezeigt: von dem IBB und ukrainischen Liquidatoren-Verbänden getragen, steht die Bildungsstätte in Charkiw bis heute allen Katastrophenopfern durch rechtliche Beratung, Interessenvertretung sowie Vernetzungsmöglichkeiten zur Seite. Um dem Vergessen des Unfalls in der Ukraine entgegenzuwirken, beteiligt sich die Geschichtswerkstatt aktiv an den Europäischen Aktionswochen, veranstaltet regelmäßig Zeitzeugengespräche, Ausstellungen und Seminare zum Thema Tschernobyl. Ein ganz interessanter Versuch stellt in diesem Sinne das digitale Zeitzeugenarchiv dar, das etwa 200 Porträts und lebensgeschichtliche Interviews von Liquidatoren und Umsiedlern beinhaltet: durch die gesammelten Erinnerungen der Betroffenen sollen die erheblichen Auswirkungen des Super-GAU auf einzelne Biographien heruntergebrochen werden. Die Lebensgeschichten der Betroffenen sind dabei für eine breite Öffentlichkeit online zugänglich; dank dem deutsch-ukrainischen Projekt *Tschernobyl Oral History auf Deutsch*, das von der deutschen Botschaft in Kyjiw unterstützt wurde, stehen sie auch in der deutschen Sprache zur Verfügung. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit haben Germanistikstudierende der Charkiwer Karasin-Universität zwischen September 2017 und Mai 2018 mehrere Erzählungen aus dem Online-Archiv ins Deutsche übersetzt; im April 2018 wurde auch die deutschsprachige Fassung der Memoiren des ehemaligen Liquidators Oleg Veklenko unter dem Titel *Tschernobyl: Skizzen vom Ort des Geschehens* in Dortmund präsentiert. Insoweit leistet das IBB Dortmund einen wesentlichen Beitrag zur Festigung und Tradierung des europäischen Tschernobyl-Gedächtnisses, was zudem mit den oben angeführten erinnerungspolitischen Zielen des Staates korrespondiert. Doch nennenswerte öffentliche Resonanz erzielen die Aktivitäten des Bildungswerkes lediglich zum Jahrestag der Katastrophe, wodurch das IBB keine nachhaltige Medienpräsenz ausbauen kann, um Tschernobyl in die dominanten Diskurse stärker einzubinden.

Außerhalb der runden Daten führt auch das dezentrale Tschernobyl-Gedenken eher ein Schattendasein in Deutschland. So finden manchenorts kleine Gedenkfeiern statt, deren Teilnehmer mit Trauerkerzen, Schweigeminuten oder auch Blumenniederlegungen die Opfer der Katastrophe ins

---

<sup>71</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass mit zunehmenden zeitlichen Abstand die gesellschaftliche Betroffenheit durch die Katastrophe schwindet, was gleichzeitig die Tätigkeit von europäischen Tschernobyl-Hilfsinitiativen entwertet. Die darauf beruhenden existentiellen Bedrohungen für die Vereine machen internationale Kooperationen teilweise obsolet.

Gedächtnis rufen: beispielsweise in Nienburg an der Weser, wo die Bronze-Skulptur *Madonna von Tschernobyl* (1992) als bundesweit einziges Denkmal an das nukleare Unglück von 1986 erinnert<sup>72</sup>, werden jährlich Gedenkveranstaltungen am Tschernobyl-Tag abgehalten.<sup>73</sup> Oft werden die Mahnwachen am 26. April als Anlass zu lokalen Anti-Atomkraft-Protesten benutzt: demnach haben zum 33. Jahrestag der Katastrophe die atomkritischen Bürgerinitiativen in Gronau und in Lingen demonstriert – an den Standorten von Uranfabriken, die bislang vom deutschen Atomausstieg ausgenommen wurden; an diesem Tag haben sich auch die Kernkraftgegner in Köln und Aachen zusammengefunden, um gegen das belgische AKW Tihange, ein immerwährendes Kampfbjekt der nordrhein-westfälischen Anti-Atom-Engagierten, zu protestieren.<sup>74</sup>

Im Hinblick auf jene Veranstaltungen lässt sich gut nachvollziehen, welche gesellschaftlichen Gruppen das Gedächtnismilieu von Tschernobyl konstituieren. Im niedersächsischen Hameln, wo die „Schlacht um Grohnde“ bis heute nachhallt, haben sich dieses Jahr selbst unter Corona-Auflagen 33 Menschen zu einer Mahnwache versammelt<sup>75</sup> – für den Erhalt des Reaktorunfalls im kommunikativen Gedächtnis sorgt also die ältere Generation der Anti-Atom-Aktivisten, deren Geschichtsbewusstsein die Ereignisse von 1986 maßgeblich geprägt haben. Als wichtiger Erinnerungsträger, der eine Schnittstelle zwischen der west- und der ostdeutschen Tschernobyl-Erinnerung bildet, gilt außerdem die Kirche: viele ihrer Mitglieder haben sich nach der Havarie in zahlreichen Bürgerinitiativen engagiert, um osteuropäischen Strahlenopfern zu helfen. Sie waren Teil einer grenzübergreifenden Tschernobyl-Solidaritätsbewegung, die „zu einem wahrnehmbaren Wendepunkt im transnationalen zivilgesellschaftlichen Engagement“ wurde (Arndt 2011: 94). In Deutschland ging diese Anteilnahme in Erinnerung unter dem Namen *Den Kindern von Tschernobyl*<sup>76</sup> einher, denn die Tätigkeit der

---

<sup>72</sup> Das Denkmal *Madonna von Tschernobyl* (1992) ist das Werk des weißrussischen Bildhauers Ivan Kasak aus Nienburgs Partnerstadt Witebsk. Die schwangere Frauenfigur, die auf der zerbrochenen Erdkugel sitzt, ist ein Symbol der verheerenden Folgen Tschernobyls für Mensch und Umwelt. Am 26. April 2000 wurde die Skulptur anlässlich des Tschernobyl-Gedenktages am Bürgermeister-Stahn-Wall aufgestellt und dient seither als Treffpunkt für die Gedenkveranstaltungen zum Super-GAU. S. dazu: Mittelweser Navigator (o.D.): *Madonna von Tschernobyl*. URL: [https://www.mittelweser-navigator.de/inhaltsverzeichnis/details/poi-1003916-21501\\_Madonna\\_von\\_Tschernobyl.html](https://www.mittelweser-navigator.de/inhaltsverzeichnis/details/poi-1003916-21501_Madonna_von_Tschernobyl.html), Zugriffsdatum: 07.05.2020.

<sup>73</sup> Als Beispiel siehe das Veranstaltungsprogramm zum 32. Gedenktag an den Reaktorunfall von Tschernobyl: Das NetzWerk Nienburg/Weser (2018): 32-jähriges Gedenken an den Reaktorunfall von Tschernobyl. URL: <https://www.netzwerk-nienburg.de/veranstaltung.php?p=103>, Zugriffsdatum: 07.05.2020.

<sup>74</sup> Über diese Gedenk- bzw. Protestveranstaltungen der Atomkraftgegner hat das Kölner Domradio berichtet: Evangelischer Pressedienst (2019): Atomkraftgegner rufen zu Mahnwachen und Gedenken auf – 33 Jahre Tschernobyl-Katastrophe, in: Domradio, 26.04.2019. URL: <https://www.domradio.de/themen/ethik-und-moral/2019-04-26/33-jahre-tschernobyl-katastrophe-atomkraftgegner-rufen-zu-mahnwachen-und-gedenken-auf>, Zugriffsdatum: 07.05.2020.

<sup>75</sup> S. dazu: Kellerer, Karin (2020): Erinnerung an Tschernobyl-GAU: „Lernfähigkeit ist begrenzt“, in: DEWEZET, 27.04.2020. URL: [https://www.dewezet.de/region/hameln\\_artikel,-erinnerung-an-tschernobylgau-lernfaehigkeit-ist-begrenzt-arid,2619601.html](https://www.dewezet.de/region/hameln_artikel,-erinnerung-an-tschernobylgau-lernfaehigkeit-ist-begrenzt-arid,2619601.html), Zugriffsdatum: 07.05.2020.

<sup>76</sup> Die Bundesarbeitsgemeinschaft *Den Kindern von Tschernobyl* wurde 1989 in Hannover als nichtstaatliche gesellschaftliche Organisation gegründet und expandierte bald nach eigenen Angaben zum größten deutschen Netzwerk für Tschernobyl-Initiativen. Die zentrale Figur des Vereins – sein langjähriger Vorsitzende – war der evangelische Pfarrer Burkhard Homeyer aus Münster. Mit der Zeit hat die Organisation jedoch an Einfluss und Mitglieder verloren und in 2015 ihren juristischen Status abgelegt. Trotzdem fungiert die BAG bis heute als Forum für die Kooperation der Tschernobyl-Aktivisten. Das Engagement zum Wohle der Kinder spiegelt sich aber auch in Namen zahlreicher anderer Bürgerinitiativen: so sind gegenwärtig nur in Nordrhein-Westfalen *Kinder von Tschernobyl Emmericher Initiative e.V.*,

meisten Arbeitsgemeinschaften hierzulande richtete sich hauptsächlich auf die Unterstützung weißrussischer und ukrainischer Kinder – der von den Spätfolgen der Nuklearkatastrophe am meisten betroffenen Gruppe. So luden sie seit Anfang der 1990er Jahre hunderttausende Kinder aus radioaktiv verseuchten Gebieten in die Bundesrepublik ein, damit sie ihre Ferien in einer „sauberen“ Umgebung verbringen und gegebenenfalls medizinisch untersucht werden konnten; darüber hinaus haben sie bei der Errichtung von Erholungszentren für Tschernobyl-Opfer in Belarus mitgewirkt, finanzielle und materielle Spenden für Menschen in kontaminierten Regionen gesammelt sowie mehrere Fortbildungsveranstaltungen initiiert, um die Bevölkerung in Fragen Atomkraft zu sensibilisieren sowie alternative Energien in Osteuropa voranzubringen (Arndt 2010: 242). Mit der Zeit hat sich die Tätigkeit der Vereine auf weitere Felder ausgedehnt: neben dem primären Ziel der Gesundheitsvorsorge für betroffene Kinder haben sich die Bürgerinitiativen der Versöhnungs- und Erinnerungsarbeit verschrieben. Mit einer Friedensbotschaft unternahmen die engagierten Deutschen seit Ende der 1980er Jahre politische Pilgerfahrten nach Belarus, um Anschluss an ein unbekanntes Land zu finden, welches unter dem Nationalsozialismus massiv gelitten hat (Arndt 2010: 253). Im Falle der *Projektgruppe Kinder von Tschernobyl e.V.* nahm die humanitäre Hilfe von der Aussöhnungsinitiative gar ihren Ausgang: ihre Geschichte begann in 1990 mit der Reise der evangelischen Kirchengemeinden nach Minsk zur „Versöhnung mit den Völkern der Sowjetunion“, wo die Teilnehmer auf die gesundheitliche und soziale Folgen der Katastrophe in Weißrussland aufmerksam wurden.<sup>77</sup> Den Appell „Nie wieder“ haben die Tschernobyl-Engagierten auch auf die atomare Zerstörung übertragen: die meisten Gruppen sehen sich mit der Aufrechterhaltung der mahnenden Erinnerung an den Reaktorunfall beauftragt. So beteiligen sie sich regelmäßig an der Organisation der oben erwähnten Gedenkfeiern bzw. Demonstrationen und tragen zur öffentlichen Bildungsarbeit zum Thema Tschernobyl und Atomkraft durch Publikationen, Ausstellungen, Filmvorführungen, Konzerten sowie Zeitzeugengespräche bei.<sup>78</sup> Für diese Bürgergruppen bleibt der

---

*Kinder von Tschernobyl e.V.* in Kierspe sowie *Die Initiative Ibbenbüren „Den Kindern von Tschernobyl“*, *Initiative Tschernobyl-Kinder e. V.* in Mühlheim-Ruhr aktiv.

<sup>77</sup> In Minsk haben die Reisenden mit einem Ansprechpartner in der stark kontaminierten Stadt Slavgorod Kontakt aufgenommen. Nach der Rückkehr nach Deutschland wurde die Projektgruppe in Bad Schwalbach gegründet, die bis 2012 mehr als 450 Kinder aus Slavgorod zur Erholung nach Deutschland einlud. Seit 2013 finanziert der Verein die Erholungsaufenthalte von Kinder und Jugendlichen mit eingeschränkten Möglichkeiten in der Slavgoroder Tagesstätte "Funke der Hoffnung", an deren Errichtung die Hessen sich finanziell beteiligt haben. S. dazu: Projektgruppe Kinder von Tschernobyl (o.D.): Wir über uns. URL: <http://www.projektgruppe-kinder-von-tschernobyl.de/index.php/ueber-uns>, Zugriffsdatum: 08.05.2020.

<sup>78</sup> Allerdings sind die meisten Veranstaltungen auf das lokale Gemeindeleben beschränkt und somit von regionalen Medien (wenn überhaupt!) beleuchtet, wodurch ihre Öffentlichkeitswirksamkeit gering bleibt: ein Beispiel sind die Zeitzeugengespräche in Ibbenbürener Schulen, die im Rahmen der Tschernobyl-Aktionswoche 2019 von der *Initiative Ibbenbüren „Den Kindern von Tschernobyl“* organisiert wurden. S. dazu: Tissen, Carina (2019): Tschernobyl-Zeitzeugen berichten in Aktionswoche an Schulen. Gegen das Vergessen der Katastrophe, in: Ibbenbürener Volkszeitung, 24.04.2019. URL: <https://www.ivz-aktuell.de/Lokales/7577973/Tschernobyl-Zeitzeugen-berichten-in-Aktionswoche-an-Schulen>, Zugriffsdatum: 09.05.2020. Über eine größere Reichweite verfügen erklärlicherweise jene Projekte, die von staatlichen Akteuren bzw. überregionalen Institutionen mitgetragen werden, wie etwa die Fotoausstellung zum 20. Jahrestag der Reaktorkatastrophe in Hannover (2006), die von der Landesstiftung *Kinder von Tschernobyl* konzipiert wurde, oder das Buch *Der Tschernobyl-Weg: Von der Katastrophe zum Garten der Hoffnung* (2017), die von der BAG *Den Kindern von*

Reaktorunfall bis heute eine der zentralen Bezugseignisse im individuellen Erinnerungs- bzw. Identitätshaushalt – für Tschernobyl als deutschen Erinnerungsort spielt dieses partikuläre Gruppengedächtnis somit eine gewichtige Rolle. Im Hinblick auf die aktuelle Situation der Vereine ist seine Zukunftsfähigkeit allerdings zu hinterfragen: die meisten Tschernobyl-Initiativen müssen allgemeines Desinteresse am Thema, rückläufige Spenden sowie den mangelnden Nachwuchs in Kauf nehmen. Wie viele von denen in den nächsten Jahren ihren Fortbestand sichern können, hängt allem Anschein nach von Dynamiken des deutschen Atomdiskurses sowie von neuen medizinischen Studien ab, welche die gesundheitliche Beeinträchtigung der Menschen in kontaminierten Gebieten stichhaltig belegen können.

Alles in allem ist das deutsche Gedenken an die Atomkatastrophe von Tschernobyl durch Punktualität, Medialität sowie Passivität gekennzeichnet: thematische Gedenkveranstaltungen sowie Informationsangebote konzentrieren sich rund um den Jahrestag des Unfalls am 26. April und sind für die Bevölkerung vor allem durch die mediale Vermittlung wahrnehmbar. Die Initiative zum aktiven Mitgedenken stammt hauptsächlich von inoffiziellen lokalen Akteuren, da sie oft aufgrund der individuellen Erfahrungen ein spezifisches kommunikatives Gedächtnismilieu etablieren. Für den deutschen Staat scheint die Erinnerung an Tschernobyl vor allem für die Legitimierung seiner energiepolitischen Strategie wie auch ihrer Verbreitung unter anderen Staaten von Belang zu sein: vor diesem Hintergrund unterstützt er mehrere transnationale Bildungsprojekte insbesondere in Osteuropa, wo die von der Havarie unmittelbar betroffenen Länder weiterhin auf den Ausbau der zivilen Kernkraft setzen.<sup>79</sup> Diese schlummernde Erinnerung an 1986 verfügt jedoch bis heute über eine beachtliche Überzeugungskraft bzw. Anschlussfähigkeit innerhalb des Atomdiskurses und kann durch bedeutende Ereignisse wie beispielsweise die Katastrophe von Fukushima aktualisiert werden und sich in der deutschen Gesellschaft mobilisierend auswirken.

## **4.6. Die „katastrophalen“ Narrative**

### **4.6.1. Gudrun Pausewang „Die Wolke“**

Der Roman „Die Wolke“ ist das bekannteste Buch der deutschen Schriftstellerin Gudrun Pausewang (geb. 1928-2020). Die Autorin, die sich einen Namen überwiegend im Bereich der Jugendliteratur machte, schrieb den Roman im Jahr 1987, ein Jahr nach dem Reaktorunfall im ukrainischen Tschernobyl, wodurch die historische Einbettung des Textes erfolgt. Pausewang imaginiert in ihrem Buch eine nukleare Katastrophe in Deutschland von einem deutlich größeren Ausmaß und zeigt,

---

*Tschernobyl* herausgegeben wurde.

<sup>79</sup> S. dazu: Bundestag (2016): Tschernobyl und Fukushima mahnen – Verantwortungsbewusster Umgang mit den Risiken der Atomkraft und weitere Unterstützung der durch die Reaktorkatastrophen betroffenen Menschen. Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD, 18 Wahlperiode. Drucksache 18/8239, 26.04.2016. URL: <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/082/1808239.pdf>, Zugriffsdatum: 13.05.2020.

welche lebensverändernden Auswirkungen diese haben könnte. Die atomkraftkritische Thematik des Romans hat offenbar den Zeitgeist eingefangen: so wurde der Roman in 16 Sprachen übersetzt, für die Schullektüre ausgewählt und in 2006 sogar verfilmt; in 2010 erreichte er die gesamte Auflage von 1,5 Millionen Exemplaren. In 1988 hat ein unabhängiges Jury das Buch für den Deutschen Jugendliteraturpreis empfohlen. Unter dem Einfluss der Atombefürworter, aber auch wegen der eigenen Reputation stemmte sich gegen den Preisverleihung die damals regierende CDU. Erst nach monatelangen Debatten kam es trotz allen Widerstands zur Auszeichnung der Autorin (Tebbutt 2007: 561ff). Der Skandal bezeugte in aller Deutlichkeit die politische Durchschlagskraft des atomkritischen Buches.

Der Jugendroman von Gudrun Pausewang erzählt eine bewegende Geschichte von Janna-Berta, einem knapp fünfzehnjährigen Mädchen, dessen Leben durch einen Super-GAU im süddeutschen Atomkraftwerk Grafenrheinfeld ruiniert wird. Die Zeit der Handlung ist nicht näher bestimmt, es lässt sich aber vermuten, dass es um die Mitte der 1990er geht.<sup>80</sup> Dank der personalen Erzählperspektive betrachtet der Leser die Geschehnisse nach dem Reaktorunglück durch die Augen von Janna-Berta, wodurch die Katastrophe viel unmittelbarer und emotional aufgeladener wirkt. Zuerst folgt man der Jugendlichen und ihrem kleinen Bruder Uli auf der Flucht von Schlitz nach Bad Hersfeld, während ihre Eltern mit ihrem Baby in Schweinfurt, der sich am nächsten zum explodierten Reaktor befindet, stecken bleiben. Im Evakuierungschaos wird Uli von einem Auto überfahren; daher bricht das Mädchen psychisch zusammen und gerät unter einen radioaktiven Regen. In einem Notkrankenhaus in Herleshausen wird sie danach mit der Strahlenkrankheit, aber auch mit der Nachricht vom Tod ihrer Eltern und des jüngsten Bruders Kai konfrontiert. Letztendlich landet die inzwischen kahlköpfige Janna-Berta bei ihrer Tante Helga in Hamburg und wird zur Augenzeugin des gesellschaftlichen Zusammenbruches auf unterschiedlichen Ebenen. Befremdet von Helga, zieht Janna-Berta schließlich zu einer anderen Verwandten – Tante Almut – nach Wiesbaden. Dort wohnt sie mit Almut's Familie in einer engen Wohnung und hilft bei der Einrichtung eines Hibakusha-Zentrums mit. Am Ende des Romans, als die Sperrzone 3, wozu ihr Heimatort Schlitz auch gehörte, freigegeben wird, kehrt Janna-Berta zurück, begräbt auf dem Weg die Überreste ihres Bruders Uli, und trifft unerwartet auf ihre ahnungslose Großeltern zuhause, deren relativierende Einstellung zur Atomkatastrophe sie dazu bewegt, ihnen die wahre Geschichte des Untergangs ihrer Familie zu erzählen. Eine radioaktive Wolke zerstört dabei aber nicht nur individuelle Biographien, wie es die

---

<sup>80</sup> Die Erinnerungen von Janna-Berta an die Aktivitäten ihrer Eltern nach Tschernobyl sind eher verschwommen, was davon zeugt, dass sie Tschernobyl eher in der frühen Kindheit miterlebt hat: so konnte sie beispielsweise nicht viel von der von ihren Eltern organisierten Veranstaltung zur Sicherheit der deutschen Atomkraftwerke verstehen, dafür aber ganz gut die Emotionen der Menschen nachvollzogen (119). Außerdem spielt die Handlung noch zu Zeiten der DDR (75), die aus der Perspektive der 1980er fortbestehen sollte.



Geschichte von Janna-Berta zeigt, sondern stellt auch den sozialen Zusammenhalt infrage – diese gravierenden Auswirkungen eines nuklearen Fallouts begründen wohl den Romantitel.

Eine rezeptionssteuernde Rolle des Paratextes kommt auch durch das Vorwort zum Ausdruck. Es handelt sich um eine Anzeige in der ZEIT vom 23. Mai 1986, deren Autoren – ein Kollektiv aus sieben Männern und Frauen, angeführt von Inge Aicher-Scholl – die Reaktionen der Bundesrepublik nach der Explosion im Tschernobyl in einer poetischen Form reflektieren. Der Titel der Anzeige „*Sie haben versagt*“ bezieht sich dabei einerseits auf eine angeblich sichere zivile Nutzung der Kernkraftwerke, andererseits auf die Unfähigkeit der Regierung, richtige Maßnahmen zum Schutz der Bevölkerung zu ergreifen. Eine totale Verunsicherung als eine frustrierende Folge dieses Versagens kommt bereits am Anfang des Textes zum Ausdruck: „Wir wissen es nicht“ (Pausewang 2006: 7) als Antwort auf alltägliche Herausforderungen nach dem Reaktorunfall kondensierte Angst und Unmut der westdeutschen Gesellschaft. Während die Menschen sich „der Strahlengefahr direkt ausgeliefert“ (Pausewang 2006: 8) fühlten und die Welt plötzlich „zum Gefängnis des atomaren Fortschritts“ (Pausewang 2006: 11) geworden sei, haben sich die sonst redseligen Politiker „tot gestellt“ (Pausewang 2006: 7), der ganze Staat sei in einer „administrative[n] Funkstille“ untergetaucht (Pausewang 2006: 8). Die misslungene Informationspolitik der bundesdeutschen Regierung stieß als „Beschwichtigung der Ignoranten“ (Pausewang 2006: 10) auf heftige Kritik, der blinde internationale Lobbying der Atomwirtschaft wird als „verantwortungslos und unmenschlich“ (Pausewang 2006: 9) entschieden abgelehnt. Die Erkenntnis, dass im Falle einer nuklearen Katastrophe in Deutschland die Bevölkerung erneut in Stich gelassen wird (Pausewang 2006: 10), erfordert laut dem Text von jedem Einzelnen mehr als einen pauschalen Protest bzw. Verlangen nach Sicherheit (Pausewang 2006: 11): eine persönliche Verantwortung und ein Gefahrenbewusstsein sind als Gebot der Stunde postuliert (Pausewang 2006: 11). Somit funktioniert das Vorwort in zweierlei Hinsicht: die fiktive Geschichte eines Super-GAU in Grafenrheinfeld wird in den historischen Kontext des Störfalls von Tschernobyl eingebettet, wodurch sich eine antiatomare Botschaft des Romans vorwegnehmen lässt.

Dass „Die Wolke“ im Zeichen eines atomkritischen Diskurses steht, bestätigt vor allem ein an mehreren Textstellen ablesbares Katastrophennarrativ. Auf der Handlungsebene sprechen dafür zum Beispiel die Bilder eines extremen Chaos bei der Flucht bzw. der Evakuierung der Bevölkerung aus den Gebieten nahe Grafenrheinfeld. Auf der Autobahn werden Janna-Berta und ihr kleiner Bruder Uli zu Augenzeugen der Massenpanik, die sich jeglicher Kontrolle entzieht: unzählige Wagen auf Straßen (Pausewang 2006:41), ineinander verkeilte Autos (Pausewang 2006: 45), handlungsunfähige Polizisten (Pausewang 2006: 45), die Prügelei an der Tankstelle (Pausewang 2006: 46) und ein Mercedes, der sich einen Weg durch einen gepflegten Vorgarten bahnt (Pausewang 2006: 51) – all das vermittelt den Eindruck einer außerordentlichen Situation, die öffentliche Ordnung in höchstem

Maße gefährdet. Die Szenen, welche sich am Bahnhof einer Kleinstadt Bad Hersfeld abspielen, schildern eine weitere Eskalation der Lage: „Am Haupteingang wurde geschrien, geschimpft, geknufft“ (Pausewang 2006: 63); „von allen Seiten strömten Menschen heran, drängten sich vor den Haupteingang, schwärmten dann nach rechts und links aus, um einen Durchgang zu finden“ (Pausewang 2006: 64). Auf der Flucht von einer radioaktiven Wolke verzichten Menschen auf jegliche Bequemlichkeiten – den Verlust der Normalität bezeugen dicht aneinander sitzende Leute auf den Waggondächern eines Personenzuges, deren sonst weite, gepflegte Hemde und Krawatten jetzt zerfetzt und schmutzig aussehen (Pausewang 2006: 64-65). Angst und Verzweiflung der Menschenmasse schlagen letztendlich ihre übliche zivilisierte Selbstbeherrschung in ein irrationales, affektgesteuertes Verhalten um: so verliert Janna-Berta die Kinder der Familie Heubler, auf die sie aufpassen sollte, in einem Gedränge auf dem Bahnsteig; die Vermutung liegt nahe, dass die kleinen Mädchen in einem Menschenwirbel einfach zertreten worden sind (Pausewang 2006: 67-68). Der Selbsterhaltungstrieb der Flüchtenden verdrängt auch in mehreren weiteren Fällen jegliches Mitleid und Empathie gegenüber anderen Betroffenen. Dies fängt schon damit an, dass Janna-Berta und ihr Bruder, die alleine mit ihren Fahrrädern unterwegs sind, von keinen der Bekannten in Autos mitgenommen werden: der freundliche Sparkassenbeamte, die Verkäuferin aus der Metzgerei, Ulis Lehrerin, der Zahnarzt – alle schauten entweder weg, oder hoben bedauernd die Schultern, da ihre Wagen mit Sachen vollgepackt waren und es keinen Platz für die Kinder gab (Pausewang 2006: 40). Mit der Zunahme der Gefahr avanciert schließlich diese Ignoranz zu Gewaltbereitschaft: ein Wagen mit leerem Tank wird von anderen in den Graben geschoben, trotz seines lamentierenden Fahrers, der nur um einen Liter Sprit fleht (Pausewang 2006: 48); aus dem Einkauf in einem Supermarkt wird eine Plünderung (Pausewang 2006: 77); später in Hamburg erfährt Janna-Berta, dass Tante Almut und ihr Mann Reinhard aus ihrem Auto von drei Männern herausgezerrt wurden und eine Weile zu Fuß laufen mussten (Pausewang 2006: 147). Eine Frau aus der Gruppe Hippies, die Janna-Berta in ihren Bus mitgenommen haben, bringt die entstandene Extremsituation auf den Punkt: „Wenn’s um nackte Überleben geht, [...] fällt sie Zivilisationstünche ab“ (Pausewang 2006: 76). Im Text wird also ein allumfassendes Katastrophenbild entworfen: der Reaktorunfall überschreitet in seiner Wirkung ökologische Grenzen weit hinaus und bringt das ganze soziale und politische, später auch das ökonomische System ins Schwanken.

In der Schilderung der Entwicklungen nach dem folgenschweren GAU von Grafenrheinfeld setzt sich das Katastrophennarrativ weiter fort. Erst nachdem die akute Gefahr der Verstrahlung vorbei ist, offenbart sich eine totale Verletzlichkeit der Gesellschaft. Deutschlands Wirtschaft bricht zusammen: Landwirtschaft und Ernährungsindustrie erleiden schwere Verluste, weil deutsche Lebensmittel als verseucht gelten (Pausewang 2006: 95f; 132f); Exporte aus Deutschland schrumpfen rasant; mehrere Berufe werden unter den Bedingungen der Verstrahlung obsolet und fallen weg (so verliert Tünnes'

Vater seinen Job in der internationaler Spedition, Pausewang 2006: 95f), wodurch die Arbeitslosigkeit drastisch zunimmt. Auf der internationalen Bühne verlagert sich auch das ökonomische und politische Gewicht der Bundesrepublik: nach der Einschätzung Onkels Friemel „freuen sich alle Dritte-Welt-Länder, die was Essbares anzubieten haben. Den letzten essbaren Kehricht werden sie für uns zusammenfegen. Gegen Geld natürlich!“ (Pausewang 2006: 132). Die negative wirtschaftliche Bilanz, aber auch gesundheitliche Gefährdung münden anschließend in eine Massenauswanderung: Kanada, Südafrika und Südamerika werden jetzt zum sicheren Hafen vieler deutscher Emigranten (Pausewang 2006: 198ff).

Auch die Regierung Westdeutschlands wird lahmgelegt. Der Reaktorunfall in Bayern enthüllte, wie leichtsinnig die Politiker mit dem Restrisiko der zivilen Nutzung der Kernkraft umgegangen sind. Der staatliche Katastrophenschutz versagte im Ernstfall und konnte im Endeffekt den Zusammenbruch sozialer und wirtschaftlicher Ordnung nicht verhindern. Daher ein scharfer Tadel eines Arztes im Nothospital von Herleshausen, wo Janna-Berta die ersten Wochen nach dem Unglück verbracht hat: „Der Unfall ist über ihren stümperhaften Katastrophenschutzplänen zusammengeschlagen. Nichts war vorbereitet, nichts hat geklappt, nur die Bonzen haben sich so schnell wie möglich abgesetzt!“ (Pausewang 2006: 83) Doch die Verantwortung dafür will schließlich niemand übernehmen. Die Ablehnung der Schuld demonstriert exemplarisch der Fernsehauftritt eines neuen Innenministers, der Verantwortung für die Nutzung der Kernenergie zu verstreuen sucht (Pausewang 2006: 163). Allerdings wird die Schuldproblematik im Roman tatsächlich komplexer dargestellt: nicht nur die Spitzenpolitiker, sondern auch einfache Bürger haften für die Katastrophe, indem sie den „friedlichen Atom“ und dessen alltägliche Vorteile der Atomsicherheit vorgezogen haben. Dies wird in Form eines Generationenkonflikts ausgetragen: Oma Berta und Opa Hans-Georg (Pausewang 2006: 17; 221ff), die Familie Friemels (Pausewang 2006: 142) sowie Lars' Eltern (Pausewang 2006: 200) verkörpern die Lager der Atomkraftbefürworter, welche in ihrer Atomeuphorie das Sicherheitsbedenken der Kernkraftwerke zurückgedrängt haben.

Unter diesen Bedingungen findet sich die westdeutsche Gesellschaft letztlich zutiefst gespalten. Es bildet sich eine neue soziale Gruppe heraus: die sogenannten Hibakusha, die Überlebenden von Grafenrheinfeld, deren Bezeichnung die Geschichte von Hiroshima aufgreift und der deutsche Störfall dadurch in eine Reihe mit den größten nuklearen Katastrophen in der Weltgeschichte stellt. Trotz der Traumata von Flucht und Gesundheitsproblemen werden diese Leute zu Opfer von Diskriminierung in der deutschen Post-GAU-Gesellschaft: wegen der pauschalen Vermutungen, die Strahlenkrankheit sei ansteckend, ging man Janna-Berta, aber auch allen anderen Betroffenen meistens aus dem Weg (Pausewang 2006: 131f). So postuliert Tante Almut das Aufkommen einer neuen sozialen Klasse der Außenseiter, deren Schicksal das ganze Ausmaß des gesellschaftlichen Zusammenbruches vor Augen führt:

„Wir Überlebenden aus dem Katastrophengebiet [...] werden über kurz oder lang eine eigene Klasse in der Gesellschaft werden: die Klasse der kränklichen Habenichtse. Uneffektiv für die Wirtschaft und vor allem nichts zum Vorzeigen. Außerdem unbequem: Wir erzeugen Schuldgefühle und hindern am Vergessen und Verdrängen. [...] Wir sind die Aussätzigen des zwanzigsten Jahrhunderts“ (Pausewang 2006: 150).

Die Erfahrungen der Ausgrenzung werden aber letztlich zu einem Vehikel der Solidarisierung: sei es lokal, wie in der neuen Schulklasse von Janna-Berta in Hamburg, wo sie sich der Gruppe der Evakuierten anzuschließen versucht (Pausewang 2006: 130ff) oder auf der Bundesebene, wofür das Engagement von Tante Almut und ihrer Familie bei der Einrichtung eines Hibakusha-Zentrums als Beispiel dient (Pausewang 2006: 152; 171f; 187ff). Auch länderübergreifend entstand infolge der Katastrophe ein Bedürfnis nach Verbundenheit: in Form von Spendenaktionen (Pausewang 2006: 97), aber auch Massenprotesten (Pausewang 2006: 187ff) zeigt die europäische Gemeinschaft im Roman die Ausbreitung eines „grünen“ Bewusstseins.

Dass Grafenrheinfeld zu einer überdimensionalen Katastrophe geworden ist, welche in alle Bereiche des menschlichen Lebens eingegriffen hat und somit eine epochale Bedeutung besitzt, lässt sich unter anderem aus den zahlreichen Bezügen auf den Zweiten Weltkrieg erschließen. Der Krieg dient hierbei als Bewertungsfolie für aktuelle Geschehnisse, als Maßstab für ihre Platzierung auf eine kollektiv verinnerlichte Unheilsskala des 20. Jahrhunderts. So werden beispielsweise die Bilder der Flucht und Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg auf die innere Migration der Deutschen aus den Katastrophengebieten projiziert: „Es geht schon los mit den Flüchtlingen. Wie fünfundvierzig“, meint eine ältere Frau, welche von Janna-Berta mit der Bitte um Wasser aufgesucht wird (Pausewang 2006: 78). Ein Junge aus Bamberg bezieht die Ausgrenzung der Hibakusha auf die allgemeinen Tendenzen der Verdrängung von „unbequemen“ Opfergruppen: „Die Flüchtlinge waren nach dem Krieg genauso ungern gesehen. [...] Wer noch mal davongekommen ist, mag sich nicht dauernd dran erinnern lassen, dass andere weniger Glück hatten. Dass sie auf Hilfe angewiesen sind. Und ein Recht auf Hilfe haben!“ (Pausewang 2006: 132).

Mit dem historischen Stoff des Zweiten Weltkrieges geht auch das Thema des Vergessens bzw. Verdrängens traumatischer Erfahrungen einher. Daher stemmt sich Oma Berta immer gegen die Erinnerung an die Hitlerzeit: „Ich will nichts mehr hören vom Krieg und all diesen hässlichen Dingen“, fordert sie oft ihren Mann auf (Pausewang 2006: 139). Aber während der Krieg schon länger her ist und seine Aktualität infrage gestellt werden kann (Pausewang 2006: 138), droht dem Grafenrheinfeld bereits die kurze Zeit danach das Vergessen: aus Sorge darum trägt Janna-Berta keine Perücke und versucht, mit ihren kahlen Kopf der Versperrung der Erinnerung entgegenzuwirken (Pausewang 2006: 126; 153). Im Roman bleibt freilich offen, ob die deutsche Gesellschaft aus der Katastrophe Konsequenzen zieht und das bayrische Kernkraftwerk sich zu einem Gedächtnisort unter dem Motto „Nie wieder!“ entwickeln kann.

Denn im Fall von Tschernobyl, der im Text öfters erwähnt wird, hat die Erinnerung versagt: „Alles ist wieder eingeschlafen, und es war, als wäre Tschernobyl nie gewesen“ (Pausewang 2006: 152). Die Reaktorexpllosion in der Ukraine hat die Mehrheit der deutschen Bevölkerung vom Hintergrund des Kalten Krieges eingeschätzt und als genuin sowjetischer Unfall für die deutsche Verhältnisse abgelehnt. So behaupten die Friemels, dass sie von den Risiken der Atomkraftnutzung nichts gewusst haben; auf die heikle Frage von Janna-Berta, ob dies auch nach Tschernobyl der Fall war, erwidert Onkel Friemel achselzuckend: „Tschernobyl war ein *russischer* [Hervorh. im Original] Reaktor“ (Pausewang 2006: 142). Die besorgten Reaktionen auf die Katastrophe von Tschernobyl stempelt auch Opa Hans-Georg als „Hysterie“ ab und moniert das als Versuch der Grünen, den technischen Fortschritt der Gesellschaft abzdrosseln und diese in die Steinzeit zurückzuschicken (Pausewang 2006: 222).

Diesem Lager der Atomkraftbefürworter stehen die Figuren Janna-Bertas Eltern sowie die der Familie von Tante Almut entgegen, die sich nach Tschernobyl aktiv in der Anti-AKW-Bewegung engagierten. Janna-Berta erinnert sich ständig an die Bemühungen ihrer Eltern, andere auf die Gefahren der zivilen Kerntechnik aufmerksam zu machen: sei es während der Massendemonstrationen gegen die Atomkraftwerke (Pausewang 2006: 17; 103), durch die Erkundigungen bei zuständigen Behörden über Katastrophenschutzpläne für den Fall eines Super-GAUs (Pausewang 2006: 83f) oder durch eine öffentliche Veranstaltung zum Thema der Sicherheit deutscher Atomreaktoren, wo keine Politiker erschienen sind (Pausewang 2006: 118f). Überall sind ihre Eltern auf Gleichgültigkeit gestoßen, genauso wie die von Tschernobyl ergehende Mahnung in Bezug auf das „friedliche“ Atom.

Tschernobyl wird somit im Roman als verfehlter Mahnort dargestellt, dessen Potenzial, weitere Nuklearkatastrophen abzuwenden, wegen gesellschaftlicher Indifferenz erlosch. Zwar hat der Unfall den Eingang in das kollektive Wissen bzw. das kommunikative Gedächtnis der Deutschen gefunden: deswegen versucht Janna-Berta zuerst die Katastrophe von Grafenrheinfeld aufgrund ihres Wissens über Tschernobyl einzuordnen (Pausewang 2006: 16ff); das Gleiche tun auch die Oberstufenschüler, die das Mädchen nach Schlitz mitgenommen haben, in ihrer Diskussion über die Ursachen der Explosion im bayrischen Kernkraftwerk (Pausewang 2006: 17). Jedoch wurde die Bevölkerung der Bundesrepublik nach Tschernobyl gegen die Risiken der Atomkraft nicht richtig sensibilisiert – die Passivität der Politiker sowie das behagliche „Bei uns kann so was nicht passieren“ wirkten einschläfernd genug. Daher eine kritische Prophezeiung Janna-Bertas Vaters: „Tschernobyl war noch nicht genug. [...] Es muss erst hier bei uns was passieren, damit es dem Bundesbürger den Hintern aus dem Sessel reißt“ (Pausewang 2006: 18).

Und so kommt das Gedankenexperiment von Gudrun Pausewang in Gang. Sie konstruiert die Situation eines Super-GAU in Deutschland aufgrund der Erfahrungen und Diskursen rund um Tschernobyl: gesellschaftliche Spannungen und Massendemonstrationen, die Unzulänglichkeit des Katastrophenmanagements und der Informationspolitik sowie die daraus resultierenden Forderungen eines sofortigen Atomausstiegs entnimmt die Autorin dem historischen Kontext des Reaktorunfalls. Darüber hinaus greift sie auch die Geschichte der zivilen Nutzung der Kernenergie auf: die Bejahung der Atomkraftwerke durch die ältere Generation im Roman rührt beispielsweise von der tatsächlichen Atomeuphorie der 1950-1960er Jahre in Deutschland her. Die fiktive Katastrophe übersteigt zwar deutlich die Maßstäbe der realen, jedoch vermitteln eben solche düsteren Bilder eine starke antinukleare Botschaft. Das teilweise überstrapazierte Szenario von Pausewang kann natürlich infrage gestellt werden<sup>81</sup>; es besteht jedoch keine Sicherheit, dass das eingetretene Restrisiko anders aussehen würde. Dabei wäre der Unfall von Grafenrheinfeld abwendbar gewesen – diese Perspektive schlummert in Janna-Bertas Erinnerung an den Anti-AKW-Protest ihrer Eltern nach Tschernobyl. Hätte man die Geschehnisse in der sowjetischen Ukraine in Kauf genommen, hätte man auf die Stimme der Atomgegner gehört, dann hätte sich das Reaktorunglück in Süddeutschland vermeiden lassen. Für Ignoranz und Passivität gegenüber Tschernobyl trägt im Endeffekt jeder Bürger im Roman persönliche Verantwortung – die ganze deutsche Gesellschaft beteiligt sich also an der Schuld und zählt für ihre Blindheit schließlich einen hohen Preis. Umso wichtiger ist die Rolle Tschernobyls in der Realität: der zentrale Appell des Buches liegt darin, die sowjetische Katastrophe als Warnung zu erkennen und daraus vor allem politische Konsequenzen zu ziehen – in 1987 war ein endgültiger Atomausstieg Deutschlands noch nicht absehbar. Dafür muss die Erinnerung an Tschernobyl wachgehalten werden, im Gegensatz zur Konstellation in der Geschichte von Janna-Berta.

Der Roman „Die Wolke“ spricht also der nuklearen Technologie, vor allem ihrer zivilen Nutzung ein Verdikt aus: die Sicherheit des „friedlichen“ Atoms kann nie in vollem Maße gewährleistet werden, daher lässt sich die Akzeptanz des Restrisikos nicht nachvollziehen, zumal in einem Unglücksfall alle Bereiche des menschlichen Lebens gefährdet wären. Durch das Katastrophennarrativ entfaltet sich die emotionale Wirkung des Textes und so kristallisiert sich auch seine appellative Funktion heraus. Tschernobyl wird dabei eine mahnende Rolle zugewiesen, ein Warnungspotenzial, welches im Roman schon verfehlt ist, sich in der Realität jedoch noch geltend machen kann. Ohne Erhaltung der Erinnerung ist es aber kaum möglich: in der Geschichte von Janna-Berta haben westdeutsche Bürger ihre Angst und Bedenken bezüglich der Atomkraft verdrängt und dadurch die eigene Katastrophe eingeleitet – „Tschernobyl war noch nicht genug“ (Pausewang 2006: 18), wie der Vater des Mädchens

---

<sup>81</sup> S. dazu Kahlert, Joachim (1993): Zukunftsgefahren vorstellbar machen: Zur Rolle des Romans in der Umweltbildung am Beispiel des Jugendbuchs „Die Wolke“, In: Praxis Geographie 23, Heft 2, 39-43; Boie, Johannes (2011): Moralin. Gudrun Pausewangs „Die Wolke“ schwebt in die Bestsellerlisten. In: Süddeutsche Zeitung vom 15. März 2011. Staas, Christian (2015): Jugendliteratur - Ghetto-Thriller und KZ-Romanze, In: DIE ZEIT, Nr. 10/2015.

meinte. Somit wird Tschernobyl im Roman zu einem Erinnerungsort heraufbeschwört mit dem Auftrag, der deutschen, aber auch der Weltgesellschaft zu einem atomkritischen Bewusstsein zu verhelfen.

#### **4.6.2. Christa Wolf „Störfall. Nachrichten eines Tages“**

Die Erzählung „Störfall. Nachrichten eines Tages“, an der Christa Wolf von Juni bis September 1986 gearbeitet hat (Wolf 2001: 112), gehört zu den wichtigsten literarischen Verarbeitungen des sowjetischen GAU im deutschen Sprachraum. Zwar wird Tschernobyl an keiner Stelle explizit erwähnt, jedoch finden sich im Text bzw. Paratext mehrere Verweise auf die Katastrophe vom 26. April 1986: dazu zählen die Entstehungszeit des Werkes (Wolf 2001: 112), die Jahresangabe 1986 (Wolf 2001: 22), die Erwähnung der ukrainischen Hauptstadt Kiew (Wolf 2001: 35) wie auch die Hintergrundinformationen zu dem Reaktorunfall (Wolf 2001: 49; Vilar 2016: 201).

Das Buch erschien im Frühjahr 1987 bei Aufbau (Berlin und Weimar) und Luchterhand (Darmstadt und Neuwied) und ist sofort auf eine große Resonanz gestoßen (Hilzinger 2001: 382ff). Die erste Auflage wurde in wenigen Wochen ausverkauft. Daraufhin folgten die Übersetzungen der Erzählung in mehr als 11 Sprachen sowie Hörspiel- und Theater-Adaptionen. Auch bei der Tagespresse hat das Buch meistens eine positive Aufnahme gefunden, obwohl es auch ablehnende Stimmen gab.<sup>82</sup> Im November 1987 wurde Christa Wolf für *Störfall* mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet. Die öffentliche Wirkung der Erzählung erreichte seinen Höhepunkt, als das Buch einen Disput der Schriftstellerin mit Naturwissenschaftlern angeregt hat. Die Debatte wurde in der Zeitschrift der Akademie der Wissenschaften der DDR *spectrum* sowie in zwei Gesprächsrunden in der Akademie der Künste der DDR ausgetragen. 1991 erschien die Dokumentation des Disputs in einem Sammelband unter dem Titel *Verblendung* und wurde später in Wolfs Werkausgabe mit aufgenommen (Wolf 2001: 115-370).

Im Text berichtet eine Ich-Erzählerin von jenem Tag, an dem zwei wichtige Ereignisse, zwei „Störfälle“ ihre Gedanken beherrschen: zum einen ein schwerer, „zweitausend Kilometer von uns“ (Wolf 2001: 49) entfernter Kernreaktorunfall, zum anderen die Gehirnoperation ihres jüngeren Bruders, bei dem ein Tumor an der Hypophyse entfernt werden soll. In beiden Fällen wartet das Ich auf die Nachrichten: sei es auf Medienberichte zur nuklearen Katastrophe oder auf den Anruf ihrer Schwägerin aus dem Krankenhaus, wo der Bruder operiert wird. Obwohl zunächst nur die zeitliche Koinzidenz die beiden Ereignisse zu verbinden scheint, ermöglichen die weiterführenden Überlegungen bzw. Reflexionen der Erzählerin die Integration zweier Stränge (Schulz 2016: 117).

---

<sup>82</sup> S. dazu: Schoeller, Wilfried F.: Ein Tag wie keiner davor. Christa Wolfs Prosa über den „Störfall“, in: Süddeutsche Zeitung. Literaturbeilage vom 14.04.1987; Schacht, Ulrich: Brot und Kräuter schneiden. Was Christa Wolf in der „DDR“ zu Tschernobyl einfiel, in: Die WELT vom 16.05.1987.

Dabei ist die Erzählung weitgehend im Inneren des Ichs situiert: alltägliche Routinen wie auch Kommunikation mit anderen Menschen – kurz gesagt: Interaktionen mit der Außenwelt – liefern nur zusätzliche Impulse für den inneren Monolog der Erzählerin, welcher jedoch mehrmals in einen imaginierten Dialog mit ihrem Bruder übergeht. Diese geistigen Bewegungen werden in einer tagebuchartigen Form erfasst; allerdings wird hier die lineare Chronologie einem assoziativen, fragmentierten Schreiben zugunsten aufgegeben (Hilzinger 2007: 103). Die reiche Intertextualität ist eine weitere Besonderheit der Erzählung: in mehreren Passagen werden Zitate aus literarischen, aber auch populärwissenschaftlichen Quellen eingebaut, was als „interepochale, dynamische Kulisse“ (Vilar 2016: 202) den Reflexionen des Ichs mehr Globalität verleiht.

Im *Störfall* finden sich außerdem mehrere autobiographische Elemente, vor allem die Operation des Bruders, die Figuren der beiden Töchter (Wolf 2001: 24ff; 97ff), ein Privatgrundstück in Mecklenburg (Wolf 2001: 81), wo sich die Erzählerin aufhält, der Verbleib in Kalifornien (Wolf 2001: 69f) oder auch eine Brieffreundschaft mit der emigrierten Ärztin und Psychologin Charlotte Wolff (CW 87f) (Schulz 2016: 124). Trotz dieser Realitätsbezüge bleibt das erzählende Ich eine „literarische Figur“ (Kaufmann 1989: 253), die sich werkimmanent entfaltet. Auch Wolf selbst verweist auf die Fiktionalität ihres Werkes: „Keine der Figuren dieses Textes ist mit einer lebenden Person identisch. Sie sind alle von mir erfunden“ (Wolf 2001: 10).

Alle Themen und Motive der Erzählung verschränken sich in einem „textuelle[n] Gewebe“ (Hilzinger 2007: 102), wobei der Kernreaktorunfall und die Operation durchweg als rote Fäden erkennbar bleiben. Sie dringen in den Alltag des Ichs ein und vereinnahmen seine Gedanken. Aber während die Sorge um den jüngeren Bruder zumindest teilweise nachlässt, als die Erzählerin einen erfreulichen Anruf aus dem Krankenhaus bekommt (Wolf 2001: 60), hält „DIE NACHRICHT [Hervorh. im Original]“ über die nukleare Katastrophe, welche „jede Stunde umgemünzt und zerkleinert wird“ (Wolf 2001:15), die Spannung andauernd hoch. Der gewöhnliche Ablauf des Tages wird durch einen Verdacht der Bestrahlung gestört. Die täglichen Routinen wie Duschen und Essen erhalten plötzlich eine gefährliche Konnotation und müssen einer Inspektion unterzogen werden:

(1) „Leichtfertig und unbesorgt habe ich das Wasser beim Duschen an mir herunterrinnen lassen. Jeder einzige der zahllosen Experten [...] hat das Grundwasser für noch lange, lange nicht – vielleicht diesmal überhaupt noch nicht! – gefährdet erklärt“ (Wolf 2001: 15).

(2) „Die Schnittfläche des dunklen mecklenburgischen Brotes. Angeschnittene Roggenkörner. Wann eigentlich und auf welche Weise lagern sich Nuklide – auch ein Wort, das ich gerade zu lernen begonnen habe – in Getreidekörner ein“ (Wolf 2001: 17f).

(3) „Jener Instanz, die ihr kritisches Auge auf alles geworfen hat, was ich zu mir genommen habe, habe ich mitgeteilt, die Eier in meinem Kühlschrank seien vor dem Unfall im Hühnerleib gewachsen, mit unbestrahltem Gras, unbestrahlten Körnern ernährt worden, direkt im Konsum abgeliefert und daher ungestempelt und garantiert frisch. Aber eben auch nicht zu frisch. Nicht etwa von gestern“ (Wolf 2001: 18).



Das Denk- und Wahrnehmungsvermögen des Ichs kann sich dem Reaktorunfall auch nicht entziehen: so „verseucht“ er die Assoziationen der Erzählerin, wenn sie, zum Beispiel, an unzählige Spezialisten denkt, „die jetzt wie Pilze aus der Erde schießen (Pilze! ungenießbar für diese Saison!)“ (Wolf 2001: 15) oder einen Aal – „Fisch, der radioaktive Speicher!“ (Wolf 2001: 95) – von der Frau des Fischers dankbar annimmt. Die eigene Ohnmacht, gepaart mit Verunsicherung, zwingt die Menschen, darunter auch das Ich, sich „zu Experten für Halbwertszeiten“ (Wolf 2001: 60) zu entwickeln – „[s]o setzen sich die Mütter vors Radio und bemühen sich die neuen Wörter zu lernen. Becquerel. [...] Jod 131. Caesium“ (Wolf 2001: 35). Bald fühlt man sich jedoch verloren bzw. überfordert durch einen andauernden Informationsstrom: „Das riesele nun alles, zusammen mit den Trägern der radioaktiven Substanzen, zum Beispiel Regen, auf uns herab-“ (Wolf 2001: 35).

Das Reaktorunglück geht letztlich über die Kontaminierung der Außenwelt hinaus und wird symbolisch dimensioniert, um die Maßstäbe der Lebensgefährdung durch Atomkraft zu zeigen. Dies wird vor allem mithilfe intertextueller Verweise geleistet. So fällt der Ich-Erzählerin die erste Refrainzeile aus Bertolt Brechts Ballade von den Seeräubern (1918) ein, als sie, das Frühstück vorbereitend, aus dem Fenster schaut: „Der Himmel ist an jenem Tag wolkenlos gewesen. [...] *O Himmel, strahlender Azur* [Hervorh. im Original]“ (Wolf 2001: 18). In der Ballade wird an dieser Stelle der Himmel von Seeräubern gepriesen; nach Tschernobyl muss jedoch die ursprüngliche positive Semantik zwingend umcodiert werden: „die unschuldige Himmelsfarbe“ nimmt einen „giftigen Ton“ an, ihre lebensbejahende Verherrlichung wechselt zu einem beklemmenden Verdacht auf radioaktive Strahlung, welcher in besorgten Müttern bohrt (Wolf 2001: 35). Dieser neue Seelenzustand lässt sich wiederum durch eine Paraphrase von Brechts Gedicht 1940 verdeutlichen: die unsichtbare Bedrohung führt dazu, „daß die Mütter entgeistert den Himmel durchforschen nach den Erfindungen der Gelehrten...“ (Wolf 2001: 35). Der auf diese Weise hergestellte Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg, als die Mütter nach Militärflugzeugen den Himmel absuchten, weist dem Reaktorunfall eine ähnlich verheerende Bedeutung zu. Tschernobyl wird zu einer historischen Zäsur, worauf das Ich anschließend verweist: „Wieder einmal, so ist es mir vorgekommen, hatte das Zeitalter sich ein Vorher und Nachher geschaffen“ (Wolf 2001: 44). In einer neuen Epoche bzw. in einem Atomzeitalter kann das Ich nicht ohne Weiteres denken: „Die Kirschbäume sind explodiert“ (Wolf 2001: 13) – diese harmlose Metapher wird durch die Reaktorexpllosion vereinnahmt. Eine Erklärung wird ebenso benötigt, wenn es um „einen gebündelten Energiestrahle“ der mentalen Unterstützung für den operierten Bruder geht: „Die Art Strahlen, lieber Bruder, von denen ich rede, sind gewiß nicht gefährlich“ (Wolf 2001: 14). Die Katastrophe durchdringt also die Sprache und reichert ihre Semantik mit gefährlichen Bedeutungen an. Um der verstörenden Polysemie auszuweichen, setzt die Erzählerin unter anderem auf Fachausdrücke, deren Exaktheit auch im Atomzeitalter unantastbar bleibt: im Text finden sich zahlreiche Termini wie „kontaminieren“ (Wolf 2001:14), „Geigerzähler“ (Wolf 2001:

24), „Hypophyse“ (Wolf 2001: 28), „Elektrode“ (Wolf 2001: 28), „Becquerel“ (Wolf 2001: 35), „Synapsen“ (Wolf 2001: 48), „R-Komplex“ (Wolf 2001:57), „Neocortex“ (Wolf 2001: 58) etc., die eine technisierte Gegenwart reflektieren.

Auch die Poesie bleibt davon nicht verschont. Vor allem Naturlyrik, deren zentraler Gegenstand nach Tschernobyl verseucht ist, erfährt notwendig eine Reinterpretation. Die alte Leseart, die auf eine innige Verbindung zwischen dem Menschen und Natur beruht, wird obsolet, denn die radioaktiv belastete Umwelt nicht lebensspendend, sondern lebensbedrohlich erscheint. Auf diese neue Realität verweist das anzitierte Gedicht *Erinnerung an die Marie A.* (1920) von Bertold Brecht (Wolf 2001: 60f). Dessen Hauptsymbol – eine weiße Wolke – steht für die Reinheit der Jugendliebe, die jedoch vergänglich ist (Reich-Ranicki 1996: 28): „...doch jene Wolke blühte nur Minuten/ Und als ich auf sah, schwand sie schon im Wind“ (Brecht 1988: 92; Wolf 2001: 61). Das Wesen dieser Wolke, die vorher „aus Poesie und reinem kondensierten Wasserdampf“ (ebd.) bestand, pervertiert aber grundsätzlich nach dem Reaktorunfall: „Eine unsichtbare Wolke von ganz anderer Substanz hatte es übernommen, unsere Gefühle – ganz andere Gefühle – auf sich zu ziehen“ (ebd.). Diese höchst gefährliche radioaktive Neubildung lässt keine Referenz auf Liebeserfahrung in der Natur zu – die Literatur muss sich also „sprachlich neu reorganisieren, um sich der Realität anzupassen“ (Dall'Armi 2018: 267). Somit postuliert die Erzählerin, dass „die weiße Wolke der Poesie ins Archiv gestoßen“ wurde und fragt sich, „welcher Dichter es als erster wieder wagen würde, eine weiße Wolke zu besingen“ (ebd.). Die Feststellung der Unbrauchbarkeit der sprachlichen bzw. literarischen Symbole in der atomaren Gegenwart erinnert an das Diktum Adornos, wodurch die These von einem nuklearen Holocaust aufgestellt wird (Vilar 2016: 203).

Das Ausmaß der Katastrophe, die alle Lebensbereiche kontaminiert, zwingt das Ich zur „Suche nach den Wurzeln unserer Zerstörungslust“ (Wolf 2001: 85), denn die atomare Bedrohung ihren Ursprung im menschlichen Handeln hat. Diese Suche setzt mit der Schuldfrage ein: wer soll dafür haften, „daß die Milch weggekippt werde, tausendliterweis, und daß man fürchten müsse, mit den besonders gesunden Nahrungsmitteln die Kinder besonders schnell zu vergiften“ (Wolf 2001: 25)? An den Pranger werden vor allem „die Betreiber jener Art von Technik, deren höllische Gefährlichkeit in ihrem Wesen liegt“ (Wolf 2001: 29) gestellt, also die Naturwissenschaftler, die für die Entdeckung und den Einsatz der Atomkraft verantwortlich sind. Ihre „Schicksale und Entscheidungen“ verallgemeinert die Erzählerin durch den Motiv eines modernen Faust (Wolf 2001: 97), der seit Goethes Zeit eine Entwicklung durchgemacht hat: „Ein Faust, der nicht Wissen, sondern Ruhm gewinnen will“ (Wolf 2001: 71), forciert heutzutage den technologischen Fortschritt und „schafft sich die Mittel zur Unterwerfung der Natur“ (Wolf 2001: 52). Demnach haben die zeitgenössischen Naturwissenschaftler „den heiligen Schauer vor den Abgründen ihres Faches“ (Wolf 2001: 51)

verloren und wollen das, „was die Natur im Innersten zusammenhält nicht nur erkennen, [sondern] auch verwerten“ (Wolf 2001: 35).

Trotzdem versucht die Erzählerin nachzuvollziehen, wieso diese Forscher das Restrisiko der zivilen Atomnutzung negierten, ungeachtet des hohen Preises, welchen man im Falle einer Katastrophe wie der in Tschernobyl bezahlt. Aus ihren Erwägungen ergibt sich ein Bild von Wissenschaftlern, die von einem „natürlichen“ Leben weitgehend abgeschottet sind. In erster Linie wird es durch die Konstruktion eines Antagonismus zwischen Müttern und Gelehrten aufgezeigt. So fragt sich das Ich, ob die Physiker „jemals in ihrem Leben winzigste Samenkörner [...] in die Erde gesenkt haben, um [...] über Wochen, Monate hin das Wachstum der Pflanzen zu verfolgen“ (Wolf 2001: 29) und erstellt im Anschluss eine Liste der Tätigkeit, die „jene Männer von Wissenschaft und Technik vermutlich nicht ausüben oder [...] als Zeitvergeudung ansehen würden“, worauf die Aufzählung typischer Tätigkeiten einer für Kinder und Haushalt sorgenden Mutter folgt („Einen Säugling trockenlegen. Kochen, einkaufen gehen, mit einem Kind auf dem Arm oder im Kinderwagen“) (Wolf 2001: 39). Weder die Gartenarbeit noch die alltäglichen Beschäftigungen einer Hausfrau sind besonders spektakulär; dennoch liegt ihnen ein Existenzerhalt, eine Unterstützung natürlicher Lebenszyklen zugrunde, was mit dem Hegen und Pflegen von Lebewesen eingeht. Die Verantwortung für ein anderes Lebewesen beeinflusst die Menschen sogar auf dem physiologischen Niveau, so vermutet die Erzählerin: deswegen würde wahrscheinlich „einer Frau, die monatelang ihren Säugling stillt, eine Hemmung einer bestimmten Hirnpartie verbieten [...], mit Wort und Tat diejenigen neuen Techniken zu unterstützen, die ihre Milch vergiften können“ (Wolf 2001: 29).

Ganz anders müsste aber das Gehirn der Wissenschaftler funktionieren, deren abgekapseltes Dasein junge Forscher aus dem Lawrence Livermore National Laboratory in Kalifornien verkörpern, die im Rahmen von Ronald Reagans „Sternenkrieg“-Programm SDI an der Entwicklung eines atomgetriebenen Röntgenlasers gearbeitet haben. Über diese Gruppe erfährt die Erzählerin aus dem Artikel von William J. Broad Die Wissenschaftler von Star Wars (Freibeuter 26/185; Hilzinger 2001: 392), welcher von ihrem Bruder empfohlen wurde (Wolf 2001: 67ff). Das Leben jener „starwarriors“ verlief „auf einer Isolierstation, ohne Frauen, ohne Kinder, ohne Freunde, ohne andere Vergnügungen als ihre Arbeit“ (Wolf 2001: 68). Die einzige „Pseudo-Bindung, die ihr Gefühlsleben absorbierte“, bestand zu ihrem Computer, an den sie gefesselt waren, wie „je ein Sklave an seine Galeere“ (Wolf 2001: 68f). Ihr Ziel – die Konstruktion einer Waffe – beruhte auf „Besessenheit“ (Wolf 2001: 69) und nicht wie etwa bei Müttern auf Liebe und Sorge um andere Lebewesen. Ihrer Tätigkeit, die weitaus spektakulärer als Haus- und Familienarbeit war, lag ebenfalls kein Lebenserhalt, sondern die Lebenszerstörung zugrunde: so war das im Zweiten Weltkrieg, als die Mütter den Himmel „nach den Erfindungen der Gelehrten“ durchforschen mussten, und so war es nach Tschernobyl, als die Mütter über Halbwertszeit, Jod 131 und Caesium lernten, um ihre Kinder von der Strahlung zu schützen

(Wolf 2001: 35). Die Schlussfolgerung des Ichs: „Nicht das Phantom ‚Sicherheit‘ – nein: der Sog des Todes ist es, die Machbarkeit des Nichts, die einige der besten Gehirne Amerikas da zusammenreibt“ (Wolf 2001: 70). Die Gründe für solch eine Fehlentwicklung vermutet die Erzählerin erneut in einer neurologischen Anomalie: „in den Gehirnen der Männer“ muss eine „Gruppe neuronaler Verbindungen“ existieren, die zu einer „Dauererregung“ führt; diese Gereiztheit vermag nur die Arbeit an der Bändigung des Atoms zu stillen – „[o]hne dieses Ziel [...] hätten [die Wissenschaftler] maßlos unter ihrer überentwickelten Gehirntätigkeit leiden müssen“ (Wolf 2001: 37f). Nur ein Defekt, eine krankhafte „Störung“ könnten nach Ansicht der Erzählerin erklären, wieso die Forscher „sich die Verfahren zur sogenannten friedlichen Nutzung der Kernenergie ausgedacht haben“ (Wolf 2001: 37).

Doch die imaginierte Stimme des Bruders mäßigt die Erzählerin: nicht eine pathologische „Lust an Spaltung, an Zertrümmerung, an Feuer und Explosionen“ (Wolf 2001:54) der Wissenschaftler steht hinter ihren gefährlichen Erfindungen. In Wirklichkeit sei die Sache viel einfacher:

„Wenn einer einmal angefangen habe, etwas zu erfinden. Oder zu entdecken. Oder zu entwickeln: Dann könne der eben nicht mehr damit aufhören. Wer dem spaltbaren Atom auf der Spur sei, als Beispiel, der könne seine Versuche einfach nicht mehr abbrechen“ (Wolf 2001: 54).

So zieht das Ich in Erwägung, den Idealismus der Forscher einzuräumen: gerecht wäre zu sagen, „[...] daß jene Männer, die dem friedlichen Atom nachjagten, von einer Utopie geleitet wurden: genug Energie für alle und auf ewig“ (Wolf 2001: 38). Unmittelbar danach stellt sich jedoch die Frage, ob diese Idealisten ihre progressive Vision auf Kosten von anderen durchsetzen dürfen: „Treiben die Utopien unserer Zeit notwendig Monster heraus?“ (ebd.) An dieser Stelle wird die Erzählerin gezwungen, den Kreis der Schuldigen zu erweitern, denn die ganze Gesellschaft, einschließlich ihrer, ließ sich von dem Zukunftstraum der friedlichen Nutzung der Kernenergie verführen und verdrängte kritische Stimmen der Atomkraftgegner:

„Waren wir Monster, als wir um einer Utopie willen - Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschlichkeit für alle -, die wir nicht aufschieben wollten, diejenigen bekämpften, in deren Interesse diese Utopie nicht lag (nicht liegt), und, mit unseren eigenen Zweifeln, diejenigen, die zu bezweifeln wagten, daß der Zweck die Mittel heiligt?“ (ebd.)

So erinnert sich das Ich an die Widersacher jener Utopie, die die nukleare Bedrohung rechtzeitig erkannt haben, deren Botschaft jedoch in der Mitte der Gesellschaft nicht angekommen ist: „Es war Anfang der siebziger Jahre, das Kraftwerk hieß Wyhl [...]. Die jungen Leute, die uns die ersten Materialien über Gefahren bei der ‚friedlichen‘ Ausnutzung der Atomenergie in die Hand drückten, wurden verlacht, reglementiert, gemäßregelt“ (ebd.). Doch auch nach Tschernobyl, als die Schattenseite der Utopie zutage kam, werden gesellschaftliche Verdrängungsmechanismen ihre Gültigkeit nicht verlieren. Dies begreift die Erzählerin, indem sie abends einem Expertengespräch im Fernsehen zuhört: „die arbeitsamen, stillen Leute in den beiden Ländern“ werden auf die „jüngeren,

bärtigen Pulloverträger“, die sich gegen Atomkraft äußerten, weniger hören „als auf die in den Maßanzügen mit ihren maßvollen Meinungen und ihrem maßvollen Verhalten“ (Wolf 2001: 104). Denn „nach den Mühen des Tages“ wollen Menschen etwas vorgeführt bekommen, „was sie nicht zu sehr angehn“ würde – „und das ist das normale Verhalten, das uns anerzogen wurde, so daß es ungerecht wäre, ihnen dieses Verhalten jetzt vorzuwerfen, bloß weil es dazu beiträgt, uns umzubringen“ (Wolf 2001: 104). Dadurch geht ihre Schuldrechnung endlich glatt auf:

„[...] der meisten Menschen Lust auf ein bequemes Leben, der meisten Neigung, den Rednern hinter den erhöhten Pulten und den Männern im weißen Kittel zu glauben, jedermanns Übereinstimmungssucht und Widerspruchsangst scheinen dem Machthunger und der Arroganz, der Gewinnsucht, der skrupellosen Neugier und der Selbstverliebtheit der wenigen zu entsprechen“ (Wolf 2001: 26).

In einer konformen Gesellschaft also, wo jedermann um seines eigenen Komforts willen bereit ist, die Bedrohung zu verdrängen und sein Entscheidungsrecht an die Mächtigeren zu delegieren, trägt auch jedermann Mitschuld, wenn das Restrisiko eintrifft. In diesem Zusammenhang versucht die Erzählerin, sich ihrer eigenen Verantwortung zu stellen. Denn auch vor dem Tschernobyl wusste sie bereits von nuklearer Gefahr, von den verstrahlten „japanischen Fischer[n]“ und den veränderten Vogelzugrouten über dem Pazifik wegen einer Wasserstoffbombenexplosion in Bikini-Atoll, worauf der herbeizitierte Gedichttitel von Stephan Hermlin *Die Vögel und der Test* (1964) hinweist (Wolf 2001: 15). So bezieht sich die Selbstkritik der Erzählerin auf die eigene Zurückhaltung, insbesondere angesichts ihres Berufes als Schriftstellerin: ihre Sünde besteht also darin „[n]icht zuviel – zuwenig“ gesagt zu haben, „und das Wenige zu zaghaft und zu spät“ (Wolf 2001: 66). Die Dürftigkeit des Gesagten bzw. Geschriebenen liegt aber, wie das Ich feststellt, in der Sprache selbst, zumal sie als Medium „auf die Werte dieser Kultur programmiert“ (Wolf 2001: 94) ist, innerhalb welcher auch die Nutzung der Atomkraft zur Normalität gehört. Demnach begreift die Erzählerin, dass ihr „nicht einmal möglich [ist], die Fragen zu formulieren, die [...] zu radikalen Antworten führen könnten“ (Wolf 2001: 94). Aber auch „die gelungenste Formulierung“ lässt sich von einer Zerstörungsgefahr nicht entkoppeln, „da es in der Natur der Sache, im Wesen des Lasters Schreiben zu liegen scheint, daß es Rücksichten nicht kennt“ und „doch auch immer Menschen mit greift“, sodass sie „sich beobachtet, aufgespießt, kategorisiert“ fühlen (Wolf 2001: 103). Die Erkenntnis des Versagens im schriftstellerischen Metier führt zu einem „Wort-Ekel“, welcher letztlich in einen „Selbst-Ekel“ umschlägt (Wolf 2001: 102) – mit Schamgefühlen überflutet, sucht die Erzählerin die Wurzeln des Bösen schließlich in der menschlichen Natur an sich.

Die anthropologischen Reflexionen der Erzählerin kreisen vor allem um die Metapher des blinden Flecks, jener „Wahrnehmungslücke“ im menschlichen Bewusstsein, welche durch „unsere spezielle Art und Weise, uns in dieser Welt zu behaupten“ (Wolf 2001: 93), entsteht. Diese Leerstelle dient zur Abwehr derjenigen Abgründe, die tief in der menschlichen Natur verankert sind – so setzt sich die

Schriftstellerin zum Ziel, ihnen nachzuspüren. Die Herausbildung des blinden Flecks will sie evolutionsgeschichtlich begründen: indem die Intelligenz „zum entscheidenden Evolutionsfaktor“ wird, verschafft sich Homo Sapiens „die Mittel zur Unterwerfung der Natur und seiner Artgenossen“ (Wolf 2001: 52) und avanciert letztendlich zum „wichtigste[n] Werkzeug der Selektion“ (Wolf 2001: 67). Doch die Intelligenz, die unsere Selbstbehauptung ermöglicht, birgt in sich auch einen gewissen „Störfall“: „An [irgendwelchem]welchem Kreuzzug ist womöglich die Evolution bei uns Menschen fehlgelaufen, daß wir Lustbefriedigung an Zerstörungsdrang gekoppelt haben“ (Wolf 2001: 71). Diese Vermutung stellt die Erzählerin in Bezug auf die Geschichte des Physikers Peter Hagelstein auf, der in Livermore maßgeblich zur Entwicklung von Atombomben beigetragen hat: nur so kann sie sich erklären, wieso er wie auch andere junge Forscher „lieber das Atom ‚befreien‘ als sich selbst“ (Wolf 2001: 70f). Infolge einer solchen Dysfunktionalität des Intellekts scheinen auch alle zivilisatorischen Errungenschaften vom „Sog des Todes“ (Wolf 2001: 70) durchdrungen zu sein: „Die Verbindung zwischen Töten und Erfinden habe uns seit den Zeiten des Ackerbaus nie verlassen“, liest das Ich bei dem Astronomen Carl Sagan (Wolf 2001: 67). Doch diese „Kehrseite unserer Natur“ (Wolf 2001: 79) will der Mensch nicht wahrhaben; so verdrängt er „die konkrete Wahrnehmung des wirklichen eigenen Ungenügens“ (Wolf 2001: 98) ins Unbewusste – dadurch entsteht der blinde Fleck, jener „Bereich unserer Seele, unserer Wahrnehmung [...], der für uns dunkel bleibe, weil es zu schmerzhaft wäre, ihn anzusehen“ (Wolf 2001: 97).

Der blinde Fleck erfüllt also die Funktion einer „Endlagerungsstätte für untragbare radioaktive Gefühle“ (Wolf 2001: 94), zu denen gleichzeitig die Eigenverantwortung für Zerstörung gehört – auch das nukleare Damoklesschwert muss darin deponiert werden. Eine Erklärung für solcherlei Verdrängung findet das Ich in der Erzählung von Joseph Conrad: im Herzen der Finsternis lebt laut dem britischen Autor die menschliche Gier (Wolf 2001: 111). Auffällig ist, dass der technologische Fortschritt von der Erzählerin ebenso auf eine Art Gier zurückgeführt wird:

„Der Mensch will starke Gefühle erleben, und er will geliebt werden. Punktum. Insgeheim weiß das jeder, und wenn es ihm nicht gegeben ist, nicht gelingt oder verwehrt wird, diese seine tiefsten Sehnsüchte zu befriedigen, dann schafft er, ach: wir! –, dann schaffen wir uns Ersatzbefriedigungen und hängen uns an ein Ersatzleben, Lebensersatz, die ganze atemlos expandierende ungeheure technische Schöpfung Ersatz für Liebe. Alles, was sie Fortschritt nennen und woran auch ich hänge, Bruderherz, ob ich will oder nicht, nichts als Hilfsmittel, um starke Gefühle auszulösen“ (Wolf 2001: 40).

In dieser Passage klingt ein tiefer Fortschrittspessimismus an: die Technisierung und Verwissenschaftlichung des Lebens, welche der Intelligenz entspringen, passieren auf Kosten des menschlichen Seelenlebens. Mit der Unterwerfung der Natur geht also die Unterdrückung der eigenen Wesensart ein: der Mensch, gierig nach Liebe und Anerkennung, entfernt sich in Wirklichkeit immer weiter von seinen ursprünglichen Bedürfnissen und flüchtet in die selbst erschaffene Ersatz-Welt, wo „nur ein hauchdünnes Wändchen zwischen einer gedachten technischen Phantasie und ihrer

Verwirklichung“ besteht (Wolf 2001: 66). Dabei bergen immer mehr von diesen Phantasien bzw. Utopien – in erster Linie „genug Energie für alle und auf ewig“ (Wolf 2001: 38) – ein immenses Zerstörungspotential, welches jedoch vom blinden Fleck verschlungen wird. Ahnungslos bewegt sich also unsere Spezies, der einstige Gipfel der Evolution, auf die Gefahr hin, dass „derjenige [Evolutions]Zweig, der zum Menschen führte, ebenfalls in einer Sackgasse enden wird“ (Wolf 2001: 52).

Dennoch lässt sich die technologische Entwicklung nicht grundsätzlich verwerfen: nur durch eine fortgeschrittene Gehirnforschung ist beispielsweise eine höchst komplizierte Operation des Bruders der Erzählerin möglich. In diesem Fall würde auch die Erzählerin die Exaktheit von Technik dem „Fingerspitzengefühl“ des Menschen vorziehen: so möchte sie im letzten Gespräch mit ihrem Bruder einen Computer für Gehirnoperationen aus einer Fernsehsendung nicht erwähnen, denn seine „auf eine Genauigkeit von hundertstel Millimeterschnitten programmiert[e]“ Leistung, deutlich „unfehlbarer als die menschliche Hand“, ihrem Bruder nicht zur Verfügung steht (Wolf 2001:19). Dadurch wird die Anklage gegen die Naturwissenschaften zwangsläufig relativiert: die andauernde Verschiebung von Grenzen des technologisch Machbaren birgt neben einer existentiellen Bedrohung auch die Chance der Existenzerhaltung. Solch eine Janusköpfigkeit kennzeichnet nicht nur Technik, sondern auch die Sprache, da sie „die Identität schafft, zugleich aber entscheidend dazu beiträgt, die Tötungshemmung gegen den anderssprechenden Artgenossen abzubauen“ (Wolf 2001: 87). In der Wahrnehmung der Erzählerin scheint über Kultur und Technologie hinaus die ganze hochindustrialisierte Gesellschaft gespalten zu sein:

„Wie merkwürdig, daß A-tom auf griechisch [sic!] das gleiche heißt wie In-di-viduum auf lateinisch [sic!]: unspaltbar. Die diese Wörter erfanden, haben weder die Kernspaltung noch die Schizophrenie gekannt. Woher nun der moderne Zwang zu Spaltungen in immer kleinere Teile, zu Ab-Spaltungen ganzer Persönlichkeitsteile von jener altertümlichen, als unteilbar gedachten Person – „(Wolf 2001: 37)

In dieser Passage wird die Kernspaltung in eine Reihe mit anderen Krisenerscheinungen der modernen Welt gestellt, denen allen eine unüberwindbare Desintegration zugrunde liegt: Natur stellt sich Technik, die Frauen den Männern, die Mütter den Wissenschaftlern und die alten Begriffe den neuen entgegen. Diese Tendenz kulminiert in der persönlichen Betroffenheit der Erzählerin: an mehreren Stellen verweist sie auf eine fremde Instanz, „jenes Ich, dass sich zum Zwecke des Nachdenkens von ‚mir‘ abzuspalten pflegt“ (Wolf 2001: 39; auch 13, 18, 56, 62). Das „Gefühl des Zerrissenwerdens“ gilt für sie zugleich als „Punkt des stärksten Schmerzes“ (Wolf 2001: 39) und schafft eine Grundlage für ihre Reflexionen – im Störfall baut Christa Wolf also eine „Poetik der Spaltung“ (Dall'Armi 2018) aus.

Es lässt sich noch eine weitere Utopie erwähnen, die nach der Katastrophe von Tschernobyl ins Wanken gerät: im Text schwingt eine implizite Kritik der sozialistischen Vision mit. Ein zweideutiger

Hinweis darauf, dass die Erzählerin ihren Glauben an die Staatsdoktrin der DDR verloren hat und sich somit berechtigt fühlt, ihr Gehorsam zu kündigen, findet sich beispielsweise bereits am Anfang der Erzählung:

„Und jener Instanz, die von früh an begonnen hat, mich aus einer sehr fernen Zukunft aufmerksam zu betrachten – ein Blick, nichts weiter –, habe ich zu verstehen gegeben, daß ich mich von nun an an nichts mehr gebunden fühlen würde. Frei, zu tun und vor allem zu lassen, was mir beliebt. Jenes Ziel in einer sehr fernen Zukunft, auf das sich bis jetzt alle Linien zubewegt hatten, war weggesprengt worden, gemeinsam mit dem spaltbaren Material in einem Reaktorgehäuse ist es dabei gewesen zu verglühen“ (Wolf 2001: 13f).

Die Funktionsstörung eines Staates, der das nukleare Zerstörungspotential ignoriert und mit einer Desinformationspolitik seine Bevölkerung in Gefahr bringt, lässt sich nicht mehr leugnen: so moniert die jüngere Tochter der Erzählerin politische Entscheidungsträger, auf welche sie sich allerdings mit einem indefiniten „die“ bezieht, als „krank“ und lernunfähig, denn ihre Bagatellisierung der Katastrophe („Das Wort „Katastrophe“ ist solange nicht zugelassen, wie die Gefahr besteht, daß aus der Katastrophe das Verhängnis wird“ [Wolf 2001: 49]) in der Situation, als tausend Liter Milch weggekippt wurden, „[w]ährend auf der anderen Seite des Erdballs die Kinder zugrunde gingen, weil ihnen genau diese Nahrungsmittel fehlten“, nicht vertretbar ist (Wolf 2001: 25). Durch den Reaktorunfall werden also die staatliche Legitimation und Autorität infrage gestellt; auf diesen überraschend positiven Aspekt von Tschernobyl weist zum Beispiel eine Freundin der Erzählerin hin: „Nun, hat sie gesagt, können sie doch aber nicht mehr behaupten, daß sie jedes Ding und jedes Problem in den Griff kriegen. Also mag auch dies sein Gutes haben, wie?“, (Wolf 2001: 61) Dessen ungeachtet rückt die Anschuldigung der DDR-Regierung wegen der Vertuschung der Katastrophe eher in den Hintergrund, zumal der blinde Fleck sozial bzw. anthropologisch verortet bleibt, wodurch sich die Schuld gleichmäßig auf die ganze Gesellschaft verteilt: „Dabei geht die politische Dimension [...] verloren: die politische Anklage wird zur Selbstanklage“ (Delisle 2001: 85).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Reaktorunfall in Tschernobyl ein apokalyptisches Narrativ in Christa Wolfs Erzählung etabliert. Die Atomkatastrophe wird von der Erzählerin als existentielle Bedrohung wahrgenommen, deren Maßstäbe die menschliche Erfahrung transzendieren: in der Wahrnehmung des Ichs geht die Kontaminierung über die Grenzen der Außenwelt hinaus und greift sogar in soziale Zeichensysteme wie Sprache und Literatur ein, wodurch diese zwangsläufig eine gefährliche, „nukleare“ Resemantisierung erfahren. Somit wird Tschernobyl zu einem epochalen Ereignis erklärt, dessen Eintreten trotz aller Unwahrscheinlichkeit allarmierend wirken sollte: „Zehntausend Jahre sind eingeschmolzen auf diesen Tag. Das Gesetz der Wahrscheinlichkeit hat uns zu verstehen gegeben, daß es ernst genommen werden will“ (Wolf 2001: 49). So muss dieser nukleare Störfall das Bewusstsein der Gesellschaft aufrütteln, „daß das Risiko der Atomtechnik mit fast keinem anderen Risiko vergleichbar sei und daß man bei einem auch nur minimalen Unsicherheitsfaktor auf diese Technik unbedingt verzichten müsse“ (Wolf 2001: 106). In der



Erzählung wird also von der utopischen Idee der friedlichen Atomnutzung Abschied genommen und eine klare Stellung gegen die Kernenergie bezogen.

Doch im Zentrum des Textes steht nicht nur der Appell für eine ökologische, und das heißt antiatomare Bewusstseinswende: in der Einleitung zum Sammelband *Verblendung* gibt sich Christa Wolf damit nicht zufrieden, dass ihr Werk „auf ein Plädoyer für oder gegen die Erzeugung von Atomenergie“ reduziert wurde (Wolf 2001: 118). Denn von erheblicher Bedeutung sind auch die metaphorischen Störfälle, welche Tschernobyl erst ermöglicht haben. Zu diesen gehört vor allem die Ausuferung des technologisch-wissenschaftlichen Fortschritts, welche nicht nur mit dem Verlust der natürlichen Lebensweisen einhergeht, sondern auch das Risiko- sowie das ethische Bewusstsein bezüglich neuer Erfindungen eindämmt. Die Ausblendung der Gefahren von technologischen Utopien verweist auf eine weitere Störung, die anthropologisch dimensioniert ist: die Erzählerin diagnostiziert beim Menschen eine mangelnde Wahrnehmungsbereitschaft von destruktiven Seiten der eigenen Intelligenz – es wird ein kollektiver „blinder Fleck“ aufgezeigt, diejenigen Verdrängungsmechanismen, die bei derzeitigen technischen Machbarkeit auf die Selbstzerstörung der Menschheit hinauslaufen können. Das Fazit der Erzählerin: die Verantwortung für die Schattenseite der eigenen Utopien trägt jeder von uns mit. In diesem Zusammenhang fragt sie auch nach der eigenen Rolle als Schriftstellerin, deren Aufgabe, in den geistigen blinden Fleck einzudringen zur antiutopischen Aufklärung der Gesellschaft beizutragen vermag. In der Erzählung *Störfall* wird also ein Alltagsbericht zu einer Plattform für weiterführende Reflexionen der Ich-Erzählerin hinsichtlich der menschlichen Existenz in einem hochindustrialisierten Zeitalter; der Reaktorunfall in der Ukraine wirkt dabei als Katalysator derjenigen Überlegungen. Dadurch geht Tschernobyl als diskursives Ereignis über den atomkritischen Diskurs hinaus und wird mit einem breiten Themenkomplex des Zivilisation- und Fortschrittspessimismus verknüpft.

#### **4.6.3. Merle Hilbk „Tschernobyl-Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben“**

Merle Hilbk (geb. 1969), die frühere Redakteurin bei der ZEIT und beim Spiegel, eine freie Journalistin und Schriftstellerin heutzutage, nähert sich dem Thema Tschernobyl nicht gedanklich an wie im Falle von Pausewang oder Wolf, sondern im direkten Sinne des Wortes: im Rahmen eines Auslandsstipendiums bereist sie die nach dem GAU verstrahlten Gebiete Weißrusslands, später auch der Ukraine, um Tschernobyls Puls hautnah zu spüren (103). Nach mehreren osteuropäischen Aufenthalten zwischen 2008 und 2010 entsteht ihre Reisereportage in 2011 – ein Versuch, die größte Havarie der Geschichte in ihrem sozialen, politischen und kulturellen Kontext zu erfassen. Der Titel des Buches – *Tschernobyl-Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben* – spielt nicht bloß auf den berühmten Film von Stanley Kubrick an; er verweist vor allem auf nachhaltige Auswirkungen der Katastrophe auf mehrere Individuen sowohl in den unmittelbar betroffenen Ländern als auch in

Deutschland. Zu deren Zahl gehört auch Merle Hilbk, die Tschernobyl als Teil ihrer Biographie und sich selbst als „metaphorisches Tschernobyl-Baby“ (Ivanova 2016) versteht.

Die Reise der Schriftstellerin führt durch südöstliche Regionen Weißrusslands, die ein Großteil des radioaktiven Fallouts abbekommen haben, durch die ukrainische Tschernobyl-Sperrzone und Kyjiw, wo heutzutage die meisten ausgesiedelten Prypjater wohnen und schließlich durch mehrere Orte in Westdeutschland, wo das Reaktorunglück eher indirekte Spuren hinterlassen hat. Die Chronologie der Ereignisse muss der Leser teilweise selber wiederherstellen, da Hilbk gerne geographische und zeitliche Sprünge in ihrer Reportage macht; eine Hilfestellung leisten dabei die Unterschriften mit der Angabe von Zeit und Ort am Anfang jedes Kapitels.

Auf ihrer Reise sammelt Merle Hilbk vor allem persönliche Geschichten der Zeugen von Tschernobyl, die jeweils ganz unterschiedliche Gruppen repräsentieren: zu Wort kommen Verstrahlte und Umgesiedelte, Leute von „drinnen“ und „draußen“<sup>83</sup>, politische Aktivisten auf den beiden Seiten des Eisernen Vorhangs, Atomkraftgegner und Atomkraftbefürworter – all diejenigen also, deren Leben die Havarie auf diese oder jene Weise geprägt hat. Die unterschiedliche Qualität bzw. Quantität ihrer Betroffenheit verdeutlicht, in wie viele Diskursstränge das Tschernobyl-Ereignis sich aufgeteilt hat: der zentrale Atomkraftdiskurs verschränkt sich in der Reportage beispielsweise mit den Themen Natur (Hilbk 2011: 68; 73), Gesundheit (Hilbk 2011: 77f), Heimat (Hilbk 2011: 88; 185ff), Gefahr (Hilbk 2011: 10; 76ff; 98), Heldentum (Hilbk 2011: 58; 152f). Die Geschichten der Interviewten aber auch eigene Reiseerlebnisse versucht die Autorin durch zahlreiche, teilweise nebensächliche Kommentare soziohistorisch zu kontextualisieren. Ihre persönliche Betroffenheit wird ebenso aufgezeigt – in mehreren Passagen erinnert sich Hilbk an ihren „eigenen“ Tschernobyl (Hilbk 2011: 27ff; 97ff; 212f). Aus dieser bunten Kollektion der Erinnerungen ergibt sich eine also aufregende Polyphonie des Erinnerungsortes Tschernobyl.

Diese Vielstimmigkeit macht sich nicht nur auf der individuellen, sondern auch auf der nationalen Ebene geltend. Die Begegnungen mit Leuten aus Weißrussland und aus der Ukraine verhelfen der Autorin dazu, nationale Unterschiede im Umgang mit der Katastrophe aufzuspüren und miteinander zu kontrastieren. Vor allem will sie eine genuine weißrussische Perspektive offenlegen: deswegen sind angeblich fünf von insgesamt fünfzehn Kapiteln des Buches von einer gewissen Mascha Pastuschok verfasst, einer weißrussischen Studentin aus Gomel, die die deutsche Schriftstellerin bei ihrer Recherche als eine Art „Lotse“ in der fremden Welt der ehemaligen sowjetischen Republik unterstützt (Hilbk 2011: 49). Mascha wurde 1986 in einem Dorf in der Nähe vom Reaktor geboren, was bedeutet, dass sie ein richtiges „Tschernobyl-Baby“ ist. Ihre Perspektive verstärkt auf den ersten

---

<sup>83</sup> Damit ist der Unterschied zwischen den in der Sperrzone Wohnenden und denjenigen, die außerhalb des Tschernobyl-Gebiets leben.

Blick Unmittelbarkeit und Authentizität der Reportage, bietet eine Einsicht in die weißrussischen Verhältnisse, unter welchen die Auseinandersetzung mit Tschernobyl (nicht) stattfindet. Der Blickwinkel von Mascha, einem „biographischen Tschernobyl-Baby“ wird also dem von Merle, einem „metaphorischen Tschernobyl-Baby“ gegenübergestellt und sollte einen Bogen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Ost und West spannen (Ivanova 2016). Allerdings verpufft die Schriftstellerin dieses Potenzial: sie gibt es zwar nirgendwo an, aber von dem Inhalt des 14. und des 15. Kapitels her kann man begreifen, dass die Story von Hilbk alleine geschrieben wurde – Mascha ist also ein Konstrukt der Schriftstellerin, die de facto ihre eigene Vermutungen als emische Perspektive der Weißrussen verkauft. Umso tadelhafter wirkt die Tatsache, dass der Studentin Scharfsinn und Reflexionsvermögen weitgehend abgesprochen werden: ihre Passagen bestehen meistens aus kurzen, grammatisch und semantisch vereinfachten Sätzen, ihre Meinung kommt bei dem Leser oberflächlich und einfältig an. Das Ganze stellt die Glaubhaftigkeit der Reportage infrage, was sich nur durch Geschichten der anderen Einheimischen ausgleichen lässt.

Dennoch haben Hilbks Aufzeichnungen die Besonderheiten der weißrussischen, der ukrainischen sowie der deutschen Erinnerung an Tschernobyl eingefangen. Dabei oszilliert das traumatische Gedächtnis zwischen dem Bewahren, Verdrängen und Vergessen, was vor allem an den sozialen Kontext seiner Deutung gebunden ist.

In Weißrussland, wo fast ein Viertel des Territoriums verstrahlt wurde, hallt die nukleare Katastrophe in der Gegenwart weiterhin nach, obwohl man sie gerne der Vergangenheit überantworten würde. In einem Staat, der sich an das sozialistische Heilversprechen „Morgen wird es besser“ treu hält, stellt die Erinnerung an das Atomunglück eine potentielle Gefahr dar: als immerwährendes Unheil weist Tschernobyl ganz deutlich auf das Versagen der Sowjetunion, aber auch seines Nachfolgers Belarus hin, deren Bürger im täglichen Ringen um Existenz allein gelassen wurden. So lässt sich die Verdrängung Tschernobyls auf der institutionellen Ebene erklären, welche Hilbk zum Beispiel an der pädagogischen Universität in Mogiljow erlebt: als sie ein Seminar zu sozialen Bewegungen im Nachkriegsdeutschland geben sollte, wurde der letzte Teil – „Die Grünen und die Anti-AKW-Bewegung“ – vom Programm sofort gestrichen (Hilbk 2011: 60). Die politische Sprengkraft der antinuklearen Problematik hat die Regierung Lukaschenkos, die „das Kapitel Tschernobyl endgültig schließen“ will (Hilbk 2011: 118), schon früher erkannt, als Genadij und Irina Gruschewyje die erste Bürgerinitiative in Belarus – „Die Kinder von Tschernobyl“ – gründeten. Im 8. Kapitel beschreibt Merle Hilbk ausführlich, welches großes Mobilisierungspotential das Trauma Tschernobyl in Weißrussland zuerst hatte. Die von den Bürgeraktivisten publikgemachten Missstände in den verstrahlten Regionen enthüllten die Inkompetenz, aber auch die Gleichgültigkeit des sowjetischen Staates; gegen seine verlogene Doktrin richtete sich der Protest vieler aufgeklärten Belarussen (Hilbk 2011: 130). Auch die Erholung der an der Strahlungskrankheit leidenden Kinder in Deutschland

bedeutete schließlich mehr als ein soziales Hilfsprojekt: „Junge Belarussen, die noch in der Sowjetunion geboren wurden, im Westen ein bisschen Freiheit und Wohlstand schnuppern zu lassen – das war ein politisches Statement“ (Hilbk 2011: 133). Tschernobyl wurde zum zentralen Thema der weißrussischen Opposition in den frühen 1990er Jahren – und so gehört es zur Politik des Diktators Lukaschenko seit seiner Wahl in 1994, die brisante Erinnerung aus der Öffentlichkeit zu verbannen (Hilbk 2011: 144).

Das öffentliche Desinteresse an der Katastrophe, welche Hilbk auf ihrer Reise tatsächlich feststellt, liegt jedoch nicht nur an den Schlussstrich-Bestrebungen der staatlichen Macht. Eine „Überdosis der belarussischen Realität“ (Hilbk 2011: 47) hat wohl den größten Beitrag zur Verdrängung der Tschernobyl-Erinnerung geleistet: „Ein Alltag, der so aufreibend ist wie der im Südosten von Belarus - in einem von Armut, Krankheit und Hoffnungslosigkeit gezeichneten Landstrich -, lässt keinen Raum für die Vergangenheit“ (Hilbk 2011: 97). Im weißrussischen Lebenswirbel bleibt keine Zeit für Reflexionen der Katastrophe. Dies klingt insbesondere aus Maschas Passagen heraus: normalerweise macht sich die Belarussin keine Gedanken über Tschernobyl (Hilbk 2011: 44); daher wundert sie sich ständig über Laras (so nennt Mascha die deutsche Journalistin) Neugier, die wie keine andere unzählige Fragen über den Unfall und seine Auswirkungen stellt (Hilbk 2011: 45). Auch bei anderen Begegnungen mit Weißrussen sucht Hilbk vergeblich nach Bewahrungs- und Verarbeitungsstrategien des traumatischen Gedächtnisses: Svetlana, die ehemalige Deutschlehrerin, weiß beispielsweise nichts von einer Tschernobyl-Ausstellung in Gomel, wo sie schon seit Jahrzehnten wohnt (Hilbk 2011: 57); zum Tschernobyl-Gedenktag in Narowlja kommen die Bewohner nur wegen dem Bierausschank – sonst sehen sie keine Gründe, daran teilzunehmen (Hilbk 2011: 69). Teilweise beruht es auf dem Weltbild der breiten Bevölkerung, die nach einem ausbleibenden Wandel der Lebensqualität „den Glauben an der Zukunft verloren“ hat und „von einer Gefühllosigkeit ergriffen“ wurde, „die alles umsonst erschienen ließ“ (Hilbk 2011: 103). Die daraus resultierende Lebensmaxime verdichtet sich in den Worten von Maschas Tante: „Zu viel Angst macht kaputt. Das mit Tschernobyl – das ist eben unsere Geschichte. Und das Leben geht weiter“ (Hilbk 2011: 44). Das nationale Trauma Tschernobyl wurde also von den meisten Belarussen verdrängt, trotz des bis in die Gegenwart nachwirkenden Unheils der Verstrahlung: die gesundheitlichen Konsequenzen kann die deutsche Schriftstellerin zum Beispiel der Familie von Natascha oder der alten Kasachin aus der Sperrzone mit bloßen Auge ansehen (Hilbk 2011: 55; 76ff). Der deutsche Blickwinkel von Hilbk offenbart deutlich, dass die Weißrussen ihre Normalitätsvorstellungen bzw. ihre Lebensweise den Post-GAU-Umständen einfach angepasst haben. Diese „neue Normalität“ auf der institutionellen wie auch auf der individuellen Ebene erklärt, wieso in der noch nicht freigegebenen Sperrzone Zugezogene aus Tadschikistan (Hilbk 2011: 84ff), Tschetschenien (Hilbk 2011: 75f) oder Kasachstan (Hilbk 2011: 77ff) leben oder weswegen Natascha, die Schuldirektorin

in einem verstrahlten Dorf, nicht nachvollziehen kann, was die Deutschen von einem Öko-Urlaub in Südbelarus abschrecken sollte (Hilbk 2011: 55). Die Beziehung der Weißrussen zu Tschernobyl ist also eine des Hinwegblickens, was jedoch nicht aus der geringen Bedeutung des Reaktorunfalls resultiert, sondern im Gegenteil – aus einer totalen Überforderung und dem damit verbundenen Bestreben, nach einem *blessed act of oblivion* ein neues Leben aufzubauen (Hilbk 2011: 205):

„Vielleicht funktionierte das nach dem Prinzip Ehe: Ständig von einer Person umgeben zu sein kann deren Gegenwart so selbstverständlich machen, dass man ihr keine Aufmerksamkeit mehr widmet. Schließlich kostet Aufmerksamkeit Energie, und die braucht man hier wahrscheinlich eher für andere Dinge. Zum Beispiel zum Überleben“ (Hilbk 2011: 65).

Im Vergleich zum weißrussischen erscheint der ukrainische Umgang mit Tschernobyl in der Reportage deutlich „lockerer, unbefangener – man könnte auch sagen: marktkonformer“ (Hilbk 2011: 152). Vor allem liegt es an der entgegengesetzten politischen Entwicklung der beiden postsowjetischen Länder: während die Ukraine den Kurs Westen und Marktwirtschaft einschlug, wurde Belarus zu einer „Sowjetunion en miniature“ mit ihrer Planwirtschaft und dem KGB, welches die Bevölkerung weiterhin im stählernen Griff hält (Hilbk 2011: 12f). So gab es in der Ukraine keine Gründe, die Erinnerung an die Katastrophe zu hemmen – die Insuffizienz des Staates musste nicht verschleiert werden, wie es in Belarus der Fall war; im Gegenteil, das traumatische Tschernobyl-Gedächtnis, die in den späten Achtzigern bzw. frühen Neunzigern den politischen Protest nährte, hat einen großen Beitrag zur Unabhängigkeitserklärung des Landes in 1991 geleistet (Hilbk 2011: 152). Trotzdem stellt Merle Hilbk eine Stagnation der ukrainischen Erinnerung fest: das Andenken hat heutzutage an ihrer identitätsstiftenden dissidentischen Bedeutung eingebüßt (ebd.). Für die Bevölkerung versank die Vergangenheit „im Strudel des Neuen“, wo sie „schlicht keine Rolle mehr [...] im ukrainischen Raubtierkapitalismus“ spielte (ebd.). Ähnlich wie in Weißrussland haben die soziopolitischen Faktoren die Verarbeitung der eigenen Geschichte verzögert bzw. beiseitegeschoben: „Zu sehr war man [...] mit anderen Dingen beschäftigt: mit dem Umbau des politischen Systems, dem Reichwerden oder dem verzweiferten Kampf gegen den materiellen Abstieg“ (ebd.). Tschernobyl als politisch geladenes, antisowjetisches Symbol, aber auch als sozioökologisches Unheil verschwand zum größten Teil aus dem gesellschaftlichen Diskurs und verdichtet sich nun am jährlichen Gedenktag zu einer medialisierten Routine. Diesen Bedeutungsverlust dokumentiert zum Beispiel die Beschwerde eines Wachmanns über die „Altmittel-Mafia“, die verstrahlten Metall aus der Sperrzone rausschmuggelt (Hilbk 2011: 15) – weder gesundheitliche Gefahr noch eine gewisse Sakralität, worüber Erinnerungsorte meistens verfügen, kann die Plünderung verhindern.

Der ukrainische Staat hat dagegen in der nationalen Katastrophe ein vielversprechendes Renditeobjekt erkannt: so „vermarktet die Ukraine ihren Teil offenherzig als Geisterbahn für zahlungsbereite Gäste, die einen besonderen Kick suchen“ (Hilbk 2011: 152). Die erwähnten „All-

inclusive-Pakete für westliche Reisegruppen“ (Hilbk 2011: 12) symbolisieren die Vereinnahmung der Unglück- bzw. Unrechterfahrungen von Tschernobyl-Opfer durch die Unterhaltungsindustrie. Konkretisiert wird dies unter anderem durch einen ungeduldigen Slowaken, der sich zu einem Paintball-Spiel in der ukrainischen Sperrzone beeilt (Hilbk 2011: 9f) oder auch durch die Geliebte des Kraftwerkdirektors, die sich zum Angeben nur leicht angekleidet im verstrahlten Gebiet fotografieren lässt (Hilbk 2011: 18).

Das betrachtet die deutsche Schriftstellerin auf ihrer Zonentour, die ihre Wahrnehmung des atomaren Unfalls verändert: der Reaktor an sich – „eine Industrieruine in the middle of nowhere, profan, hässlich, unspektakulär“ (Hilbk 2011: 21) – wird entmystifiziert und die tatsächliche Katastrophe verlagert sich in den Bereich des Sozialen: Hilbk spricht von einer „Atomisierung“ der ukrainischen Gesellschaft (Hilbk 2011: 170). Insbesondere kommt dies in den Geschichten der umgesiedelten Prypjater zum Vorschein, der größten Opfergruppe in der Ukraine, die gleichzeitig das wichtigste Erinnerungsmilieu von Tschernobyl bildet. Sie sind es nicht gewohnt, über ihre Erfahrungen zu sprechen (Hilbk 2011: 160), da es in der ukrainischen Gesellschaft ein totales „Wahrnehmungsdefizit“ von diesen Menschen besteht (Hilbk 2011: 159). Ihre Erzählungen über Heimatverlust, Krankheiten, materielle Not, Zerfall der Familien und das jahrelange Schuften in den verstrahlten Gebieten (Hilbk 2011: 157ff) wie auch von der Vernachlässigung durch den korrupten Staat (Hilbk 2011: 171f) zeigen deutlich, dass im Tschernobyl-Gedächtnis dieser Gruppe die Endzeit- und Überlebensnarrative ihren Niederschlag finden. Tschernobyl als Erinnerungsort bleibt für Prypjater eine offene Wunde, die aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt wurde, genau wie die Umsiedler selbst, „als habe man sie alle zusammen auf dieser Plattenbauinsel im Nirgendwo [Trojeschina in Kyjiw, S.B.] abladen [...] wollen, so wie Möbelstücke, die man nach dem Umzug in irgendeinem dunklen Keller abstellt und vergisst“ (Hilbk 2011: 157).

Auffällig ist, dass weder die ukrainische noch die weißrussische Wahrnehmung von Tschernobyl kaum von Angstgefühlen dominiert wird. Die Rücksiedler wie die Ukrainerin Maria Schaporenko kehren beispielsweise illegal in ihr Heimatdorf Ilinity zurück ohne Befürchtungen, verstrahlt zu werden (Hilbk 2011: 185ff); genauso angstfrei und ohne Bedenken reisen die Belarussen jährlich zum Totenfest Radonitza in die Zone ein, um ihren Vorfahren Respekt zu erweisen und ihre Grabstätten zu pflegen (Hilbk 2011: 195ff).

In Deutschland prägt den Erinnerungsort Tschernobyl sein Ursprung „in den friedensbewegten Achtzigerjahren“ (Hilbk 2011: 48). Die damaligen gesellschaftlichen Wandlungen in der BRD und in der DDR schildert Hilbk aufgrund ihrer eigenen Erinnerung und der persönlichen Geschichten derjenigen, die von der Atomkraftthematik auf diese oder jene Weise bewegt wurden. Auf der Liste stehen unter anderem die grünen Politiker Renate Künast und Andreas von Bernstorff, der Journalist

Reinhard Mohr, der ehemalige Pressesprecher eines AKWs, Karlfried Theiling, der DDR-Friedensaktivist Sebastian Pflugbeil. Die Reportage liefert insgesamt ein Bild von Deutschland, in dem ein atomkritisches Bewusstsein aus den linken Kreisen in die Mitte der Gesellschaft ankommt.

In Westdeutschland stand am Anfang dieses Wandels „der alte Affe Angst“ (Hilbk 2011: 97), der bis heute dem deutschen Tschernobyl-Gefühl zugrunde liegt. Obwohl die gesundheitlich-ökologischen Auswirkungen des Reaktorunfalls sich in Grenzen hielten, geriet ein großer Teil der Bevölkerung trotzdem in Panik. Die Angst vor der unsichtbaren Gefahr mischte sich bald mit der Wut auf die Regierung, welche „der Atomindustrie vorher alles fraglos abgekauft“ (Hilbk 2011: 207) hat und in einer unerwarteten Krisensituation nicht zurechtkam. Die Verdrossenheit über etablierte Politiker und Parteien sowie eine Verunsicherung über individuelle Schutzmaßnahmen – kurz gesagt: das Gefühl der eigenen Betroffenheit – ließen sogar konservative Bürger nach politischen Alternativen suchen – und so wendete man sich den Grünen zu. Denn mitten im Chaos war diese Partei „so etwas wie eine grüne Katastrophenbehörde“, von deren Pragmatismus man plötzlich geschwärmt hat (Hilbk 2011: 209), weil sie alleine vernünftige Handlungsanweisungen in der Gefahrensituation zu liefern wussten (Hilbk 2011: 207f). So erinnert sich Hilbk, „einem historischen Ereignis beizuwohnen“ (Hilbk 2011: 102), als traditionsbewusste Bauern aus Münsterland sich kurz nach dem GAU von den vertrauten Politikern distanzierten und stattdessen ihren Blick auf die Grünen richteten, deren Rat sie sich auch holten (Hilbk 2011: 101f). Außer der unmittelbaren Unterstützung im Alltag haben die Atomkraftgegner auch „jede Menge Basisarbeit in Sachen Atomprotest geleistet“ sowie zahlreiche Bürgerinitiativen, Vereine, Interessengruppen gegründet. Im Endeffekt „wurde der Protest gegen Atomkraft nach und nach zu dem beherrschenden Thema der Achtzigerjahre“ (Hilbk 2011: 211), was die Gesellschaft zuerst in zwei Fraktionen spaltete, aber letztendlich die zivile Kernenergienutzung maßgeblich infrage stellte. Zuerst in Städten, dann nach erbitterten „Grabenkämpfen in der Provinz“ (Hilbk 2011: 218), welche Hilbk am Beispiel des AKW Obrigheim illustriert (Hilbk 2011: 218ff), haben sich die Atomgegner durchgesetzt – Jahre später gingen die Kernkraftanlagen wie die in Obrigheim vom Netz.

Auch in der DDR hat Tschernobyl das Misstrauen gegenüber der Regierung angekurbelt. Obwohl eine öffentliche, kritische Auseinandersetzung ausblieb, erkannte die Bevölkerung den Betrug, nicht zuletzt dank dem Westfernsehen. So erinnert sich Sebastian Pflugbeil: „Das plötzlich so reichhaltige Angebot“ an Gemüse und Obst in den Berliner Kaufhallen „habe viele Bürger erst recht skeptisch gemacht“ (Hilbk 2011: 243). Die Desinformationspolitik des Staates bestätigt Barbara Stolze, die ehemalige Strahlenschützerin des Amtes für Atomsicherheit: „die ganze Nahrungsmittelkette der DDR“ wurde auf radioaktive Belastung durchgemessen, jedoch sind diese Werte „in irgendeinem Stahlschrank verschwunden“ (Hilbk 2011: 241).

Das gesellschaftliche Tschernobyl-Fieber und die damit verbundene Erkenntnis der Gefahr der AKW mündete im wiedervereinigten Deutschland in die Verbürgerlichung des Protests: „Das heißt wohl, dass der Protest salonfähig geworden ist, zum bürgerlichen Habitus gehört wie der Manufactum-Katalog, der Samstagseinkauf im Biosupermarkt und der Wanderurlaub auf La Gomera“ (Hilbk 2011: 266). Heutzutage gehören also die Atomablehnung zusammen mit der Umwelt- und Nachhaltigkeitsthematik „zum politischen Mainstream“ (Hilbk 2011: 223).

Unter dem Strich versucht Hilbk zu zeigen, dass Tschernobyl in Deutschland zur Vergesellschaftung der Anti-AKW-Position beigetragen hat, zum eindeutigen Aufschrei: „Wir widersetzen uns dieser unverantwortlichen Atompolitik!“, wie es Zehntausende seit dem GAU 1986 immer wieder auf den Straßen skandierten“ (Hilbk 2011: 271), obwohl es seinen Ursprung in der Minderheitsmeinung der Umwelt- und Friedensaktivisten hat. Als Erinnerungsort lässt sich Tschernobyl im Anti-AKW-Diskurs verorten, mit dem sich nicht nur das grüne Milieu identifiziert, sondern auch breitere Bevölkerungsschichten. Auch in der Gegenwart schlummert in dieser Erinnerung ein beachtliches Mobilisierungspotential, beispielsweise beim Problem der Endlagerung von Atommüll, womit sich Hilbk während ihrer Exkursion zum Schacht Konrad in Niedersachsen auseinandersetzt (Hilbk 2011: 234ff). Die wichtigste Funktion der Erinnerung an Tschernobyl ist somit das deutsche „Atomkraft? Nein danke!“ zu untermauern. Ihre identitätsstiftende Bedeutung – „ein neues deutsches Selbstbewusstsein“ (Hilbk 2011: 217) – wird allerdings nicht ungefährlich im Interview mit dem Journalisten und Autor Reinhard Mohr pointiert: „Endlich [...] war nicht mehr nur der Tod ein Meister aus Deutschland“ (Hilbk 2011: 217). Diesen ungebührlichen Vergleich kritisiert Alexandra Ivanova (2016) zurecht als Verkommen der atomaren Katastrophe „zu einem Instrument des Nation Branding für die Bundesrepublik Deutschland“. Tatsächlich übertreibt Hilbk häufig das Einflussreichtum von Tschernobyl, die Betroffenheit der Deutschen und den allgemeinen atomkritischen Bewusstseinswandel, etwa wenn sie schreibt: „Das Land brodelte auf, brodelte zwischen Panik und Wut, und dieses Brodeln wurde zu einer Energie, die die Gesellschaft veränderte“ (Hilbk 2011: 28). Dass Tschernobyl nicht unbedingt das entscheidende Argument war, zeigt der Beschluss der schwarz-gelben Koalition zur Laufzeitverlängerung der AKW von Oktober 2010, was die im letzten Kapitel der Reportage beschriebene Anti-Atom-Demo von Brunsbüttel bis Krümmel veranlasst, an welcher auch Merle teilnimmt (Hilbk 2011: 265ff).

Möglicherweise liegt es an der subjektiven Bedeutung des sowjetischen Reaktorunfalls im Leben der Autorin, worüber sie an mehreren Stellen berichtet (Hilbk 2011: 27f; 98ff; 212f). In diesen Passagen vermittelt sie die bewegende Kraft Tschernobyls für ihre Generation, einen „seltsame[n] Zwischenjahrgang“ zwischen 1968 und Konsumismus der Achtzigerjahre (Hilbk 2011: 99). Das Wettrüsten, die Atompolitik der CDU, der Kalte Krieg – ein riesiger „Bedrohungsszenario“ paralyisierte die junge Generation (Hilbk 2011: 98). Diese Welt erschien ihr „so wahnsinnig, so absurd



und unwirklich erschien, dass man sich nur lächerlich machen konnte, wenn man versuchte, sie umzukrempeln“ (Hilbk 2011: 99). Der sowjetische GAU hat die beschriebene „Endzeitstimmung“ (Hilbk 2011: 28) unerwartet vertrieben: man hat plötzlich „das Dagegensein, den Protest entdeckt“ (Hilbk 2011: 102) und die Geisteshaltung von Daviden, „die es den Goliaths zeigen werden“, eingenommen (ebd.). Daraus ergibt sich also eine interessante Perspektive: Tschernobyl erscheint als eine spezifische generationelle Erfahrung, welche zur politischen Selbstdefinierung des ganzen Jahrgangs beitragen konnte. Deswegen ist es nicht wunderlich, dass Hilbk sich als Tschernobyl-Baby positioniert: auf diese Weise wird nachvollziehbar, wieso die nukleare Katastrophe Teil ihrer Biographie ist (Hilbk 2011: 45).

In der deutschen Erinnerung an Tschernobyl ist auch die Solidarisierung mit sowjetischen Opfern geblieben, welche Hilbk anhand der Geschichte des weißrussischen Vereins „Kinder von Tschernobyl“ und seiner deutschen Partnerinitiativen schildert (Hilbk 2011: 125ff). Diese anfangs kleine Hilfsorganisation stieß in Ost und West auf offene Ohren der Enthusiasten, für die die Erholung der Kinder aus verstrahlten Gebieten in Deutschland nicht bloß ein Gutmenschentat, sondern „eine Art gegnerische Perestroika“, ein subversiver Akt der Demokratisierung von unten bedeutete (Hilbk 2011: 133). Etwa 250 Initiativen gingen aus dem zivilgesellschaftlichen Engagement der Deutschen hervor und holten „eine ganze Generation von Belarussen“ – die Hunderttausende von Kindern – in den Westen (Hilbk 2011: 134). Die grenzüberschreitende Katastrophe ließ also die Menschen auch über ihre Grenzen hinausgehen: „wildfremde Familien“ aus Deutschland haben kleine Gäste beherbergt und dabei „mehr über ihre unheimliche Heimat [...] erfahren“ (Hilbk 2011: 134). „Es hat sich angefühlt, wie das Ende des Kalten Krieges“ (ebd.) – Tschernobyl steht also nicht nur für eine entsetzliche nukleare Katastrophe, sondern auch für transnationales zivilgesellschaftliches Engagement, Völkerversöhnung sowie für die Entdeckung des Ostens.

Den Tschernobyl-Diskurs machen jedoch in Deutschland, aber auch in anderen Ländern nicht ausschließlich soziopolitische Aspekte aus. Das kollektive Wissen über die Havarie bewegt sich oft zwischen Mythos und Popkultur. Hilbk erwähnt an mehreren Stellen Lieder, Filme und Youtube-Videos an, die ihr Tschernobyl-Bild lange vor der Reise mitgeprägt haben. Das „hohe, rhythmische Fiepen der Geigerzähler“ erinnert sie zum Beispiel während der Zonentour an ihren Lieblingssong von Kraftwerk Radioaktivität (Hilbk 2011: 17); die Reaktorruine, die Hilbk anschließend sieht, war in ihrer Vorstellung „immer eine Kulisse aus einer anderen Welt gewesen, ein bisschen Blade Runner, ein bisschen I am Legend, eine apokalyptische Filmwelt irgendwo hinter dem Eisernen Vorhang“ (Hilbk 2011: 20). Die Geisterstadt Prypjat nimmt sie durch das Prisma von Youtube an: nach Dutzenden der Videos zur Evakuierung der Stadt hatte sie das Gefühl, „selbst dabei gewesen zu sein“ (Hilbk 2011: 23). Auch in einer weiteren Passage definiert die Journalistin Tschernobyl als Gedanke, was für sie jahrelang „verpackt [war] in einen Song der Neunzigerjahre“ – gemeint ist hier der Rap

Leg dein Ohr auf die Schiene der Geschichte von Freundeskreis (Hilbk 2011: 47). Durch die neueren Technologien wird Tschernobyl schließlich virtualisiert: in der Reportage erzählt Hilbk über das erfolgreiche Computerspiel S.T.A.L.K.E.R (Hilbk 2011: 13; 176) wie auch über die Webseite „Pripyat.com“, wo „die Geschichte der Katastrophe für Nachgeborene“ aufbereitet wird – ein „Tschernobyl für Generation Web 2.0“ (Hilbk 2011: 13; auch 173ff). Diese Medialisierung von Tschernobyl, was von einem nicht nachlassenden Interesse an der Havarie zeugt, gründet nicht zuletzt auf einer Mythisierung des Reaktors. Die Industrieruine verwandelte sich in einen apokalyptischen Ort der schlummernden Bedrohung, die durch die Absperrung eine parallele Welt kreiert, wo viele mystische Sachen plötzlich möglich werden. Deswegen suchen manche Touristen in der Sperrzone nach einem mutierten Piloten – seine Leiche wurde nach einem Hubschrauberabsturz direkt über dem Reaktor nie gefunden (Hilbk 2011: 182); manche andere glauben, man könnte die Strahlung des Reaktors zu einer Kraftquelle machen – und lassen sich dafür illegal in die Zone schleusen (Hilbk 2011: 183). So wird Tschernobyl in der Popkultur und im Volksglauben zu einem unheimlichen, spektakulären Ort, dessen Unsichtbarkeit umso mehr Fantasie aufregt. Daher wird Merle Hilbk beim Anblick des Reaktors enttäuscht – in dem Moment erlebt sie eine „Entmystifizierung von Tschernobyl“ (Hilbk 2011: 21), da die vermutete Apokalypse sich als „Kopfgeburt“ (Hilbk 2011: 19) entblößt.

Insgesamt betrachtet vermittelt Hilbks Reisereportage ein komplexes Bild von Tschernobyl als einer Menschenkatastrophe, die auf mehrere Biographien heruntergebrochen wird. Die Erzählungen von Weißrussen, Ukrainern und Deutschen erzeugen eine polyphone, teilweise widersprüchliche Erinnerung an den Reaktorunfall, die zwischen Vergessenheit, Verdrängung und Potenzialität oszilliert. Dazu eine wichtige Erkenntnis der Autorin: die Präsenz wie auch die Beschaffenheit dieser Erinnerung ist weitgehend „an das soziale Biotop gebunden“ (Hilbk 2011: 48), in welchem sie zirkuliert. Deswegen schwindet ihr „deutsches“ Betroffenheitsgefühl in Weißrussland, obwohl sie sich näher denn je am Zentrum der Katastrophe befindet (Hilbk 2011: 48; 97; 103). Die Heterogenität des transnationalen Tschernobyl-Gedächtnisses lässt sich also durch unterschiedliche soziopolitische Kontexte der jeweiligen Erinnerungsmilieus erklären. So wird das Trauma vieler Weißrussen, die bis jetzt mit der Strahlung konfrontiert sind, wegen der selbstschützenden Politik des Regimes verdrängt; in der Ukraine hat die Erinnerung an Tschernobyl keine Konjunktur, weil sie in einer korruptierten Marktwirtschaft keine vorteilhafte Identität stiften kann; in Deutschland dagegen trägt das Mahnmal Tschernobyl zu einer umweltbewussten, atomkritischen Positionierung der Bürger bei. Solch eine Differenzierung der Tschernobyl-Wahrnehmung zeigt besonders gut die Konstruiertheit bzw. die Mehrschichtigkeit des transnationalen Erinnerungsortes auf.

## **5. Die ukrainische Katastrophenerinnerung**

### **5.1. Auf der Suche nach Vergangenheit**

Nach 1989 bestand für alle postkommunistischen Länder nicht nur die Herausforderung einer politisch-wirtschaftlichen Transformation, sondern auch einer erinnerungskulturellen Wende. Die Befreiung von ideologischen Zwängen stellte eine „Neubestimmung kollektiver Identifikationsangebote“ in Aussicht, was mit einer Revision der gültigen Geschichtsbilder aus einer nationalgeschichtlichen Perspektive einherging (Jaworski 2004: 27). Dabei zeichnen sich diese neuen Vergangenheitsdiskurse bis heute durch pluralistische Deutungen bzw. Konkurrenz der Erinnerung ab, was vor allem als Ergebnis einer wechselhaften Herrschaftsgeschichte und eines mehrschichtigen kulturellen Erbes der osteuropäischen Region zu betrachten ist (Jaworski 2004: 35).

Die „zerrissene“ Ukraine kann als Paradebeispiel für die Ambivalenz der Erinnerung dienen. Eine Studie der Berliner Sozialwissenschaftler Rainer Münz und Rainer Ohliger von 1997 belegt ganz anschaulich die Schwierigkeiten der Nationsbildung im jungen Staat, deren Prozess durch das Fehlen eines konsensfähigen Geschichtsbildes deutlich gehemmt wird: im Zuge einer soziologischen Erhebung wurden stark ausgeprägte regionale, ethnische und generationelle Grenzlinien der historischen Erinnerung festgestellt, welche die Konsolidierung der nationalen Einheit wie auch die Loyalität gegenüber dem Staat beeinträchtigen (Münz/Ohliger 1999). Der auffällige Regionalismus des Geschichtsbewusstseins (Zaškil'njak 2008: 207ff) beruht dabei auf einer jahrhundertelangen staatslosen Situation, währenddessen das Territorium der Ukraine unter Herrschaft von mehreren fremden Staaten wie z.B. dem Königreich Polen-Litauen, dem Russischen Reich, der Habsburgermonarchie und der Sowjetunion stand. Die Zugehörigkeit zu diversen Herrschafts- und Kulturräumen zog nach sich eine abweichende Entwicklung in verschiedenen Teilen der heutigen Ukraine, sodass die Historikerin Kerstin S. Jobst von sechs Geschichtsregionen mit jeweils anderer historischer Tradition spricht (Jobst 2010: 41f).

Bei solch einer Konstellation ist es angemessen, über ein Plural der Erinnerung im ukrainischen Land zu sprechen. Die daraus resultierende öffentliche Kontroverse kommt vor allem auf drei Ebenen zum Vorschein: erstens, bei der durch die Ost-West-Dichotomie der Bevölkerung gekennzeichneten Identitätsdebatte; zweitens, im erinnerungspolitischen Bereich, wo die Erinnerung „von oben“ und „von unten“ konkurriert; drittens, in der Außenpolitik, welche zwischen einer proeuropäischen und einer prorussischen Orientierung oszilliert.

Die Behauptung der Spaltung der Bevölkerung entlang der Ost-West-Trennlinie reduziert oft die Komplexität der soziodemographischen Zusammenhänge in der Ukraine<sup>84</sup>, sodass hier meistens eine

---

<sup>84</sup> S. Portnov, Andriy (2008): Pluralität der Erinnerung. Denkmäler und Geschichtspolitik in der Ukraine. In: Osteuropa

Relativierung geboten ist. Allerdings lässt sich schon eine Diskrepanz des historischen Gedächtnisses in den Regionen feststellen, vor allem was die jüngere Vergangenheit anbetrifft: in der Ostukraine sind die Mythen der sowjetischen Ära im Umlauf geblieben, hauptsächlich das Narrativ des Großen Vaterländischen Krieges (Jilge 2006; Scherrer 2004: 719ff); für die Westukraine spielt dagegen die Erinnerung an die nationale Freiheitsbewegung und seine ambivalente Protagonisten von OUN/UPA<sup>85</sup> eine maßgebende Rolle (Jilge 2006; Scherrer 2004: 722ff). Dass sich dabei um einen Kampf der Erinnerung handelt, illustrieren ganz anschaulich die teilweise gewalttätigen Auseinandersetzungen um den Tag des Sieges am 9. Mai, welcher für prorussisch gesinnte Menschen im Osten und Süden der Ukraine als wichtige Gedenkfeier gilt, während die Nationalisten im Westen des Landes dies als sowjetisches Erbe interpretieren und daher ablehnen.<sup>86</sup> Die beiden Gedächtnisperspektiven stehen in einer ideologischen Konkurrenz zueinander und stellen ein wichtiges Demarkationsfaktor innerhalb der Gesellschaft dar, ähnlich wie Sprache (Ukrainisch vs. Russisch), Konfessionszugehörigkeit (griechisch-katholisch vs. orthodox) oder die Parteiwahl. Die polarisierende Kraft dieser Erinnerungen färbt in besonderem Maße auf die Bereiche der Erinnerungs- und Außenpolitik ab, indem sie das politische Handeln in einen scharfen Gegensatz des Ostslawischen bzw. Prorussischen und des Nationalen bzw. Proukrainischen presst.

So wirkte sich bis jetzt „die intermediäre Position [der Ukraine, S.B.] zwischen Westen und Osten [...] weniger als eine Chance für einen dritten Weg denn als Zwang zur Wahl zwischen zwei angeblich unterschiedlichen Kulturkreisen“ (Jobst 2010: 32) auf die auswärtige Politik aus. Als Beispiel für die daraus hervorgehenden Manipulationen der Erinnerung kann unter anderem die prorussische Geschichtspolitik unter dem ehemaligen Präsidenten Viktor Janukowitsch (2010 - 2014) gelten, welche durch einen »autoritären Eklektizismus« (Wilfried Jilge 2006: 70) der sowjetischen Historiografie und nationalukrainischer Elemente gekennzeichnet wurde und das ukrainische Gedächtnis mit dem russischen verband (Bredies 2010: 4f). Der „zweite Kniefall von Warschau“<sup>87</sup>

---

58, Heft 6, 197-210; Jobst, Kerstin S. (2010): Geschichte der Ukraine. Stuttgart: Reclam, hier: 29-46.

<sup>85</sup> Die Organisation Ukrainischer Nationalisten (OUN) wurde 1929 in Wien als eine politische Organisation gegründet. Auf der ideologischen Basis des integralen Nationalismus hat sie zu ihrem Hauptziel die Unabhängigkeit der Ukraine erklärt. 1942 entstand die Ukrainische Aufständische Armee (UPA) als militärischer Flügel von OUN. Die beiden Gruppierungen sind heutzutage höchst umstritten, vor allem wegen ihrer Kollaboration mit nationalsozialistischem Deutschland sowie der ausgeübten Massakern an Polen und Juden; s. Bruder, Franziska (2007): „Den ukrainischen Staat erkämpfen oder sterben!“ Die Organisation ukrainischer Nationalisten (OUN) 1929–1948. Berlin: Metropol; Golczewski, Frank (2010): Deutsche und Ukrainer 1914-1939. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

<sup>86</sup> S. Hellbeck, Jochen/Pastushenko, Tetiana/Tytarenko, Dmytro (2017): „Wir werden siegen, wie schon vor 70 Jahren unsere Großväter gesiegt haben.“ Weltkriegsgedenken in der Ukraine im Schatten des neuerlichen Kriegs. In: Gabowitsch, Mischa / Gdaniec, Cordula / Makhotina, Ekaterina (Hg.): Kriegsgedenken als Event. Der 9. Mai 2015 im postsozialistischen Europa. Verlag Ferdinand Schöningh: Paderborn, 41-66; Süddeutsche Zeitung (2014): "Tag des Sieges" in der Ukraine. Politisch aufgeladenes Gedenken, In: Süddeutsche Zeitung, 10.05.2014. URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/tag-des-sieges-in-der-ukraine-politisch-aufgeladenes-gedenken-1.1958179>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

<sup>87</sup> Gnauck, Gerhard: Der zweite Kniefall von Warschau. In: Neue Züricher Zeitung, 14.10.2016. URL: <https://www.nzz.ch/feuilleton/zeitgeschehen/ein-polnischer-spielfilm-ueber-die-wolhynien-massaker-der-zweite-kniefall-von-warschau-ld.121917>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

von Petro Poroschenko am 8. Juli 2016 lässt sich genauso vom Hintergrund seiner westlich orientierten Politik verstehen, obwohl die Erinnerung an Wolhynien-Massaker an Polen unter der ukrainischen Bevölkerung nicht besonders präsent, aber auch nicht eindeutig schuldbewusst ist.<sup>88</sup>

Allerdings erkennt man schon einen roten Faden der ukrainischen Erinnerungspolitik seit der Erlangung der Unabhängigkeit. Wie andere postkommunistische Länder Osteuropas, bemüht sich auch die Ukraine um eine „Rekonstruktion der nationalgeschichtlichen Souveränität, die mit großem Elan betrieben und als ein wesentlicher Bestandteil der wiedergewonnen Freiheit begriffen wird“ (Jaworski 2004: 30). Die erinnerungspolitischen Prioritäten des Staates gelten also nicht primär der Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit, sondern der Konstruktion eines neuen historischen Selbstbildes, welches sich nicht zuletzt negativ aufgeladener Fremdbilder bedient (Scherrer 2004: 728; Jilge 2004: 152). Die Versuche, ein lineares Geschichtsbild aufgrund einer tausendjährigen ukrainischen Staatstradition und eines immerwährenden Strebens nach der nationalen Einheit zu erzeugen, führen zu einer übermäßigen Nationalisierung sowie einer verzerrenden Bereinigung der ukrainischen Geschichte.

In diesem Lichte lässt sich jedoch besser der aktuelle Umgang mit den Erinnerungsorten des Zweiten Weltkrieges und der nationalukrainischen Befreiungsbewegung von OUN/UPA verstehen, die neben dem Holodomor<sup>89</sup> die zentralen Bezugspunkte des ukrainischen Selbstverständnisses darstellen. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg hat sich insbesondere durch den Konflikt in der Ost-Ukraine verändert: sie wird externalisiert und nicht mehr als Teil der eigenen, „genuin“ ukrainischen Geschichte betrachtet (Motyka 2008: 122ff). Ein prägendes Beispiel ist die gesetzliche Umbenennung des Großen Vaterländischen Krieges 1941-1945 in Zweiten Weltkrieg 1939-1945.<sup>90</sup> Die Deutung des Sieges über den Faschismus ist in eine Interpretation der neuen Besetzung und nicht Befreiung umgeschlagen. Dadurch kommt auch die Umwertung der sowjetischen Vergangenheit zustande: sie wird als Geschichte der Unterdrückung bzw. des Terrors betrachtet, während das ukrainische Volk sich als Opfer des Regimes darbietet. Durch den gegenwärtigen Angriff Russlands nimmt diese nicht nachlassende Vergangenheit bedrohliche Züge an.

---

<sup>88</sup> S. Esslinger, Detlef: Zweiter Weltkrieg in der Ukraine: Die Wahl zwischen Böse und Böse: In: Süddeutsche Zeitung, 30.07.2016. URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/historie-die-wahl-zwischen-boese-und-boese-1.3098359-0>, Zugriffsdatum: 10.10.2019; Kellermann, Florian: Polnischer Film „Wolhynien“: Brutale Bilder verärgern die Ukraine. In: Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 07.10.2016. URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/polnischer-film-wolhynien-brutale-bilder-veraergern-die.2165.de.html?dram:article\\_id=367860](https://www.deutschlandfunkkultur.de/polnischer-film-wolhynien-brutale-bilder-veraergern-die.2165.de.html?dram:article_id=367860), Zugriffsdatum: 10.10.2019.

<sup>89</sup> Holodomor (wörtliche Übersetzung: Auszehren durch Hunger) war eine desaströse menschengemachte Hungerskatastrophe in der Ukraine in den Jahren 1932-1933. Infolge einer Zwangskollektivierung und Getreiderequirierungen durch die sowjetische Regierung fielen der Hungersnot 2,5 bis 4 Millionen ukrainischer Bauer zum Opfer. Die Bezeichnung des Holodomors als Genozid ist umstritten, weil es sich laut der UNO-Konvention eher um ein Soziozid handelt. Dessen ungeachtet steht die internationale Anerkennung des Holodomors als Völkermordes auf politischer Agenda der Ukraine. S. Applebaum, Ann (2019): Roter Hunger: Stalins Krieg gegen die Ukraine. Siedler Verlag: München.

<sup>90</sup> Werchowyna Rada Ukrajiny (2015): Pro uwitschnennja peremogi nad nazysmom u Drugij switowij wjni 1939-1945 rokiw“. Gesetz 315-VIII, 09.04.2015. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/315-19>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

Die zweite Seite der Medaille ist dabei die Aufwertung der Tätigkeit von OUN/UPA (Jilge 2008b). Als eifrige Kämpfer für die Unabhängigkeit in den besonders schwierigen Zeiten, eignen sich diese Partisanen perfekt für die Rollen der nationalen Helden bzw. Symbolen des nationalen Widerstandes. Dadurch weicht die Viktimisierung des ukrainischen Volkes einem aufopferungsvollen Heroismus, der das neue nationalukrainische Narrativ in den erinnerungskulturellen Kanon der ostmitteleuropäischen Staaten wie Polen oder Ungarn eingliedert (Hörbelt 2017: 14). Dass so eine Erinnerungspolitik ein hohes Konfliktpotential nicht nur im Inland, sondern auch im Ausland birgt, wird von dem Ukrainischen Institut für Nationale Erinnerung (UINE), dem zentralen Exekutivorgan der Geschichtspolitik, angesichts des ukrainisch-russischen Konfliktes gerne übersehen (Hörbelt 2017: 12ff).

Doch als Schlüsselereignis der nationalen Erinnerung gilt der Holodomor – die „Große Hungersnot“ von 1932/1933, die bis heute das schwerste Trauma im ukrainischen Gedächtnis darstellt (Jilge 2004). Diese humanitäre Katastrophe blieb in der Sowjetunion bis zur Zeit der Perestrojka weitgehend tabuisiert und ihre Aufarbeitung wurde grundsätzlich erst mit der Unabhängigkeit des ukrainischen Staates möglich. Im nationalen Geschichtsbild repräsentiert Holodomor die Repressionserfahrungen der Ukrainer durch das totalitäre sowjetische System und wird als Genozid am ukrainischen Volk verstanden, dessen Leugnung rechtswidrig ist.<sup>91</sup> Obwohl die Genozid-These eher von ukrainischen Historikern vertreten wird und keine Mehrheit in der internationalen Forschung findet (Jilge 2008a: 19f), hat sich in der ukrainischen Gesellschaft dagegen ein breiter Konsens darüber gebildet, da die offizielle Gedächtnispolitik in diesem Fall größtenteils mit der persönlichen bzw. familiären Erinnerung von Ukrainern aus allen Regionen übereinstimmt (Hrytsak 2016: 10f). Holodomor als Erinnerungsort verfügt also über einen großen Integrationspotential für Nation und Staat und kann die Stabilisierung sowie die Demokratisierung der gesellschaftlich-politischen Verhältnisse in der Ukraine begünstigen (Jilge 2004: 159f). So gesehen, entfaltet die „Große Hungersnot“ ihre Wirkung als Gründungsmythos der Ukraine, deren Nation als Vereinigung von Opfern, nicht von Siegern legitimiert wird (Schultz 2017: 191). Als emotional aufgeladene, traumatische Erinnerung lässt sich der Holodomor jedoch zugleich leicht instrumentalisieren: sei es für ein antisowjetisches Geschichtsbild mit antirussischem Beiklang, welches den jungen ukrainischen Staat legitimiert, oder auch für die Verschleierung bzw. Diffamierung konkurrierender politischer Kräfte, deren patriotisch-moralische Gesinnung zum wichtigen Bewertungsfaktor wird (Jilge 2007; Kasianov 2010).

Eine nachhaltige erinnerungskulturelle Wende hat die Ukraine nach dem Euromaidan 2013/2014 erfahren. Die damaligen Geschehnisse sowie der Platz selbst sind endgültig zu einem zentralen

---

<sup>91</sup> Werchowyna Rada Ukrainy (2006): Pro Holodomor 1932-1933 rokiw w Ukraini“. Gesetz 376-V, 28.11.2006. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/376-16>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

Erinnerungsort der Nation geworden<sup>92</sup>, welcher die Bevölkerung rund um das Widerstandsnarrativ<sup>93</sup> bemerkenswert konsolidiert hat. Für die ukrainische Erinnerungspolitik bedeutete dies zum ersten Mal die Etablierung eines grundsätzlich anti-sowjetischen und eindeutig nationalukrainischen Kurses, was sich in den Dekommunisierungsgesetzen von 2015 widerspiegelte (Hörbelt 2017: 12). Nach der geschichtlichen Zäsur von 2014 hat sich außerdem ein neuer Identifikationsdiskurs herausgebildet, welcher der ukrainische Historiker Jaroslav Hrytsak als Diskurs der „dritten Ukraine“ bezeichnet: es geht um eine „Ukraine des Zentrums“ sowohl im geographischen, als auch im ideologischen Sinne, bei der im Zeichen der Versöhnung alle Gruppen „ein Recht auf ihre eigenen Gedächtnis-Symbole und Denkmale haben, solange sie bekennen, welche Verbrechen und welche Verantwortung im Umgang mit jenen historischen Figuren verbunden sind, mit denen sie sich identifizieren“ (Hrytsak 2016: 13).

Das ukrainische kollektive Gedächtnis, welche auf einer Synthese unterschiedlicher Erfahrungen und ihrer permanenten Reflexion bzw. Kritik beruhen würde, könnte tatsächlich eine tiefgreifende Verarbeitung der totalitären Vergangenheit ermöglichen und ließe sich dadurch „in einen gesamteuropäisch-pluralistischen Erinnerungshorizont“ (Hörbelt 2017: 14) einweben. Das aktuelle Geschichtsbild in der Ukraine erscheint jedoch eher homogen, monumental und staatsaffirmativ (Jilge 2004: 163), was Demokratisierungsprozesse in der Gesellschaft hemmt und stattdessen seine Spaltung nur weiter vertieft.

## **5.2. Die Politisierung der Havarie**

Der Super-GAU von Tschernobyl hat in der Ukraine zwar unübersehbare ökologische, politische und soziale Spuren hinterlassen, konnte aber der Bevölkerung nicht den gleichen „anthropologischen Schock“ einjagen, wie es im Westen der Fall war (Leuchina 2016: 78). Diese Paradoxie lässt sich durch einen spezifischen soziopolitischen Kontext der Katastrophenverarbeitung in der USSR erklären, wo es an einem atomkritischen Gedankengut mangelte. Während in den USA und Europa die Anti-AKW-Bewegung seit den späten 1970er im Aufwind war, blieb die Sowjetunion trotz ihres ambitionierten Kernenergieausbauprogramms weitgehend „immun“ gegen jene antinuklearen Tendenzen. Das Monopol der sowjetischen Regierung auf die öffentliche Meinung verhinderte jegliche kritische Auseinandersetzung mit dem Thema und erzwang einen gesellschaftlichen Konsens

---

<sup>92</sup> Der Maidan ist in der Ukraine omnipräsent. Ein guter Beleg dafür ist die Tatsache, dass es seit 2014 ukraineweit mindestens 117 Straßen und Plätze zu Ehren der „Himmlischen Hundertschaft“ umbenannt wurden (s. Ryaboshan, Iryna: U pam'jat' pro Majdan. Skil'ki vulic', ploshh ta skveriv nazvani na chest' geroiv Nebesnoi sotni – infografika, In: Tyzhden.ua, 20.02.2018. URL: <https://tyzhden.ua/News/209748>). Zu Gedenkstätten und Ritualen s. Vrublevska, Anna (2019): Die „Himmlische Hundertschaft“: Ein neuer ukrainischer Nationalmythos. In: Erinnerungskulturen. Erinnerung und Geschichtspolitik im östlichen und südöstlichen Europa. URL: <https://erinnerung.hypotheses.org/7046>, Zugriffsdatum: 11.10.2019.

<sup>93</sup> S. Kappeler, Andreas (2015): Vom Kosakenlager zum Euromaidan. Ukrainische Widerstandstraditionen. In: Raabe, Katharina/ Sapper, Manfred (Hg.): Testfall Ukraine. Europa und seine Werte. Berlin: Suhrkamp, 33-45.

über die Notwendigkeit der friedlichen Nutzung des Atoms (Dawson 1996: 2). Aber auch für eine intellektuelle Opposition im Untergrund gab es in der damaligen Ukraine keine Voraussetzungen: weder unter Physikern der Akademie der Wissenschaften der USSR noch in der Ukrainischen Naturschutzgesellschaft regte sich ein erheblicher Widerstand gegen die sowjetische Energiepolitik (Dawson 1996: 67; Stegnij 2016: 56f). Darüber hinaus besaß die USSR kein eigenes Ministerium für Atomenergie und -industrie – so spricht die Sozialwissenschaftlerin Jane Dawson (1996: 67) von einem „kolonialistischen“ Verhältnis Moskaus gegenüber der Ukraine im Atomkraftsektor. Daraus wird ersichtlich, wieso die breite Bevölkerung sich auf die Beteuerungen einer absoluten Sicherheit der sowjetischen Kernkraftwerke verlassen hat und sich einem forcierten Ausbau des ukrainischen Atomsektors<sup>94</sup> seit den 1970er Jahren nicht entgegenstellte.

Dass die ersten Reaktionen der Ukrainer nach der Explosion in Tschernobyl eher spärlich ausgefallen sind, hat seinen Grund auch in der sowjetischen Informationspolitik. Die KPdSU und von ihr kontrollierte Medien ließen die Bevölkerung zuerst in völligem Unwissen über das wahre Ausmaß der Katastrophe. Die erste offizielle Meldung zur Havarie am 28. April, die hauptsächlich wegen des internationalen Drucks in den Nachrichten kam, beinhaltete keine wesentlichen Angaben zum Unfallhergang wie auch keine Warnung oder Verhaltensempfehlungen für sowjetische Bürger. So haben sich Tausende Menschen an den feierlichen Demonstrationenzügen zum Tag der Arbeit am 1. Mai beteiligt ohne zu verstehen, dass sie sich dadurch einer besonders hohen radioaktiven Strahlung aussetzen. Die Evakuierung aus den betroffenen Gebieten hat auch unverhältnismäßig spät stattgefunden: erst 36 Stunden nach dem Reaktorunfall fing man an, die Stadt Prypjat zu räumen; am 4. Mai 1986 kamen weitere Ortschaften aus der 30-Kilometer-Zone dazu. Am 14. Mai 1986 hat Michail Gorbatschow in einer Fernsehansprache eine offizielle Stellungnahme der Sowjetunion zur Havarie abgegeben: er hob zwar die Einzigartigkeit des Störfalls hervor und erwähnte neun Todesopfer, die infolge der Explosion und später der Strahlenkrankheit gestorben sind, versicherte jedoch, dass die Situation unter Kontrolle bleibt, und kritisierte anschließend westliche Regierungen sowie Medien wegen ihrer antisowjetischen Hetz und der angeblichen Verbreitung von *fake news*.<sup>95</sup> Danach hat die sowjetische Presse zwischendurch von den Aufräumarbeiten am Unfallort wie auch von den Ermittlungen bezüglich der Explosionsursache berichtet; eine Analyse der nuklearen Berichterstattung von 1986-1987 konnte aber aufzeigen, dass jene Meldungen trotz der Glasnost manipuliert worden sind, denn weder das sowjetische Kernenergieprogramm an sich noch der weitere Ausbau der Atomkraft in der Ukraine wurden infrage gestellt, sodass keine Atomkraftdebatte

---

<sup>94</sup> Selbst nach der Tschernobyl-Katastrophe sah der 12. Fünfjahresplan der Sowjetunion (1986-1990) vor, die Kernkraftwerke in Tschernobyl und Saporischja fertigzustellen, fünf andere AKW ans Netz bringen sowie drei andere AKW weiter ausbauen.

<sup>95</sup> Die Rede im Wortlaut sowie die englische Übersetzung ist im Dokument der Generalversammlung der Vereinten Nationen A/41/339 vom 14.05.1986 zu finden: <https://undocs.org/ru/A/41/339>.



angestoßen werden konnte (Dawson 1996: 69). Generell zeichnet sich in den ersten Jahren nach der Katastrophe eine gewisse Lethargie der Bevölkerung ab – Verunsicherung und Angst haben zuerst eine Zurückhaltung der meisten Bürger bewirkt, welche allerdings bald von „der Sorge um den sich schlagartig verschlechternden Lebensstandard im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen und sozialen Umbau abgelöst“ wurde (Stegnij 2016: 54).

Ende 1980er Jahre gelangen jedoch immer mehr Informationen zum Unfallhergang und zum Ausmaß der Verstrahlung an die Öffentlichkeit. Die ökologische Sensibilisierung der Bevölkerung in der Ukraine setzte vor allem in literarischen Kreisen an. Wegen ihrer politischen Gefährlichkeit konnten die ersten atomkritischen Beiträge keinen Eingang in auflagenstarke Medien finden; viele von ihnen wurden aber in der Wochenzeitung des ukrainischen Schriftstellerverbands der UdSSR *Literaturna Ukraina* publiziert, was die Verbreitung der antinuklearen Ideen unter ukrainischen Intellektuellen ermöglichte (Dawson 1996: 69). So fand im April 1987 die erste umweltbezogene Tagung der Schriftsteller statt, die eine Plattform für die kritische Diskussion über den Atomkraftausbau in der Ukraine bot. Gleichzeitig befassten sich auch immer mehr Naturwissenschaftler mit den Gefahren der Kernenergie: im März 1987 haben beispielsweise mehr als sechzig Vertreter unterschiedlicher Wissenschaftsbereiche eine offizielle Empfehlung ausgesprochen, den fünften und den sechsten Reaktorblock des AKW Tschernobyl nicht in Betrieb zu nehmen, worauf Moskau tatsächlich mit einem vorübergehenden Baustopp für die beiden Reaktorblöcke reagierte (Dawson 1996: 70). Die kleinen Gruppen der umweltbewussten Intellektuellen haben sich bald vernetzt – im Dezember 1987 entstand die ukrainische Umweltschutzorganisation *Selenyj Swit* (ukr. „Die Grüne Welt“), deren Vorsitzender Dr. Yuriy Stscherbak als Schriftsteller und Epidemiologe das neue Bündnis besonders gut repräsentierte. Bis 1989 entwickelte sich *Selenyj Swit* von einer lokalen Kyjiwer Initiative zu einem Dachverband zahlreicher Natur- und Umweltschutzvereine der USSR. Dabei wurde in der Organisation dem Protest gegen den Anstieg der Atomenergie eine große Bedeutung eingeräumt: auf dem landesweiten Kongress der Assoziation im Oktober 1989 haben die Delegierten aus allen Regionen des Landes das Programm des Dachverbandes verabschiedet, welches die Forderungen nach der endgültigen Abschaltung des AKW Tschernobyl sowie nach dem Verzicht auf den weiteren Atomkraftausbau in der Ukraine beinhaltete (Dawson 1996: 74; Stegnij 2016: 60f). Die Konsolidierung der ukrainischen Umweltbewegung hat die Massenmobilisierung der Bevölkerung in die Wege geleitet: unterschiedliche lokale Öko-NGOs, die dank der flachen Hierarchien in *Selenyj Swit* viel Spielraum für ihre Tätigkeit erhielten, versuchten unter aktiver Beteiligung der Bürger Naturschutzmaßnahmen auf der lokalen Ebene zu definieren und anschließend umzusetzen (Stegnij 2016: 60f). Zu den häufigsten Aktionsformen der Umweltaktivisten gehörten zuerst Kundgebungen und Unterschriftensammeln; seit 1990 haben sich jedoch disruptive Taktiken wie Streiks oder Sitzblockaden durchgesetzt (Dawson 1996: 75f). Schließlich kam es zu einer Politisierung der

Bewegung: am 30. September 1990 haben die Kernaktivisten von *Selenyj Swit* unter Führung von Yuriy Stscherbak die *Partija Selenykh Ukrainy* (Die Partei der Grünen der Ukraine) gegründet.

Neben *Selenyj Swit* hat aber auch eine andere Organisation gegen das sowjetische Kernenergieprogramm Front gemacht: die ukrainische zivile Bewegung *Narodnyj Ruch Ukrainy* (Die Volksbewegung der Ukraine, kurz: *Ruch*) organisierte sich im September 1989 und erklärte zunächst zu ihrem Hauptziel die Umsetzung der Politik von Glasnost und Perestroika in der USSR (Dawson 1996: 77). Doch in 1990 hat das Selbstverständnis der Bewegung eine andere, nationalistische Richtung eingeschlagen: immer lauter sind die Forderungen von *Ruch* nach der Unabhängigkeit der Ukraine geworden. Im Zuge der politischen Radikalisierung der Organisation wurde auch die Rolle des antinuklearen Protests neu definiert, insofern „the overlap between anti-nuclear demands and demands for more decision-making rights became quite obvious to all“ (Dawson 1996: 78). Hier zeichnet sich die Spezifik der ukrainischen Umweltbewegung der 1990er Jahre ab: im Unterschied zu Europa, wo man Umweltschutz meistens für „ein traditionelles Terrain politisch linker oder ‚grüner‘ Gruppierungen“ hält, wurde er in der Ukraine „scheinbar selbstverständlich mit einem anderem ‚Programmpunkt‘ kombiniert, der herkömmlich eher als Domäne des rechten Parteienspektrums gilt: dem Nationalismus“ (Jobst 2010: 223). Die Erinnerung an Tschernobyl – eine offene Wunde der Gesellschaft – spielte dabei eine wichtige Rolle, denn sie verschärfte das Gefühl der nationalen Gefährdung durch Moskaus Politik: „Čornobyl’ wurde nicht nur für ukrainische Nationalisten, sondern auch für große Teile der Bevölkerung der sinnfällige Beweis für einen die Ukraine versklavenden und zerstörenden großrussischen Kolonialismus“ (Jobst 2010: 223f).

Bald konnte *Ruch* breite Bevölkerungskreise für sich gewinnen. Sein Aufstieg hatte jedoch abträgliche Folgen für die eigentliche Umweltbewegung in der Ukraine: die Nationalisten haben zwar die antinukleare Thematik in das eigene politische Programm übernommen, dies aber hauptsächlich wegen ihrem mobilisierenden Potential und einer antisowjetischen Botschaft; gleichzeitig wurde dem genuinen Umweltproblematik einen eher geringen Stellenwert innerhalb der Partei eingeräumt. Dabei hat *Ruch* dem *Selenyj Swit* seine soziale Basis entwendet: hier zeigt sich, dass die öffentliche Aufmerksamkeit für Umweltprobleme in den späten 1980er bzw. frühen 1990er „weniger das Ergebnis eines verstärkten ökologischen Massenbewusstseins als vielmehr des Zusammenspiels sozialer und politischer Gegebenheiten“ war, zu denen vor allem das Trauma von Tschernobyl, breite Unterstützung der Unabhängigkeitsforderung sowie der Reiz „der ‚grünen‘ Ideologie als eines politischen Novums am Anfang eines Mehrparteiensystems“ zählen (Stegnij 2016: 61).

Von diesem Hintergrund lässt sich auch nachvollziehen, wieso sich das atomkritische Bewusstsein in der Ukraine nicht nachhaltig etablieren konnte: der antinukleare Widerstand wurde im Land mit Souveränitätsansprüchen verknüpft, welche aber nach dem Zerfall der UdSSR ihren Bestand verloren

haben. Dazu kommt, dass die meisten Bürger ihre Forderungen nach dem ukrainischen Atomausstieg aufgrund eines fünfjährigen Moratoriums für die Errichtung neuer Kernkraftwerke<sup>96</sup> im August 1990 als erfüllt betrachtet haben (Dawson 1996: 81). Weitere Gründe für den Verlust des Interesses an den nuklearen Sicherheitsfragen sieht Jane Dawson (1996: 82) im wirtschaftlichen und sozialen Umbau der Ukraine nach der Erlangung der Unabhängigkeit, wodurch der soziale Abstieg und die Verschlechterung der Lebensstandards im Fokus der Öffentlichkeit standen. Außerdem hat der junge Staat in der Kernkraft eine wichtige Energiequelle erkannt, welche seine wirtschaftliche Autonomie und Entwicklung sichern konnte. Tschernobyl hat also in der Ukraine zuerst eine katalysierende Wirkung für eine landesweite Umweltbegegnung gezeitigt, die aber aufgrund der soziopolitischen Verhältnisse in der UdSSR mit einem politischen Widerstand einherging. Deswegen löste sich der Umweltaktivismus bzw. der Anti-Atom-Protest letztendlich in der nationalistischen Opposition auf. Die Erinnerung an Tschernobyl wurde an eine antisowjetische Identität gekoppelt und gilt bis heute als Beweis für Moskaus Verschleierungspolitik, wogegen sich die Ukrainer gestemmt haben. Die politische Aufladung der Katastrophe hat die Reflexion über die Gefährlichkeit der Atomenergie an sich aus dem öffentlichen Diskurs verdrängt, sodass die ukrainische Bevölkerung kein atomkritisches Bewusstsein entwickelt hat.

Heute hat sich das öffentliche Meinungsbild zur Kernenergie kaum verändert: die ukrainische Gesellschaft befasst sich vor allem mit der wirtschaftlichen Instabilität, Korruption und dem Krieg im Osten des Landes; Energiewende und Atomausstieg als „Luxusproblem“ (Wendland 2016: 209) werden nur selten diskutiert. Zumal diese Themen über kein hohes Mobilisierungspotential verfügen, gibt es auch kaum Bestrebungen in der ukrainischen Regierung, die Energiepolitik zu reformieren: aktuell bezieht das Land von 15 laufenden Reaktorblöcken sowjetischer Bauart 26,9% ihrer Energie (Ukrstat 2018); die Regierung hat bereits ihre Absicht verkündet, die Laufzeit aller Blöcke um 10-20 Jahre zu verlängern trotz der mit dem Reaktoralter steigender Havariewahrscheinlichkeit<sup>97</sup>. Darüber hinaus prägen ukrainische Atommeiler bis heute das Stadtleben in sogenannten „Atomgraden“, die noch Spuren der sozialistischen Utopie in sich tragen: als Kraftwerksstandorte bieten sie ihren Bewohnern jegliche moderne Bequemlichkeiten und beeinflussen ihre Wahrnehmung der Atomkraft als einer fortschrittlichen, ökologischen Energiequelle der Zukunft.<sup>98</sup>

---

<sup>96</sup> Allerdings wurde das Moratorium vom ukrainischen Parlament am 21. Oktober 1993 aufgehoben, was jedoch keine große öffentliche Aufmerksamkeit erregt hat (Dawson 1996: 81).

<sup>97</sup> S. dazu Greenpeace (2014): Lifetime extension of ageing nuclear power plants: Entering a new era of risk. Report commissioned by Greenpeace. URL: [https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/publications/lifetime\\_extension\\_of\\_ageing\\_nuclear\\_power\\_plants.pdf](https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/publications/lifetime_extension_of_ageing_nuclear_power_plants.pdf), Zugriffsdatum: 05.02.2020.

<sup>98</sup> Interessant ist in diesem Zusammenhang beispielsweise ein Bilderwettbewerb „Atomenergie in den Augen der Kinder“, welcher vom AKW Riwne im Herbst 2019 veranstaltet wurde. Die Preisträgerin Anastasiya Savchuk erzählt, die Hauptidee ihres Bildes sei die Erinnerung daran, dass die Kernkraft zu umweltfreundliche Stromerzeugungsarten gehört wie auch zu Mechanismen der CO<sub>2</sub>-Reduzierung, sodass sie für die Ukraine den richtigen Zukunftsweg darstellt, s. dazu: <https://www.rnpp.rv.ua/obdarovana-molod-mista-sputnika-raes-bachit-ukrayinu-svitlishoyu.html>, Zugriffsdatum:

### 5.3. Eine marginalisierte Nationaltragödie

Durch die politische Vereinnahmung der Katastrophe hat der ukrainische Tschernobyl-Diskurs einen atomkritischen Impetus verfehlt: aufgrund der Unsichtbarkeit der Strahlung einerseits und der restriktiven Informationspolitik Moskaus andererseits konnte die ukrainische Öffentlichkeit den Ausmaß des Reaktorunfalls unter ökologischen bzw. technologischen Gesichtspunkten zuerst gar nicht einschätzen – so rückte diese Politik selbst in den Mittelpunkt des Tschernobyl-Erlebnisses, was zur Ideologisierung seiner Wahrnehmung in der Bevölkerung beigetragen hat. Seitdem bestimmt die Reduktion von 1986 auf einzelne, in sich geschlossene Narrative maßgeblich die retrospektive Aufarbeitung des Geschehenen. So entzieht sich die Katastrophe in der kollektiven Diskussion bis heute der Dominanz wissenschaftlicher differenzierter Einordnungen; vielmehr geht es im überwiegenden Teil der Vergangenheitsentwürfe darum, ihren außerordentlichen und daher identitätsstiftenden Status beizubehalten. Die ukrainische Erinnerung an Tschernobyl scheint demnach durch den „Rückzug ins Mythische“ (Kuprina 2016: 181) gekennzeichnet zu sein: der Reaktorunfall und seine Folgen werden zu einer kohärenten Erzählung verwoben, die nur das eigene bzw. das angestrebte Geschichtsbild bestätigen soll – für andere Versionen der Geschichte bleiben diese Mythen meistens unempfindlich. Die Konkurrenz dieser Erinnerungen schafft eine weitere Trennlinie in der ohnehin gespaltenen ukrainischen Gesellschaft: das Tschernobyl-Gedächtnis wirkt hierzulande ambivalent oder, mit den Worten von Walter Koschmal (2009: 223), „zerrissen zwischen Mythen“.

Um eindeutige Geschichtsbilder bemüht sich vor allem der ukrainische Staat: dem offiziellen Gedenken an den Reaktorunfall liegt seine Gleichsetzung mit dem historischen Tiefpunkt des kommunistischen Regimes zugrunde, vor dessen Hintergrund die unabhängige Ukraine als „radikale[r] Neubeginn“ (Koschmal 2009: 212) empfunden werden soll. Ein interessanter Verweis auf solche Bestrebungen stellt unter anderem die Ausnahme des AKW Tschernobyl, der Stadt Prypjat sowie anderer Ortschaften in der Sperrzone vom Dekommunisierungsgesetz<sup>99</sup> dar, welches in 2015 zur Beseitigung der kommunistischen Symbolik in der Ukraine verabschiedet wurde. Hier lässt sich ein Versuch erkennen, Tschernobyl und die Sowjetunion in ein systembedingtes Kontinuitätsverhältnis zu setzen, was gleichzeitig ein Kontrastbild des ukrainischen Nachfolgestaates suggeriert.

---

05.02.2020.

<sup>99</sup> Dies wurde der Meldung auf der Webseite des UINE entnommen: Ukrajins'kyj Instytut Nacional'noji Pam'jati (o.D.): Instytut Nacional'noji Pam'jati nazvav mista, jakych ne torknet'sja dekomunisazija (Das Ukrainische Institut für Nationale Erinnerung hat die Städte genannt, welche von der Dekommunisierung nicht betroffen werden). URL: <http://www.memory.gov.ua/news/institut-natsionalnoi-pam-yati-nazvav-mista-yakikh-ne-torknetsya-dekomunizatsiya>, Zugriffsdatum: 06.02.2020.

Der ehemalige Direktor des Ukrainischen Instituts für Nationale Erinnerung Wolodymyr Wjatro-witsch, der die landesweite Dekommunisierung mitgetragen hat, artikuliert das allerdings als Möglichkeit zu einer kritischen Vergangenheitsaufarbeitung:

Es ist ein gelungenes konzeptuelles Denkmal – die Sperrzone um Tschernobyl. [...] Nur in der Zone sollten die Symbolik und die Helden der kommunistischen Diktatur weiter existieren – als Beweis eines inneren Zusammenhangs zwischen der Tschernobyl-Katastrophe und dem Scheitern der Sowjetunion für unsere Nachkommen (Wjatrowitsch et al. 2016; übers. S.B.)<sup>100</sup>.

So wird der Reaktorunfall in den „Phönix-aus-der-Asche-Mythos“ der modernen Ukraine integriert als signifikante Etappe im „Evolutionsszyklus des Unabhängigkeitsstreben“ (Hofmann 2014: 200): Tschernobyl markiert einen historischen Bruch, indem der Niedergang der Fremdherrschaft zugleich das lang angestrebte nationale Wiedergeburt ankündigt.

Die Vergegenwärtigung der Katastrophe geht nicht nur mit der Entwertung von, sondern auch mit der Anklage gegen Moskau einher, dessen „rotes Imperialismus“ (Hubertus zu Löwenstein) die Havarie erst ermöglicht hat. Tschernobyl wird dabei als Nationaltragödie beansprucht, als fremdverschuldetes Leiden der Ukrainer, das sich neben dem Holodomor und dem Zweiten Weltkrieg in die Permanenz des Schreckens vom 20. Jahrhundert einreicht (Wendland 2011: 156). Diese Hypertrophie des nationalen Traumas zeigte sich bereits kurz nach dem Reaktorunfall in Parolen ukrainischer Dissidenten: Tschernobyl wurde von ihnen als „Ökozid“<sup>101</sup> bezeichnet, eine von Moskau intendierte ökologische Vernichtung des ukrainischen Volkes, die über historische Analogiebildung an den Holodomor 1932/1933 – einen Genozid der Stalinära – angeknüpft wurde, um „eine Kontinuität von einer durch das sowjetische Zentrum verursachten nationalen Vernichtungserfahrung“ zu konstruieren (Jilge 2006: 107).

Diejenige Negativität der nationalen Erinnerungsorte begründet einerseits das viktimisierte Selbstbild der Ukrainer, schafft aber andererseits Raum für Widerstandserzählungen, die nationale Helden

---

<sup>100</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Прекрасний концептуальний пам’ятник – Зона відчуження. [...] Тільки у зоні символи та герої комуністичного тоталітаризму мали б залишитись, демонструючи нащадкам закономірний зв’язок між чорнобильською аварією та крахом радянського режиму“ (Wjatrowitsch et al. 2016).

<sup>101</sup> Der „Ökozid“-Vorwurf geht auf den ukrainischen Schriftsteller und Dissidenten Iwan Dratsch zurück: Auf dem Kongress des ukrainischen Schriftstellerverbandes im Juni 1986 hat er zum ersten Mal die Parteiführung angesichts des „holod-henocyd“ (ukr. Hunger-Genozid) wie auch des „Ökozids“ durch Tschernobyl und eine massive Umweltverschmutzung in industriellen Zentren der Ostukraine für schuldig erklärt. Die ukrainische und weißrussische Dissidentenbewegung hat dieses Interpretationsmuster ziemlich schnell übernommen: „Tschernobyl wurde wie die Hungersnot oder Kuropaty in seinem Kern als intentional exterministische Tat Moskaus gegenüber der eigenen Nation diskutiert und damit vielfach als Völkermord eingestuft“. S. dazu: Jobst, Kerstin S. (2013): Die Auswirkungen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, in: Malek, Martin/ Schor-Tschudnowskaja, Anna (Hg.): Der Zerfall der Sowjetunion. Ursachen – Begleiterscheinungen – Hintergründe. Baden-Baden: Nomos, 251-267, hier 263. Die „Ökozid“-These hat auch in eine wissenschaftliche Systemkritik Eingang gefunden: in 1992 erschien ein breit rezipiertes Buch des Demographen Murray Feshbach und des Journalisten Alfred Friendly *Ecocide in the USSR: Ecocide in the USSR: Health and Nature Under Siege*, in dem Tschernobyl in ein komplexes Bild der ökologischen Zerstörung in der Sowjetunion eingeordnet wird. S. dazu Feshbach, Murray/ Friendly, Alfred Jr. (1992): *Ecocide in the USSR: Ecocide in the USSR: Health and Nature Under Siege*. New York: Basic Books. In der ukrainischen Geschichtswissenschaft hat vor allem Prof. Dr. Serhij Wasjuta den Begriff „Ökozid“ etabliert, s. dazu: Wasjuta, Serhij (2000): *Radjans’kyj ekocyd v Ukrajinі: istorychni vytoky, trudnošči podolannja*. Ternopil: Aston.

hervorbringen. Hier tritt also der zweite Strang des ukrainischen erinnerungskulturellen Kanons zutage, der auch im Tschernobyl-Gedächtnis zur Geltung kommt: die Feuerwehrleute und Liquidatoren werden als Helden interpretiert, die im Kampf für ihre Heimat gegen einen Feind, in diesem Fall gegen den brennenden Reaktor gewinnen (Wendland 2011: 168; Kalmbach 2014: 213). Welchen großen Einfluss dieser Heldenkult auf die gegenwärtige Erinnerungskultur hat<sup>102</sup>, zeigt sich in der ukrainischen urbanen Toponymie: 44 Städte haben eine Straße der Helden von Tschernobyl<sup>103</sup>. Die Liquidatoren werden auch mit einem eigenen Gedenktag geehrt: seit 2006 erinnert man sich am 14. Dezember an alle Rettungskräfte und Aufräumungsarbeiter, die sich an der Eindämmung des Unfalls beteiligt haben.<sup>104</sup> Die Heroisierung der Tschernobyl-Geschichte wird von dem ukrainischen Staat allerdings durch alogische Verschiebungen manipuliert: obwohl die Sowjetunion zum Feind stilisiert wird, bleiben die Aktivisten der Umweltbewegung, die das technologische Unglück in ein systemkritisches Argument umgedeutet haben, aus der Erinnerung weitgehend ausgeklammert. Der intentionale Fokus auf Liquidatoren, die ganz im Zeichen der in sowjetischen Mythen häufig vorkommenden „ideologischen Opferhelden“ (Günther 2016: 178) stehen, legt die Vermutung nahe, dass angesichts der aktuellen Umweltsituation sowie der Atompolitik der Ukraine die ökologische Ursprünge der Tschernobyl-Debatte als Zündstoff für gesellschaftliche Proteste betrachtet werden und daher unerwünscht sind.

Die Widersprüchlichkeit der staatlichen Erinnerungspolitik wird umso erkennbarer, wenn man sie mit der Zeugenschaft von Liquidatoren konfrontiert, die bis heute sowjetische Geschichtsbilder personifizieren (Koschmal 2009: 208). Die Aufräumungskräfte verstehen sich selbst als „Verteidiger des Vaterlandes“, wo ihre Pflichtgefühl und Aufopferungsbereitschaft – unabdingbare Attribute des sowjetischen Heldenarchetypus – die gebührende Anerkennung in der Gesellschaft fanden (ebd.). Tschernobyl ist für sie ein sowjetischer Erinnerungsort, der in Anlehnung an „den zweiten Gründungsmythos der Sowjetunion“ (Baberowski 2015) – den Großen Vaterländischen Krieg – als Sieg des Sowjetmenschen über einen weiteren Feind gedeutet wird. Diese Leseart der Katastrophe lässt sich jedoch in die neue Mythologie der Ukraine nicht einfügen, zumal ihr Selbstverständnis auf der Ablehnung der kommunistischen Tradition baut. Die mangelnde Identifizierung der Liquidatoren

---

<sup>102</sup> Dass die Heroisierung der Vergangenheit in der offiziellen Erinnerungskultur Fortsetzung findet, bestätigt die im Juni 2019 von des Präsidenten Volodymyr Selenskyj initiierte Verleihung des Titels «Held der Ukraine» an die Liquidatoren Oleksij Ananenko, Walerij Bespalow und Borys Baranov, die unter den Reaktor hinunterstiegen sind und das kontaminierte Wasser abgelassen haben, um die zweite Explosion zu verhindern. Interessant ist, dass der Einsatz der drei Liquidatoren vor allem durch die HBO-Serie *Chernobyl* (2019) in der breiten Öffentlichkeit bekannt wurde. S. dazu: Radio Svoboda (2019): Triom vodolazam-likwidatoram avariji na ČAES prysvojily zvannja Herojiv Ukrainy, in: Radio Svoboda, 29.06.2019. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/news-chornobyl-divers-heroes-of-ukraine/30025820.html>, Zugriffsdatum: 06.02.2020.

<sup>103</sup> S. dazu die Auflistung der Städte mit der Straße der Helden von Tschernobyl in Wikipedia: [https://uk.wikipedia.org/wiki/Вулиця\\_Героїв\\_Чорнобиля](https://uk.wikipedia.org/wiki/Вулиця_Героїв_Чорнобиля), Zugriffsdatum: 08.02.2020.

<sup>104</sup> S. dazu: Das Ukrainische Radio (2015): Ukraine gedenkt Tschernobyl-Liquidatoren, in: Das Ukrainische Radio, 14.12.2015. URL: <http://www.nrcu.gov.ua/de/news.html?newsID=14110>, Zugriffsdatum: 08.02.2020.

mit postsowjetischen Staat und Gesellschaft wurzelt aber auch im fehlenden Interesse der ukrainischen Öffentlichkeit an ihrer Lebenssituation. Die Verehrung der Tschernobyl-Helden beschränkt sich hauptsächlich auf den Jahrestag der Katastrophe; im Alltag werden dagegen gesundheitliche und soziale Probleme der Strahlungsoffer meistens verdrängt. Zwar sieht das Gesetz „Über den Status und den sozialen Schutz der Tschernobyl-Opfer“<sup>105</sup> von 1991 gewisse Privilegien für die Betroffenen vor, wie zum Beispiel eine Invalidenrente, eine kostenlose medizinische Versorgung oder bezahlte Sanatorienaufenthalte. Doch die Leistungen werden immer wieder gekürzt, weil sie den ukrainischen Haushalt zu stark belasten; dabei werden die Pensionsstreichungen mit zahlreichen Fälle der Ausweiskfälschung gerechtfertigt (Leuchina 2016: 97). Eine der größten Herausforderungen stellt die Korruption dar, denn die Auszahlungen an „Tschernobyl“ werden von Verwaltungsmitarbeitern häufig unterschlagen.<sup>106</sup> Zur Vertretung bzw. Verteidigung der eigenen Interessen sind viele Leidtragenden durch Selbsthilfeorganisationen bzw. andere NGOs miteinander vernetzt, die die Erinnerung an die Opfer aufrechtzuerhalten versuchen: in der Ukraine gehören dazu der größte Liquidatoren-Verband *Sojuz Tschornobyl Ukrainy*, der Prypjater-Verein *Semljaky* sowie die Nichtregierungsorganisation *MAMA-86*. Allerdings fehlt auch bei ihrer Tätigkeit eine völlige Transparenz, insbesondere was Finanzfragen angeht: so rebellierte beispielsweise *Sojuz Tschornobyl Ukrainy* in 2011 gegen das Projekt des Ministerkabinetts, staatliche Zuschüsse an Nichtregierungsorganisationen anhand effektiver Leistungsindikatoren zu gewähren, um „den eigenen Status quo beizubehalten [...], ohne sich im Gegenzug einer Bewertung ihrer Aktivitäten unterziehen [...] zu müssen“ (Leuchina 2016: 95). Seit 2012 ist auch die Geschichtswerkstatt Tschernobyl in Charkiw zu einer wichtigen Anlaufstelle von Liquidatoren und Umgesiedelten geworden: das deutsch-ukrainische Beratungs- und Begegnungszentrum bietet den Betroffenen eine kostenlose Assistenz bei ihren rechtlichen und sozialen Anliegen und bemüht sich um ihre öffentliche Präsenz. Ein einmaliges Projekt stellt in diesem Sinne der Aufbau eines digitalen Tschernobyl-Archivs dar, das mehr als 600 aufgezeichneter Lebensgeschichten von Zeitzeugen für ein breites Publikum zugänglich macht. Die Geschichtswerkstatt wird von dem Internationalen Bildungs- und Begegnungswerk (IBB) Dortmund und dem Charkiwer Liquidatoren-Verband getragen; für die Förderung der meisten Projekte sorgt dabei der deutsche Partner, insbesondere durch Kooperationen mit dem Auswärtigen Amt, dem deutschen Osteuropa-Hilfswerk *Renovabis*, der Evangelischen Kirche von Westfalen sowie mit dem Verein *Aktion Mensch*. Von dem ukrainischen Staat bekommt das Bildungszentrum allerdings keine Zuschüsse: die staatliche Hilfe für Tschernobyl-Betroffene impliziert vor allem medizinische Entschädigungen, Sonderrechte in Bildung und Beruf sowie andere Vergünstigungen im Alltag,

<sup>105</sup> Werchowyna Rada (1991): Pro status i social'nyj zaxyst hromadyan, yaki postrazhdaly vnaslidok Čornobyl'skoyi katastrofy. Erlass 796-XII, 28.02.91. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/796-12>, Zugriffsdatum: 07.02.2020.

<sup>106</sup> Über die Korruptionsschemen in der Ukraine und die Ausbeutung des Tschernobyl-Gesetzes s. Oertel, Barbara (1996): Die Deals mit dem Leiden anderer. Gesetze für Liquidatoren nützen zuerst der Verwaltung, in: taz, 29.03.1996. URL: <https://taz.de/!1464207/>, Zugriffsdatum: 07.02.2020.

während ihre Reintegration in die Gesellschaft außer Acht gelassen wird. Die Lebenssituation vieler „Tschernobyl“ ist also durch den Kampf um Anerkennung sowohl im institutionellen, als auch im öffentlichen Kontext geprägt. Diese Bemühungen um eigene Sichtbarkeit in der neuen Ukraine stehen in Kontrast zur Glorie des mythischen Sowjethelden. Das fehlende Bedürfnis nach ihrer Zeugenschaft sowie die Verweigerung der Identifikation mit dem sozialistischen Wertesystem führen dazu, dass die Liquidatoren sich zu anonymen Katastrophenopfern degradiert fühlen, und das in mehrfacher Hinsicht: als „reale Opfer im Hinblick auf ihre Gesundheit“, als „Benachteiligte eines nicht intakten ukrainischen Sozialsystems“ und in letzter Konsequenz als „Opfer des Endes der Sowjetunion und ihrer Mythen“ (Koschmal 2009: 207). Und obwohl diese Interpretation oft mit einer mythischen Überhöhung der Opferrolle von Liquidatoren einhergeht (Koschmal 2009: 211f), verdeutlichen solche Lebensumstände die Instrumentalisierung heroischer Figuren in der nationalen Erinnerungspolitik. Ukrainische Tschernobyl-Helden sind somit ein gesichtsloses Konstrukt, das trotz inhaltlicher Abweichungen die Funktion und Struktur der sowjetischen Heldennarrative übernommen hat: in das Paradigma einer „Nationaltragödie“ wird dadurch die Widerstandserzählung eingewoben, die zu einem positiven, gemeinschaftsstiftenden Selbstbild der Ukrainer beitragen soll. Dies steht jedoch im krassen Widerspruch zu Alltagserfahrungen der Liquidatoren, deren spezifischen Sorgen von Staat und Gesellschaft übersehen werden. Dies lässt sich nicht zuletzt auf die Entpersönlichung der Helden zurückführen: durch die Beschränkung ihrer Präsenz auf Mythos bzw. auf die metaphysische Ebene bleibt „die Ebene individueller und kollektiver Verantwortung sowie zunehmend auch der materiellen Haftung für entstandene Schäden“ (Guski 2008: 70) kaum berücksichtigt.

Auch wenn ihre Lebenswirklichkeit vom Olymp weit entfernt bleibt, sind die Liquidatoren durch ihre Heldentaten im kollektiven Gedächtnis fest verankert. Im Vergleich dazu nimmt die öffentliche Sichtbarkeit der zweiten Kategorie von Tschernobyl-Augenzeugen – der Umgesiedelten bzw. der Rücksiedler – weiterhin ab, obwohl sie eine zahlenmäßig beachtliche Gruppe darstellen: zwischen 1986 und 1996 haben etwa 160.000 Ukrainer ihr Zuhause in kontaminierten Regionen verlassen. Im Leben der meisten Evakuierten wurde das Reaktorunglück zu einem *point of no return* im wörtlichen Sinne: Tschernobyl markiert für diese Gruppe nicht nur die Aufgabe ihres gesamten Eigentums und des sozialen Umfeldes, sondern vor allem den „Verlust der eigenen Heimat und der eigenen Geschichte“ (Kalmbach 2016), worauf gesundheitliche Probleme sowie gesellschaftliche Stigmatisierung folgten. In jenen gebrochenen Biographien (Arndt 2016) manifestiert sich somit die soziale Dimension der Katastrophe, die über das Einmalereignis der Havarie hinausgeht – im Fokus steht die permanente „Welt von Tschernobyl“ (Alexijewitsch 2015: 39), die für Umsiedler zur Alltagsrealität geworden ist. Die Erfahrung der Heimatvertreibung ist daher ein fester Bestandteil ihrer Selbstbilder. Ein prägnantes Beispiel stellen in diesem Sinne ehemalige Prypjater dar: ihr früheres Leben in einem



„Atomgrad“<sup>107</sup> – einer sozialistischen Musterstadt schlechthin – glich der Verwirklichung sowjetischer Gründungsmythen (Koschmal 2009: 206); die Evakuierung und der anschließende Verbot des Rückkehrs nach Prypjat kamen daher einer Vertreibung aus dem Paradies nahe.<sup>108</sup> Mittlerweile ist dieses Trauma zu einer Art Vergangenheit geworden, die nicht vergehen will<sup>109</sup>; vor allem in der Zone bleibt die alte Lebenswelt der Prypjater in verlassenen Gebäuden und Gegenständen konserviert, was neben dem Reaktor als „Denkmal für die Katastrophe“ (Hofmann 2014: 186) fungiert. Aber auch die Umgesiedelten selbst betreiben eine aktive Erinnerungsarbeit. Hier lässt sich in erster Linie das Internetprojekt *PRIPYAT.com*, „ein alltagshistorischer Erinnerungsspeicher der Atomstadt“ (Wendland 2016: 206), erwähnen: auf Initiative von drei ehemaligen Stadtbewohnern wird seit 2004 eine virtuelle Prypjat ausgebaut, die ursprünglich als Plattform für Austausch zwischen Ex-Prypjatern dienen sollte. Inzwischen ist daraus unter der Leitung von Oleksandr Syrota ein gemeinnütziger Verein *Zentrum PRIPYAT.com* entstanden, der sich primär für eine transnationale Erinnerungskultur an die Tschernobyl-Katastrophe einsetzt. Noch in 2006 hat der Verein zusammen mit der Zeitung *Literaturna Ukraina* eine Petition an den Präsidenten der Ukraine und eine Reihe der internationalen Organisationen verfasst mit der Forderung, Prypjat einen internationalen Status als Museum-Stadt zuzuerkennen<sup>110</sup>; zum 50. Geburtstag der Geisterstadt im Februar 2020 haben zahlreiche Vereine, darunter auch das Zentrum, eine Eingabe an den Präsidenten Volodymyr Selenskyj eingereicht, worin sie sich für die Musealisierung von Prypjat wie auch für eine neue

<sup>107</sup> Prypjat ist wohl das bekannteste Beispiel von Atomstädten bzw. Atomogrady, die in der Sowjetunion für Arbeiter der großen Nuklearanlagen gebaut wurden und aufgrund eines hohen Lebensstandards bzw. einer fortschrittlichen Infrastruktur „als Musterstädte des Sozialismus“ galten. Die Geschichte der sowjetischen Atomstädte „zwischen urbaner Utopie und nuklearer Katastrophe“ erforscht im Rahmen ihres Habilitationsprojektes *Atomgrad. Kerntechnische Moderne im östlichen Europa, 1966-2017* Dr. Anna Veronika Wendland, s. dazu: Herder-Institut (2018): *Atomgrad. Kerntechnische Moderne im östlichen Europa, 1966-2016*, in: Jahresbericht 2018, 66-67. URL: [https://www.herder-institut.de/fileadmin/user\\_upload/pdf/jahresberichte/Jahresbericht\\_2018.pdf](https://www.herder-institut.de/fileadmin/user_upload/pdf/jahresberichte/Jahresbericht_2018.pdf), Zugriffsdatum: 27.05.2020.

<sup>108</sup> Das Trauma der Paradiesvertreibung klingt aus den Erinnerungen vieler Umgesiedelten heraus: „Ich möchte noch sagen, dass die Stadt, als ich dorthin kam, mich durch ihre Schönheit und die Vielfalt und die Üppigkeit der Rosen beeindruckte. Schätzungsweise fielen bei uns in Prypjat 5 Rosen auf je einen Menschen. Überall gab es Blumenbeete mit Rosen. Die gab es in Mengen, sie waren verschiedenartigduftig [sic!] und vielfältig: gelb, orange, bordeauxrot, dunkel. Sie verbreiteten einen märchenhaften Duft und begrüßten uns jeden Morgen mit Tautropfen. [...] Kurz vor dem Unglück hatten wir eine neue Wohnung erhalten und die völlig möbliert. Nichts davon nahmen wir mit. Wir gingen so, wie wir waren, aus dem Haus und ließen uns evakuieren. Nicht einmal Koffer haben wir damals gepackt. Es gab keine Panik und keine Hektik. Wir stiegen bloß in Busse ein und verließen unser Prypjat“. S. dazu die Erinnerungen von der Umsiedlerin Tatiana Suprun aus dem Tschernobyl-Archiv der Geschichtswerkstatt Tschernobyl: Geschichtswerkstatt Tschernobyl (2013): Interview von Natalia Kozlova mit Tatiana Suprun am 01.11.2013, in: Tschernobyl Archiv, F.2: Interviews mit Umsiedlern aus der Sperrzone infolge des Reaktorunfalls im Kernkraftwerk Tschernobyl. URL: [http://www.1986.org.ua/uk/archive/memories/тетяна\\_супрун](http://www.1986.org.ua/uk/archive/memories/тетяна_супрун), Zugriffsdatum: 30.05.2020.

<sup>109</sup> In diesem Kontext verliert aus meiner Sicht der hochumstrittene Ausdruck von Ernst Nolte seinen revisionistischen Appell und ist zur Beschreibung der tatsächlichen Situation der Prypjater geeignet, ohne eine suggestive Wirkung zu entfalten.

<sup>110</sup> Die Sammelpetition *Appell an den Präsidenten, die Regierung und die Werchowyna Rada der Ukraine, an die Staatsoberhäupter aller Länder der Welt, an den Europäischen Rat, das UNESCO und die Vereinte Nationen* (ukr. „Zvernennja do Prezydenta Ukrainy, Urjadu ta Verkhovnoji Rady Ukrainy, do hlav usikh krajyn svitu, do Rady Jevropy, UNESCO, OON“) wurde am 2. März 2006 in der Zeitung *Literaturna Ukraina* als Ausschneideformular veröffentlicht. Die Verfasser, das Zentrum *PRIPYAT.com* und die Zeitung *Literaturna Ukraina*, argumentieren darin, dass der Schutz bzw. die Erhaltung von Prypjat durch einen international anerkannten Status als Museum-Stadt gewährleistet werden können. Die Geisterstadt soll laut ihnen noch lange als „Erinnerung und Mahnung für die Verhinderung ähnlicher Katastrophen“ fungieren. Innerhalb eines Jahres konnten etwa 3000 Unterschriften gesammelt werden.

Informationspolitik bezüglich Tschernobyl aussprechen.<sup>111</sup> Die beiden Schriften lassen sich als Plädoyer für das Umdenken in der ukrainischen Erinnerungspolitik verstehen. Obwohl die Verfasser weiterhin die Schuld der Sowjetunion für die Vertuschung der Katastrophe hervorheben, haben sie gleichzeitig die Verantwortung der Menschheit für die Nutzung der gefährlichen Atomenergie sowie das damit verbundene Problem des Unwissens in Sicht: „Die Verleihung des internationalen Status der Museum-Stadt an Prypjat [...] kann dieser Welt die Hoffnung geben, dass auf unserem Planeten nie wieder solche schrecklichen Mahnmale für eine unverantwortliche Nutzung gefährlicher Technologien entstehen“ (Literaturna Ukraina 2006). In der Gesellschaft fanden diese Appelle allerdings kaum Beachtung – ein weiterer Beweis für die soziale Unsichtbarkeit der Tschernobyl-Betroffenen.

Eine weitere Opfertragödie, die in der Öffentlichkeit gleich oft übersehen wird, liegt der ukrainischen Gegenwartsautorin Lina Kostenko zufolge in der kulturellen Ausweitung von Tschernobyl. Mehrmals verwies Kostenko (1993; 2003) auf dem Internationalen Kongress der Ukrainisten auf einen durch den Reaktorunfall verursachten Kulturverlust im nationalen Maßstab: in der Kontaminierungszone sieht die Schriftstellerin ein „schwarzes Loch, dass eine ganze Ethnie, ihre Onomastik, Sprache, Geschichte, Sitten, Handwerk und Kunst verschlungen hat“ (Kostenko 2003) – es geht um die ostslawische Volksgruppe der Poleschuken<sup>112</sup>, die vor der Katastrophe in der Nordukraine beheimatet war. Ihre unbedachte Umsiedlung nach der Havarie führte zur kulturellen Homogenisierung der Poleschuken unter der breiten Bevölkerung<sup>113</sup> – dies ist laut Kostenko (2003) nicht weniger als „ein Verbrechen gegen die Ukraine“. Trotz eines derart düsteren Urteils gehören die Poleschuken fest zum

---

<sup>111</sup> Die elektronische Petition an den Präsidenten der Ukraine *Handlungsskomplex zur Überwindung der Informationskatastrophe von Tschernobyl* (ukr. „Petycja škodo kompleksu dij z podolannja informacijnoji katastrofy Čornobylja“) vom 6. Februar 2020 kam im Rahmen des Kulturprojekts ARTEFAKT zustande, der sich der Geschichte der Nuklearkatastrophe widmet. Die daran beteiligten Organisationen zielen in der Petition einerseits auf die Stärkung der Erinnerungskultur ab, indem sie für den Museum-Status für Prypjat, einen Tschernobyl-Unterricht in Schulen und Hochschulen sowie für die Einrichtung eines digitalen Archivs mit der Auflistung aller Tschernobyl-Betroffenen plädieren; ein ganz wichtiger Punkt ist in diesem Sinne die Forderung der Forschung zu soziokulturellen Auswirkungen der Katastrophe auf die ukrainische Nation. Andererseits fordern die Unterzeichner eine verbesserte Informationspolitik bezüglich der Havarie durch die Schaffung eines zentralen Informationsmediums zur Tschernobyl-Thematik, die Veröffentlichung der gesundheitlichen Folgen der Katastrophe für die Bevölkerung der Ukraine und durch die Förderung von Bildungsprojekten, die den allgemeinen Kenntnisstand zur Katastrophe erhöhen. Ein interessanter Vorschlag ist die Einführung eines nationalen Tages für die Untersuchung der Schilddrüse; auch die Revidierung der Sozialleistungen für Tschernobyl-Betroffene wird in der Petition erwähnt. Die Petition hat kaum Öffentlichkeitswirksamkeit erreicht: von notwendigen 25.000 Unterschriften konnten nur 370 gesammelt werden. S. dazu: Korschunov, Vakerij (2020): *Elektronna Petycja Presydynty Ukrainy „Ščodo kompleksu dij z podolannja informacijnoji katastrofy Čornobylja“* vom 06.02.2020, №22/085452-en, in: Presseamt des Präsidenten der Ukraine. URL: <https://petition.president.gov.ua/petition/85452>, Zugriffsdatum: 30.05.2020.

<sup>112</sup> Poleschuken ist die Bezeichnung einer ostslawischen Ethnie, die im ukrainisch-weißrussischen Grenzgebiet Polesien (ukr. Polissja) ansässig ist. Die ersten Erwähnungen des Ethnonyms gehen auf historische Quellen aus dem 15. Jh. zurück. Das besonders reiche, teilweise archaische Brauchtum der Poleschuken blieb durch die Randlage von Polesien und eine geringe Urbanisierung lange erhalten; die sowjetische Industrialisierung stellte der erste massive Eingriff in diese lokalen Verhältnisse. Infolge von Tschernobyl wurden viele Poleschuken umgesiedelt, was ihre lokalen Gemeinschaften zerstörte, denn nur wenige von ihnen wurden in großen Gruppen umgesiedelt.

<sup>113</sup> Lina Kostenko hat sich an mehreren Feldexpeditionen in die Zone beteiligt, um kulturelle Praktiken sowie materielle Kultur der Poleschuken zu studieren. Die Feldforschung in Polesien hat eine lange Tradition in der Ukraine; seit Tschernobyl konzentriert sich die Arbeit der Ethnographen auf das Interviewen von Umgesiedelten sowie auf dem digitalen

Erinnerungsraum der Sperrzone, allerdings in einer anderen Gestalt: es gibt kaum Reportagen oder Dokumentarfilmen über Tschernobyl, die das Leben der sogenannten „samosely“ (ukr. für Selbstsiedler) nicht beleuchten. Die Anzahl der illegalen Rückkehrer, die in verlassenen Gebieten rund um den Reaktor seit Jahren isoliert wohnen, nimmt aber jedes Jahr drastisch ab, was mit einem hohen Durchschnittsalter der Zonenbewohner zu erklären ist: wenn in 1987 mehr als 1200 Selbstsiedler in der Gegend lebten, sind es heutzutage etwa hundert Personen.<sup>114</sup> Die Existenz von Samosely potenziert den Deutungsgehalt von Tschernobyl: neben apokalyptischen Bildern der Todeszone, in denen sich das Katastrophennarrativ verdichtet, erscheinen plötzlich die Bilder des Lebens, die eine nahezu relativierende Leseart der Ereignisse anregen; der kontaminierte Leerraum, der per se Menschen exkludiert<sup>115</sup>, wird zu einer wiedergefundenen Heimat, die eine starke individuelle sowie kollektive Identität stiftet. Samosely sind mithin ein Teil des ambivalenten, mehrschichtigen Sperrzone-Gedächtnisses, wo die Opfererinnerungen an eine lebenszerstörende Katastrophe mit den Opfererinnerungen an idyllische Raum und Zeit davor koexistieren.

Die Helden- und Opfernarrative, die im Tschernobyl-Diskurs zwischen der staatlichen Instrumentalisierung und individuellen Biographien der betroffenen Liquidatoren und Umsiedler oszillieren, stoßen in der ukrainischen Gesellschaft generell auf passive Akzeptanz. Mehr als dreißig Jahre danach bleibt der Reaktorunfall für die Mehrheit der Ukrainer eine mnemotopische Leerstelle. Die restriktive sowjetische Informationspolitik der ersten Jahre und die davon beeinflusste mediale Berichterstattung zur Nuklearkatastrophe haben sich auf die Herausbildung der Erinnerung an 1986 maßgeblich ausgewirkt. Bei den Bürgern, die weder an den Aufräumarbeiten beteiligt waren noch evakuiert worden sind, weist die mentale Repräsentation von Tschernobyl daher viele Wissenslücken auf: allgemein bekannt waren nur Ort und Art der Gefahr – eine radioaktive Bedrohung ging von dem havarierten AKW Tschernobyl aus, – während konkrete, zur Einordnung des Geschehenen unentbehrliche Informationen wie die Bewältigungsstrategie der Regierung, Messwerte sowie Selbstschutzmaßnahmen der breiten Bevölkerung vorenthalten blieben.<sup>116</sup> Im kommunikativen Gedächtnis vieler Ukrainer

---

Erfassen des materiellen Kulturguts in kontaminierten Gebieten. Die Polesien-Sammlung besteht mittlerweile aus etwa 47.000 Exponaten. S. dazu: Hilevych, Ihor (2019): *The Place of Postchornobyl Expeditions of 1993–2014 Years in the Field Ethnographic Exploration of Polissia of Ukraine during the Second Half of 20th – the Beginning of 21st Century*, in: *Visnyk of the Lviv University, Series History. Special Issue*, 952–966. URL: <https://clio.lnu.edu.ua/wp-content/uploads/2019/12/9903-19034-1-PB.pdf>, Zugriffsdatum: 28.05.2020.

<sup>114</sup> S. dazu: Solonyna, Jevhen/ Jurtschenko, Stanislav (2017): Čornobyl: „radioaktyvna perlyna“ ukrajinskoho turyzmy, in: *Radio Svoboda*, 24.11.2017. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/28864492.html>, Zugriffsdatum: 28.05.2020.

<sup>115</sup> In ihrer Analyse der ästhetischen Repräsentationen der Katastrophe kommt Andrea Zink zu dem Schluss, dass Tschernobyl als prinzipielle Leerstelle, die sich in Text und Bild nie vollständig erschließen lässt, aufzufassen sei: „Das Wesen von Tschernobyl scheint im reinen Abstand zu liegen, im Nichts“. S. dazu: Zink, Andrea (2011): *Versuche über das Nichts. Tschernobyl in Text und Bild*, in: *Osteuropa* 61,7, 81–94, hier 91.

<sup>116</sup> Ähnlich wie DDR-Bürger, war die ukrainische Bevölkerung an die Informationen aus dem Westen angewiesen, woran sich Oksana Sabuschko erinnert: „[...] ausschließlich von dort erfuhren wir in den ersten beiden Wochen, das Ohr klebte geradezu am Radio fest, dass wir in den Wohnungen bleiben und die Haare waschen sollten...“ S. dazu: Sabuschko, Oksana (2012): *Planet Wermut: Oleksandr Dovženko – Andrej Tarkovskij – Lars von Trier, oder Der Diskurs des Horrors*, in: Dies. (Hg.): *Planet Wermut. Essays*. Graz/Wien: Droschl, 41–103, hier 55.

sind somit in erster Linie Verunsicherung und diffuse Ängste aus jener Zeit eingegangen, die unter anderem die ukrainische Dichterin Iryna Žylenko in ihren Lebenserinnerungen *Homoferiens* (2011) verarbeitet:

„Entweder schweigt die Regierung heimtückisch und marastisch oder lügt sie dreist. Dabei kommen uns schreckliche Gerüchte zu Ohren – darüber will man weder denken noch sprechen. Man sagt, man muss Jod trinken (5 Tropfen auf ein halbes Glass Wasser), man sagt, den Kopf muss bedeckt bleiben und die Haare sind jeden Tag zu waschen; die Milch darf man nicht trinken, dafür aber Vodka. Man sagt, man sagt... Dieses „Man sagt“ ist die einzige Informationsquelle. Die Regierung tut so, als ob nichts Nennenswertes passiert wäre. Und anstatt Staatstrauer für Verstorbene anzuordnen, feiert sie umso betäubender den 1. Mai. In allen Parks von Kyjiw dröhnen Blasorchester, die Parteigesellen, die ihre eigenen Kinder bereits weggeschickt haben, grinsen strahlend, während unser Geist im Unwissen der Situation, in einer apokalyptischen Vorahnung verkümmert... (Schewzova 2020; übers. S.B.)“<sup>117</sup>

Das Fehlen der verlässlichen Informationen führte also zu einer Art kollektiven Neurose; allerdings wurden die Ohnmachtsgefühle bald durch eine Distanzierung von der Katastrophe ersetzt – hier lässt sich von einem kollektiven „numbing“ bzw. einer kollektiven Taubheit sprechen, das der Psychologe Robert Lifton (1984) auch bei Hiroshima-Überlebenden festgestellt hat. Die Erkenntnis, dass „Chernobyl cannot be avoided“ (Arndt 2012: 3), gepaart mit der Unmöglichkeit einer selbstbestimmten Krisenbewältigung, resultierte in die Verdrängung der Gefahr. So scheint die Aufarbeitung von Tschernobyl in der Ukraine, aber auch in anderen betroffenen Sowjetrepubliken in einer „culture of coping“ (Bankoff 2003) aufgegangen zu sein: durch die Ausklammerung der Katastrophe aus ihrem Alltagsleben versuchen diese Gesellschaften „to deal with the constant presence of possible health risks and the emotional and material challenges connected with this uncertainty“ (Arndt 2012: 4). Jene „Čornobyl'-Blindheit“ (Sabuschko 2012: 55) – die öffentliche Verdrängung der traumatischen Erinnerung – hat als kollektiver Abwehrmechanismus ziemlich schnell eingesetzt, was auch die „Verspätung“ der ukrainischen Umweltbewegung am Ende der 1980er Jahre erklärt. Die Vereinahmung dieses ökologischen Protests durch nationalistische Kräfte wurde zu einem weiteren Rückschlag für die öffentliche Reflexion des Reaktorunglücks: infolge einer frühzeitigen politischen Fokusverschiebung blieben in der Gesellschaft trotz der Hochkonjunktur des Tschernobyl-Diskurses gravierende Informationslücken fortbestehen – vor allem die technologische Problematisierung des Geschehenen hat keinen Eingang in die Debatte gefunden. Die darauf folgende politisch-wirtschaftliche Transformation der Ukraine nach dem Zerfall der Sowjetunion hat endgültig andere Themen in den Mittelpunkt der gesellschaftlichen Auseinandersetzung gerückt, darunter die Demokratisierung nach einer siebzig Jahre währenden Parteidiktatur, die Nationsbildung vor dem Hintergrund einer

---

<sup>117</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Уряд підло і маразматично мовчить або бравурно бреше. Чутки ж доходять страхітливі, не хочеться про це ні думати, ні говорити. Кажуть, треба пити йод (5 кр. на півсклянки води), кажуть, треба не ходити з відкритою головою і щодня її мити; не пити молока, а пити горілку. Кажуть, кажуть... І оце «кажуть» – єдине джерело інформації. Уряд робить вигляд, що не сталося нічого і ніякого вартого уваги. І замість того щоб оголосити траур по загиблих – святкує 1 травня горласто, як ніколи. В Києві по всіх парках гримлять духові оркестри, партійні дяді, відправивши подалі од лиха власних дітей, сонячно вилискують зубами, а ми в'янемо душею від незнання ситуації і апокаліптичних передчущань...“ (Schewzova 2020)

starken ethnischen sowie regionalen Heterogenität und nicht zuletzt eine neue außerpolitische Ausrichtung zwischen Europa und Russland (Kappeler 2015: 255ff).

Die Opfer- und Heldenerzählungen, die der offiziellen Erinnerungskultur wie auch der Zeugenschaft von unmittelbar betroffenen Gruppen zugrunde liegen, stimmen somit kaum mit den Erfahrungen der gesellschaftlichen Mehrheit überein, was die Tschernobyl-Erinnerung in ihrer gemeinschaftsstiftenden Funktion beeinträchtigt. Dennoch lassen sie sich als plausible Geschichtsversionen ins Gedächtnis einer ukrainischen Opfergemeinschaft einfügen und sind durch ihre doppelte Kodierung im sowjetischen bzw. nationalen Deutungsparadigma regionalen Gedächtnissen im Osten und Westen des Landes gerecht. Daher wird Tschernobyl in der breiten Gesellschaft als nationale Katastrophe akzeptiert, die jedoch nur ein schwaches Identifikationsangebot liefert. Ferner muss hier aber auch ein generationeller Unterschied bedacht werden. Die ältere Generation der Ukrainer hat sowohl die traumatischen Ereignisse als auch das dafür verantwortliche politische System miterlebt – allerdings kann sie das Geschehene aufgrund fortbestehender Wissenslücken nur fragmentär reflektieren bzw. einordnen; trotzdem geht es um eine prägnante generationelle Erfahrung, die mit persönlicher Betroffenheit und einem Mitspracherecht einhergeht. Für die „Nachgeborenen“ impliziert die sozialistische Verortung des Reaktorunglücks dagegen eine persönliche Indifferenz, zumal sie sich mit der sowjetischen Vergangenheit oder mit ihrer nationalen Re-Interpretierung kaum identifizieren:

„Tschornobyl ist gegenwärtig interessanterweise vor allem ein Thema für die Vertreter der älteren Generation [...]. Für diesen Teil der ukrainischen Bevölkerung sind die Reaktorkatastrophe und der Zerfall des Sowjetimperiums Teile ein- und derselben Katastrophe, es sind Dinge, die sich auf ein- und derselben gesellschaftlichen und politischen Ebene abgespielt haben und deshalb im Kontext der postsowjetischen politischen und sozialen Transformationen erörtert werden. Die jüngere Generation hingegen [...] ignorieren Tschernobyl fast vollständig [...]. Für die jüngeren Ukrainer ist die Sperrzone zumeist so etwas wie eine Spielfläche, ein Versuchsgelände bei einem Computerspiel, etwa wie in S.T.A.L.K.E.R. – Shadow of Chernobyl, im besten Fall noch Anlass für ökologische Initiativen ohne ideologische Anreicherungen. [...] Dieses grundsätzlich andere Verständnis lässt sich vollkommen schlüssig mit der fehlenden persönlichen Erfahrung erklären. [...] Das ist auch eine Reaktion auf die heuchlerische Position der politischen Führung und das Fehlen von objektiven Informationen ohne Pathos und patriotische Hysterie“ (Zhadan 2011).

In jenem generationellen Bruch innerhalb des Tschernobyl-Gedächtnisses zeigt sich außerdem, dass der Erinnerung an die Katastrophe ein Gegenwartsbezug fehlt. Ihre politisierte Leseart, die mit der Ausblendung der technologisch-ökologischen Aspekte zusammenfällt, verliert immer mehr an Relevanz und verhindert darüber hinaus die Anknüpfung der nationalen Erfahrungen an aktuelle Diskurse von weltweiter Bedeutung. Die Reaktionen der ukrainischen Gesellschaft auf den Unfall von Fukushima bestätigen diese „schizophrene“ Deutung von Tschernobyl, die das Erlebnis von der Realität abspaltet, wie es die grüne Umweltpolitikerin Sylvia Kotting-Uhl in einem Interview ausdrückte (Rueter 2018). Die Havarie im japanischen Atomkraftwerk, die als zweitschwerster Nuklearunfall in der Menschheitsgeschichte gilt, hat in der ukrainischen Bevölkerung nur wenig Aufsehen erregt, was vor dem Hintergrund des 25. Jahrestages der Tschernobyl-Katastrophe in 2011 umso frappierender

erscheint. Auch die mediale Berichterstattung konzentrierte sich meistens auf die aktuelle Situation in Japan<sup>118</sup>; eine kritische Auseinandersetzung mit Gefahren der Atomkraft blieb dabei aus, während die Behauptungen der Behördenvertreter in Bezug auf hohe Sicherheitsstandards der ukrainischen AKW unhinterfragt wiedergegeben wurden.<sup>119</sup> Die einzigen kritischen Stimmen kamen von Natur- und Umweltschutzvereinen, die in einem offenen Brief an den damaligen Präsidenten Wiktor Janukowytsch die Revidierung der ukrainischen energiepolitischen Strategie unter einer aktiven Teilnahme der Bevölkerung sowie unabhängiger Experten eingefordert haben.<sup>120</sup> Tschernobyl galt dabei lediglich als Vergleichsfolie zur Beurteilung der Entwicklung bzw. der Folgen des japanischen Reaktorunglücks; oft wurde die These aufgegriffen, dass Fukushima nur 5% der Tschernobyl-Emissionen verursachte<sup>121</sup> – 1986 wurde also als Maßstab der Tragödie gesetzt, die die Bedeutung von Fukushima nivellierte. Interessanterweise fanden ukrainische Liquidatoren den Vergleich von Tschernobyl und Fukushima zumindest im Hinblick auf die Rettungs- und Aufräumarbeiten unangemessen: der ukrainische Schriftsteller Serhij Zhadan (2011) spricht von „Eifersucht und Skepsis“ der Tschernobyl-Opfer, die eine Gegenüberstellung der eigenen Erfahrungen des gezwungenen Heldentums und des freiwilligen Einsatzes japanischer Hilfskräfte, die darüber hinaus viel besser informiert und geschützt waren, schlicht verweigert haben.<sup>122</sup>

---

<sup>118</sup> Stellvertretend für die meisten ukrainischen Medien lässt sich hier die Fukushima-Berichterstattung in der Zeitung *Der Wochenspiegel* (ukr. Dzerkalo Tyzhnja) anführen, die zu jener Zeit zu einflussreichen ukrainischen Medien zählte und in einer gedruckten Wochenausgabe sowie in digitaler Form erschien. In den ersten Tagen nach der Nuklearkatastrophe verfolgten die Korrespondenten des *Wochenspiegels* vor allem die Entwicklung der Situation und die Liquidierungs- bzw. Evakuierungsmaßnahmen der japanischen Regierung. Die Zeitung berichtete auch zu internationalen Reaktionen auf den Unfall. Die ukrainische Position wurde hauptsächlich durch die Meinungen von staatlichen Experten bzw. Regierungsvertretern beleuchtet, denen meistens pauschale Behauptungen zur Sicherheit von ukrainischen AKW zugrunde lagen. Die Stimmen aus der Bevölkerung ließen sich nur in einigen Beiträgen mit repräsentativen Meinungsumfragen zur Atomkraft vernehmen. So berichtet beispielsweise ein Artikel vom 17. März von einer telefonischen Befragung der Ukrainer, die ergab, dass 70,2% der Bürger eine ähnliche Havarie wie in Fukushima in ukrainischen Kernkraftwerken befürchteten; mehr als 60% der Befragten hielten die zivile Nutzung der Atomkraft generell für eine gefährliche Technologie; mehr als die Hälfte (54,9%) war besorgt, einen unmittelbaren Einfluss der japanischen Ereignisse zu erleben. S. dazu: Dzerkalo tyzhnja (2011): Serjosnych awarij na ukrajinskykh AES bojatsja 70% hromadjan, in: dt.ua, 17.03.2011. URL: [https://dt.ua/SOCIETY/seryoznih\\_avarij\\_na\\_ukrayinskih\\_aes\\_boyatsya\\_70\\_gromadyan.html](https://dt.ua/SOCIETY/seryoznih_avarij_na_ukrayinskih_aes_boyatsya_70_gromadyan.html), Zugriffsdatum: 04.06.2020. Tschernobyl wurde in der Berichterstattung ausschließlich von Atomfachleuten erwähnt, die darauf nur zur der Bewertung des Schadensausmaßes in Fukushima zurückgegriffen haben.

<sup>119</sup> Ein anschauliches Beispiel ist das Interview von *Radio Svoboda* mit dem Vertreter des Ministeriums für außerordentliche Situationen Hryhoriy Martschenko und der damaligen Direktorin der Staatlichen Inspektion für Atomkraftregulierung Olena Mykolajtschuk. Die Fragen der Journalistin bezwecken nur eine pauschale Aufklärung des Lesers über das Sicherheitskonzept der ukrainischen Kernkraftwerke bzw. über die staatliche Katastrophenvorsorge. Die Aussagen der Interviewten zur maximalen Sicherheit der Atomenergie in der Ukraine werden keiner Kritik unterzogen. S. dazu: Štohrin, Iryna (2011): Stychijni lycha i bespeka AES, in: Radio Svoboda, 16.03.2011. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/-2340629.html>, Zugriffsdatum: 04.06.2020.

<sup>120</sup> S. dazu: Nationales Ökologiezentrum der Ukraine (2011): Offener Brief an den Präsidenten der Ukraine Wiktor Janukowytsch vom 24.03.2011. URL: <http://www.necu.org.ua/wp-content/uploads/vidkrytezhvernennnyadoprezydenta-necu20101103.pdf>, Zugriffsdatum: 04.06.2020.

<sup>121</sup> Das verkündete der damalige Minister für außerordentliche Situationen Wiktor Baloha in einem Interview mit dem Fernsehsender TVi. S. dazu: UNIAN (2011): Naslidky katastrofy na "Fukusimi" u 20 rasiw menschi, nish na ČAES – Baloha, in: UNIAN, 18.03.2011. URL: <https://www.unian.ua/economics/energetics/472662-naslidki-katastrofi-na-fukusimi-u-20-raziv-menshi-nij-na-chaes-baloga.html>, Zugriffsdatum: 04.06.2020.

<sup>122</sup> Diese Unterschiede hat der ehemalige Liquidator Oleksandr Naumov von dem Verband *Sojuz Tschornobyl* hervorgehoben: während japanische Arbeiter sich bewusst für das Risiko entschieden haben, waren kaum informierte Tschernobyl-Liquidatoren „gezwungene Freiwillige“, die heutzutage trotz ihrer Leistung von Politik und Gesellschaft vergessen sind.

Insgesamt betrachtet ist das ukrainische kollektive Tschernobyl-Gedächtnis von einem „Info-Trauma“ (Myrnyj 2010) geprägt: nicht das technologische Versagen, sondern vor allem die informationelle Entmündigung durch den Staat löste in der Gesellschaft eine tiefe Erschütterung aus. Diese Unwissenheit wurde schließlich zu einem Dauerzustand: als Abwehrmechanismus ist die bereits erwähnte „culture of coping“ entstanden, die sich in einer permanenten Verdrängung einer rationalen Auseinandersetzung, in einer Verzicht, die bestehenden Wissensdefizite über die eigene Geschichte zu beheben, niederschlägt. In die Gegenwart wirkt das Tschernobyl-Trauma durch eine Art kognitiver Dissonanz hinein: das kollektive Bewusstsein, eine Katastrophe erlebt zu haben, versinkt in der Unfähigkeit, diese Erfahrungen zu artikulieren. Darin sieht die Regisseurin und die Mitbegründerin des Filmfestivals 86 in Slawutytsch Nadija Parfan das typisch postkoloniale Unvermögen, sich selber zu repräsentieren, was sie im ukrainischen Tschernobyl-Diskurs vor dem Hintergrund einer großen Begeisterung über die HBO-Serie *Chernobyl* (2019) erkennt:

„Der amerikanische Sender HBO hat von unserem Tschernobyl eine Serie gedreht, und wir haben vor Freude gesabbert, fingen an viel darüber zu sprechen und unsere Erinnerungen auszubreiten [...]. Postkolonialismus ist meiner Ansicht nach, wenn ich von mir selbst im eigenen Namen nicht sprechen kann, wenn ich nicht imstande bin, meine eigene Erfahrung zu repräsentieren. Wir Ukrainer als Nation befinden uns bis heute in diesem postkolonialen Zustand, denn wir haben es nötig, dass uns jemand aus Moskau oder Amerika den Spiegel vorhält, dass jemand unser Selbstnarrativ formuliert. Wir können unsere eigene Geschichte mit eigenen Worten nicht erzählen, wir verfallen in Pathos und bringen die Kosaken an oder versuchen Mitleid zu erregen – Holodomor halt. Und jetzt hat man uns wohl zum ersten Mal unsere Vergangenheit gezeigt, und wir waren so: „Hei, das sind doch wir! Von uns wurde in einer Zeitung geschrieben, wir sind bestimmt so, wie es da steht“ (Karjakina 2019; übers. S.B.).<sup>123</sup>

#### 5. 4. Das schablonisierte Gedenken

Die diffuse Erinnerung an Tschernobyl kann sich auch bei der kollektiven Gedenkpraxis nicht aus dem „Paradigma des Unsagbaren“ (Koschmal 2009: 213) lösen. Das institutionalisierte Erinnern kann der bestehenden Multiperspektivität der Tschernobyl-Erfahrungen nicht gerecht werden: im Mittelpunkt der Kommemoration stehen vor allem Helden und Opfer der Geschichte, die sich in Erinnerungsfiguren leichter übersetzen lassen. Die Komplexität des kollektiven Gedächtnisses bleibt also im Gedenken an die Katastrophe unangesprochen. Tschernobyl wird auf einzelne Perspektiven reduziert oder aber als Erfahrung des Infernos absolut gesetzt, was seine soziohistorische Einordnung

---

S. dazu: Hryschko, Liliya (2011): Tschornobylzi-likwidatory chotschut nahadaty wladі pro swoji problemy, in: Deutsche Welle, 16.03.2011. URL: <https://www.dw.com/uk/чорнобильці-ліквідатори-хочуть-нагадати-владі-про-свої-проблеми/a-14913315>, Zugriffsdatum: 04.06.2020.

<sup>123</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Американське HBO зняло про наш Чорнобиль, і ми заслинились, багато почали говорити, сипати спогадами [...]. Постколоніальність, на мою думку, це коли я не можу від свого імені про себе говорити, не спроможна репрезентувати свій досвід. Ми, українці, як нація, досі перебуваємо у цьому постколоніальному становищі, коли нам треба, щоб нам чи в Москві, чи в Америці хтось підніс це дзеркало, оформив цей наратив. Ми не можемо розказати власну історію своїми словами, нас заносить на пафос, і ми починаємо про козаків або на жертвовність тиснути — Голодомор. І ось, чи не вперше, нам розказали нашу історію, і ми такі: «О, вау це ми. Про нас написали в газеті, і ми такі, як ця газета каже»“ (Karjakina 2019).

vereinfacht; dies geschieht allerdings um den Preis eines gemeinschaftsstiftenden Potentials der Erinnerungspraktiken, die für die breite Bevölkerung an Relevanz verlieren.

Eine solche Fokussierung auf ausgewählte Mythen hat seinen Niederschlag in vielen Tschernobyl-Denkmalen gefunden. Im Gedenken an den Super-GAU spielen sie im postsowjetischen Raum eine zentrale Rolle: ein Monument oder zumindest einen Gedenkstein für Tschernobyl-Betroffene gibt es in jeder Oblast der Ukraine; am Jahrestag der Katastrophe werden die Denkmäler zum Sammelpunkt für mehrere Bürger, die der Leidtragenden des Reaktorunfalls mit einer Blumenniederlegung oder Trauerkerzen gedenken. Auch die Bildsprache der meisten Mahnmale rückt Katastrophenopfer in den Vordergrund. Bereits hier lässt sich die Reduzierung des Erinnerungsspektrums erkennen, denn das Herzstück der Tschernobyl-Ikonographie bilden Heldengestalten, dessen (aktives) Selbstopfer für die Gesellschaft verewigt werden soll. Ihre maskulinen Figuren und ein dynamischer Gestus in Kombination mit der Ästhetik des sozialistischen Realismus verweisen auf die „heroische[] Norm sowjetischer Ehrenmäler der Roten Armee“ (Guski 2008: 78) – abermals manifestiert sich in Tschernobyl-Denkmalen also der sowjetische Heldenmythos. Paradoxerweise lässt sich in diesen Figuren auch ein Rückgriff auf christliche Motive ablesen, die gegen sowjetischen Atheismus konteragieren: die dargestellten Liquidatoren werden oft als Märtyrer inszeniert – insbesondere das verbreitete Kreuzigungsgestus der Figuren evoziert eine Idee von christusähnlichen Leiden. Die Ursache ihres Leidens wird allerdings immer explizit markiert – das in vielen Variationen vorkommende Atomsymbol rekurriert als zentrales plastisches Element auf Radioaktivität und deutet die verstrahlten Körper der Liquidatoren an. Trotz dieses Martyriums verdichtet sich in heroischen Tschernobyl-Denkmalen eine zuversichtliche Botschaft, dass die Katastrophe besiegt worden sei – zurecht verweist hier Andreas Guski (2008: 76) auf eine sowjetisch kodierte „Allmachtsphantasie [...], dass man einen GAU wie den von Tschernobyl 'liquidieren' könne“. In der Metaphorik der Mahnmale kommt eine solche Verabsolutierung des Sieges häufig im Motiv der starken Hand zum Ausdruck, die als pars pro toto für Helden und ihre Leistung steht. Die Darstellung der männlichen Hände, die das Atom halten, fungiert als Symbol der Beherrschung der Katastrophe und somit der Radioaktivität – das un-fassbare Atom wird durch die Stärke und Mut der Heroen gezähmt, die die Welt mit (wörtlich) bloßen Händen gerettet haben. Solche ikonographischen Repräsentationen von Liquidatoren bewirken eine mythische Überhöhung ihrer Helden- und Opferrolle und knüpfen darüber hinaus nur an ihre partikuläre Tschernobyl-Erinnerung an. Dabei bleiben passive Katastrophenopfer wie die Umgesiedelten oder auch gesundheitlich Betroffene oft im Hintergrund: sie sind „eher abstrakt gegenwärtig“ (Guski 2008: 69), sei es im Sinnhorizont allgemeiner religiöser Motive wie Kreuzen, Engel und Marienbilder oder aber im wiederkehrenden Glockensymbol, worin sich primär die mahnende Botschaft Tschernobyls manifestiert. Deutlich seltener begegnet man in Tschernobyl-Denkmalen dem Motiv der Kraniche, deren semiotische Aufladung zwischen



Heimatsehnsucht und Heimatverlassen<sup>124</sup> die Erfahrungen der Umsiedler versinnbildlichen kann. Die meisten Mahnmale verschaffen somit eine Stimme für die Tschernobyl-Helden, während die Erinnerungen anderer Gedächtnismilieus in den Subtext der plastischen Ikonographie gedrängt werden.

Auch das in 1992 eröffnete Tschernobyl-Museum in Kyjiw trägt eher zur Mythisierung der Ereignisse von 1986 bei als zu ihrer systematischen Aufarbeitung. Es geschieht bereits dadurch, dass dieses Museum trotz seiner Betitelung den aufklärerischen Auftrag zugunsten einer „emotionalisierte[n] Erinnerung“ (Koschmal 2009: 213) aufgibt – es geht also vor allem um eine Gedenkstätte, wo durch die Inszenierung der Vergangenheit die Zeugenschaft der Opfer ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt wird; eine historische Relationierung der Havarie bleibt dagegen im Hintergrund (Koschmal 2009: 213ff; Pavlik 2006: 2). So werden die technischen Zusammenhänge von Tschernobyl nur anhand zwei Modellexponaten vermittelt: die Funktionsweise eines RBMK-Reaktors wird durch ein AKW-Modell veranschaulicht, was allerdings keinerlei Ursachen des nuklearen Unfalls in der Ukraine erklärt; stark vereinfacht wirkt auch ein animiertes Diorama, das das Kernkraftwerk Tschernobyl vor und nach der Explosion sowie nach dem Bau des ersten „Sarkophags“, d.h. der noch in 1986 errichteten Betonschutzhülle darstellt. Im Fokus der Exposition stehen vielmehr Gegenstände, die für Besucher eine empathische Annäherung an die Geschichte ermöglichen: zahlreiche Fotos, private Briefe, Liquidatoren-Ausweise oder Arztbescheinigungen rekonstruieren Tschernobyl als persönliche Apokalypsen, die sich zusammen gesehen auf eine Menschheitskatastrophe addieren lassen. Trotz jener Herunterbrechung auf einzelne fragmentarische Lebensgeschichten bleibt das Opfergedenken entpersönlicht: wie Walter Koschmal (2009: 215) anmerkt, liegt dem Konzept des Tschernobyl-Museums primär der „Gestus des Aufzählens“ zugrunde, der auf „das Zeigen der Dinge und Menschen [...] nicht in ihrer Individualität, sondern in ihrer Masse“ abzielt, zumal „die überbordende Menge der Zeichen [...] für das Unsagbare“ an dieser Tragödie steht. Besonders deutlich kommt das in mehreren unkommentierten Fotocollagen mit Porträtaufnahmen von Liquidatoren und Tschernobyl-Kindern zur Geltung: die angeführte Unzahl an Betroffenen konfrontiert Besucher des Museums mit der Tragweite des Geschehenen, die bis ins Unermessliche zu steigen droht – die sowjetische Nuklearkatastrophe wird also in derlei großen Dimensionen gedacht, dass man sich fast zwangsläufig vom Logos zum Mythos hinbewegt.

Die Mythisierung setzt sich darüber hinaus in der symbolischen Aufladung einzelner Installationen fort: in erster Linie sind hier ein halbzerstörter Ikonostas<sup>125</sup> und ein mit Spielzeugen und Plüschtieren

---

<sup>124</sup> Zur symbolischen Bedeutung der Kraniche in der ukrainischen Kultur s. Potapenko, Oleksandr/ Kujbida, Wiktor (2015): *Žuravel', žuravka*, in: Kozur, Wiktor/ Potapenko, Oleksandr/ Kujbida, Wiktor (Hg.): *Enzyklopedytschnyj slownyk symwoliw kultury Ukrainy*, 5. Auflage. Korsun-Schewtschenkiwskyj: FOP Hawryschenko W.M., 266-270.

<sup>125</sup> Der Ikonostas bzw. die Ikonostase ist eine dreitürige Wand mit Ikonen in orthodoxen Kirchenbauten, die den nur für Priester zugänglichen Altarraum von der Hauptteil der Kirche trennt. Zu Aufbau und Funktionen des Ikonostas s.

gefülltes Holzboot zu erwähnen. Die Bruchstücke der holzgeschnitzten Ikonenwand stammen aus einer der ältesten Kirchen in der Sperrzone, und zwar der barocken Himmelfahrtskirche aus dem 18. Jahrhundert, die sich im verlassenen Dorf Towstyj Lis befand und in 1996 durch Brand vollständig zerstört wurde. Die meisten Rahmen sind leer, nur zwei Ikonen und zwei Schutzgewände, die Liquidatoren imitieren, befüllen das Holzgerüst. Durch diese Zusammenstellung werden Aufräumarbeiter beinahe sakralisiert: ihr Heldentum märtyrerischen Charakters wird suggestiv mit dem Heiligenschein versehen, wodurch sie als Vorbilder eine absolute Anerkennung bzw. Autorität erhalten. Eine zusätzliche Interpretationsebene schafft auch die Platzierung einer der Gestalten gegenüber der nördlichen Tür mit der Ikone des Erzengels Gabriel: auf der südlichen Tür, wo eine Liquidatorfigur steht, wird gewöhnlich der Erzengel Michael abgebildet, der als Bezwinger des Teufels und Anführer der himmlischen Heerschaaren *ecclesia militans* bzw. eine heroische Tradition im Christentum repräsentiert.<sup>126</sup> In diesem Lichte lässt sich der Sieg Michaels über den Satan in der biblischen Apokalypse als archetypischer Muster auf die Reinigungsarbeiten nach Tschernobyl projizieren: ähnlich zu Engeln haben Liquidatoren die Menschheit vor einem technologischen Diabolos – der Strahlung – erfolgreich und verehrungswürdig geschützt. Die „teuflische“ Radioaktivität wird in der Installation ebenso versinnbildlicht: in der königlichen Tür, die als Symbol der Paradiespforte das zentrale Element des Ikonostas darstellen, steht ein Warnschild „Vorsicht, Strahlung!“. Die nukleare Kontamination erstreckt sich also bis hin zum Paradies – abermals wird auf die Katastrophe ein metaphysischer Maßstab angelegt.

Als symbolischer Brückenschlag zu biblischen Topoi gilt auch das Arrangement mit einem polesischen Holzboot, der bis zum Rande mit Spielzeugen gefüllt ist – unter dem Boot liegen verstreut auf dem Boden mehrere Ikonen, die eine religiöse Lesart der Installation nahelegen. Dieser Teil der Ausstellung ist ausdrücklich dem Gedenken von Tschernobyl-Kindern gewidmet: zusammen mit vier großen Fotocollagen, die aus schwarzweißen Kinderporträts bestehen, und einem zentral aufgehängten Bild eines kleinen Mädchens, das direkt auf den Zuschauer blickt, verschiebt der Kahn den Fokus von Heroen der Vergangenheit auf ihre Opfer. Das Holzboot rekuriert außerdem auf die Arche Noah, wodurch die Ereignisse von 1986 in die Nähe von mythischen Rettungsgeschichten des Christentums rücken: es entsteht eine Parallele zwischen der Sintflut und dem Reaktorunfall, zwei Szenarien des Weltuntergangs, die trotz aller Katastrophalität gut ausgehen. Die Liquidation der Folgen von Tschernobyl wird somit zu einem Mythos der Schöpfungsbewahrung, der Erhaltung der Zukunft – in

---

Claussen, Johann Hinrich (2010): Gottes Häuser oder Die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen. Vom frühen Christentum bis heute. In Zusammenarbeit mit Christof Jaeger. München: C. H. Beck, 81-89.

<sup>126</sup> Zu Traditionen der Michaelsverehrung und der Symbolik des Erzengels im Christentum s.: Schaller, Andrea (2006): Der Erzengel Michael im frühen Mittelalter. Ikonographie und Verehrung eines Heiligen ohne Vita. Bern: Peter Lang.

diesem Sinne lassen sich die Kinderspielzeuge im Kahn auch als Symbol der Rettung von zukünftigen Generationen auffassen.

Neben Liquidatoren und Tschernobyl-Kindern gedenkt man im Museum zudem der Tragödie der umgesiedelten Poleschuken: geradezu als Leitmotiv ihres Elends durchziehen bestickte Tücher aus der Region die Tschernobyl-Ausstellung – darin manifestieren sich die verlorenen Lebens- und Kulturwelten der Umweltflüchtlinge. Gleich am Eingang des Museums wird der Heimatverlust als eine der weitreichendsten Folgen des Reaktorunfalls thematisiert, indem wieder die überbordende Dimension der Katastrophe in den Mittelpunkt rückt: über der Treppe zu den Ausstellungsräumen hängen 76 durchgestrichene Ortstafeln der verlassenen Ortschaften in der Sperrzone – ihre erdrückende Anhäufung bescheinigt die Authentizität des dargestellten Leidens und wirkt somit besonders stark auf die Emotionen der Besucher ein. Auf der Treppe selbst ist ein Apfelbaum mit grellroten, an Kontrollleuchten eines Atomkraftwerk erinnernden Früchten abgebildet, was erneut einen religiösen Interpretationsrahmen nahelegt. Das Bild evoziert die biblische Erzählung vom Sündenfall, denn ähnlich zu Adam und Eva lässt sich der moderne Mensch durch den Atommythos verführen: die Verkostung der verbotenen Frucht vom Baum der Erkenntnis wird zu einer Parabel auf die zivile Nutzung der Atomenergie, deren hohes Risiko die Menschheit in ihrem Erkenntnis- bzw. Fortschrittswahn ignoriert und dadurch ihren Paradies – eine heile, saubere Umwelt – verspielt. Diese Anspielung wirft die Frage nach der Schuld auf, die aber *nolens volens* unbeantwortet bleibt: im religiös-mythischen Framing der Nuklearkatastrophe wird die Verantwortung der ganzen Menschheit zugeschrieben, wodurch sie zu einer philosophischen Angelegenheit umgedeutet wird und keinerlei Konsequenzen erfordert.

Das Tschernobyl-Museum in Kyjiw ist somit als Ort des Gedenkens aufzufassen, an dem die Perspektive der Zeitzeugen dem Deutungsparadigma von 1986 zugrunde liegt. Der Reaktorunfall wird hier als Geschichte des Sieges im Leiden rekonstruiert, was auf eine emphatische Reaktion seitens der Besucher abzielt. In diesem Sinne korrespondiert die museale Exposition mit der offiziellen ukrainischen Erinnerungspolitik: die Ausstellung lässt sich grundsätzlich „in die Kette der Darstellungen der Ukraine als Opfer“ einreihen (Pavlik 2006: 5). Die biographische Perspektivierung von Tschernobyl ermöglicht eine authentifizierte und emotionalisierte Vermittlung von historischem Wissen, was zur Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stärker motivieren und zu einem identitätsstiftenden Gedenken beitragen kann, was gewiss ein Argument für das gewählte Museumskonzept ist. Problematisch erscheint jedoch, dass das subjektive Erleben der Geschichte durch die museale Inszenierung nicht in einen breiten soziohistorischen Kontext eingebettet wird, sondern in einen religiös geprägten Geschichtsmythos. Tschernobyl wird aus dem erklärenden Zusammenhang gerissen und verabsolutiert, was sich seiner historischen Aufarbeitung abermals in den Weg stellt:

Die Realität der Katastrophe mit ihren Ursachen und Urhebern verschwindet so hinter ihrer menscheits- und religionsgeschichtlichen apokalyptischen Dimension, die jedes Fragen nach kleinlicher Realität, etwa nach Schuldigen, als unangemessen erscheinen lässt (Koschmal 2009: 214).

Sowohl die Denkmäler, die der Nuklearkatastrophe gewidmet sind, als auch das Tschernobyl-Museum verorten den Reaktorunfall zwischen den Topoi Opferschaft und Heldentum, wobei die Betonung in beiden Fällen auf der Leidensgeschichte der Betroffenen bzw. der ganzen Nation liegt. Eine Alternative zu diesem konventionalisierten Gedenken zeichnet sich in den letzten Jahren im Bereich des Tschernobyl-Tourismus ab: nicht mehr die Leidtragenden, sondern das Ereignis selbst rückt durch die Exkursionen in die Zone zunehmend ins Blickfeld des Interesses. Die unmittelbare Erfahrung des Sperrgebiets gepaart mit einer objektbezogenen Wissensvermittlung holt Tschernobyl zumindest teilweise aus dem fremderzählten Mythos zurück und bietet eine Möglichkeit zur kritischen Reflexion des nuklearen Unglücks unter anderem in seiner technologisch-ökologischen Dimension, die in der Ukraine oft in den Hintergrund gerät. Serhij Myrnyj, der ehemalige Liquidator, Schriftsteller und der wissenschaftliche Direktor von dem größten Tschernobyl-Reiseveranstalter *TSCHERNOBYL TOUR*, verknüpft die Memorialisierung der Zone außerdem mit der Aufarbeitung der Katastrophenfolgen bzw. des nationalen Traumas: die abgesperrte, mystifizierte Zone der Entfremdung, wie sie im Ukrainischen wörtlich heißt, ist aus seiner Sicht ein „psychotraumatisches Denkmal für Tschernobyl als Niederlage“; die Zone als besucherfreundliche Gedenkstätte und Naturpark etablieren dagegen eine positive Erinnerung an Tschernobyl als Sieg bzw. als „Freude der Überwindung“ (Myrnyj 2010). Darin sieht er auch eine direkte Auswirkung auf das internationale Image der Ukraine und setzt ein Zeichen gegen ihre Selbstviktimsierung:

„Tschernobyl ist die bekannteste ukrainische Gegebenheit in der Welt. Seine Wahrnehmung entscheidet in hohem Maße darüber, wie die internationale Gemeinschaft die Ukraine ansieht: als von der Havarie vergiftetes, kontaminiertes, besiehtes Territorium oder als Nation, die eine Katastrophe globaler Bedeutung bezwungen hat und bis heute bezwingt, wodurch sie zu einem Vorbild für die ganze Welt wird? Die Antwort darauf können nur wir Ukrainer geben“ (Myrnyj 2010; übers. S.B.).<sup>127</sup>

Eine solche Wiedergeburt der Zone, die an die Tschernobyl-Wiederbesiedelungspläne der weißrussischen Präsidenten Aljaksandr Lukaschenka erinnert<sup>128</sup>, strebt mittlerweile auch der ukrainische Staat an: am 10. Juli 2019 hat Wolodymyr Selenskyj einen Erlass unterschrieben, der durch eine Reihe von

---

<sup>127</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Чорнобиль – найзнаніший у світі український феномен. Сприйняття Чорнобилю великою мірою визначає, як світ сприйме Україну: як отруєну, заражену, переможену радіаційною аварією територію – чи як націю, що перемогла і перемагає катастрофу глобального значення, подаючи гідний приклад усьому світові? Відповідь можемо дати лише ми самі, українці“ (Myrnyj 2010).

<sup>128</sup> Seit Ende der 1990er Jahre versucht die belarussische Regierung, die kontaminierten Regionen im Südosten des Landes systematisch zu entgiften und das verstrahlte Territorium in den Landwirtschaftskreislauf zurückzuführen. Die Gebiete wurden deswegen auch zur Wiederbesiedlung freigegeben. Vor diesem Hintergrund lässt sich auch nachvollziehen, wieso Tschernobyl in der offiziellen Erinnerungskultur eher einen Randplatz einnimmt – die Erklärung der Katastrophe für beseitigt bzw. überwunden dient der Legitimierung der politischen Strategie in der belarussischen Autokratie. S. dazu: Kalmbach, Karena (2014): Von Strahlen und Grenzen. Tschernobyl als nationaler und transnationaler Erinnerungsort, in: Uekötter, Frank (Hg.): Ökologische Erinnerungsorte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 185-215, hier 204ff.

Maßnahmen wie Infrastrukturausbau und Digitalisierung der Sperrzonenverwaltung das Aufleben der verseuchten Region bzw. ihre touristische Ausrichtung unterstützen soll. Während eines Besuches in der Stadt Čornobyl hat der ukrainische Präsident seine Verordnung als Teil von *nation branding* erläutert:

„Wir müssen diesem ukrainischen Territorium neues Leben einhauchen. Bisher stellte Tschernobyl den negativen Aspekt des ukrainischen Images dar. Es ist die höchste Zeit, dies zu ändern. Tschernobyl ist ein einmaliger Ort auf unserem Planet, wo Natur nach einer globalen technogenen Katastrophe aufersteht, wo es eine richtige 'Geisterstadt' gibt. Wir müssen diesen Ort der Welt zeigen: Wissenschaftlern, Ökologen, Historikern und Touristen“ (Presseamt des Präsidenten der Ukraine 2019; übers. S.B.).<sup>129</sup>

Jedoch liegt die Vermutung nahe, dass der primäre Grund für diese Tourismusförderung nicht in „Rebranding“-Bestrebungen der Regierung liegt, sondern in der Suche nach neuen Einnahmequellen: die offiziell zugelassenen Reiseveranstalter müssen für jede gebuchte Tour eine Abgabe an die staatliche Sperrzonenverwaltung entrichten. Angesichts der ständig wachsenden Besucherzahlen – gegenüber der Nachrichtenagentur Reuters haben die Reiseveranstalter einen Anstieg der Nachfrage in 2019 um 30 bis 40 % im Vergleich zum Vorjahr gemeldet (Hunder 2019) – birgt Tschernobyl ein enormes Marktpotential, den sich sowohl der ukrainische Staat als auch Reisebetriebe nicht entgehen lassen wollen. Das Tschernobyl-Erlebnis als neue Gedenkform entpuppt sich an dieser Stelle als Kommerzialisierung der traumatischen Erinnerung. Ein plakatives Beispiel für den „Tschernobyl-Business“ ist das Souvenir *Tschernobyl-Luft*, das im Online-Shop von *TSCHERNOBYL TOUR* verkauft wird: eine Dose mit angeblich radioaktiver Luft aus der Zone kostet 16,90 Euro; für eine Büchse mit Luft aus dem berüchtigten „Roten Wald“, einer der am schwersten verseuchten Gegenden, muss man sogar 21,30 Euro bezahlen – die erfolgreiche Vermarktung von Tschernobyl beruht offensichtlich auf der Sensationsgier der Katastrophentouristen und nicht auf den Chancen des historischen Lernens. Letzteres rückt allerdings zunehmend ins Blickfeld von *TSCHERNOBYL TOUR*, worin die bereits erwähnte Erinnerungsprogrammatik von Serhij Myrnyj anklingt. Neben dem Reiseangebot versucht sich das Unternehmen an anderen Tschernobyl-bezogenen Projekten, die den Gegenwartsbezug des Reaktorunfalls potenzieren. Zu erwähnen ist hier vor allem die neulich gegründete Tschernobyl-Universität – ein staatlich anerkanntes Weiterbildungsprojekt für die Ausbildung der Tschernobyl-Reiseführer.<sup>130</sup> Obwohl es in erster Linie um die Sicherung qualifizierter Fachkräfte für eine Zukunftsbranche geht, bieten die Schulungsinhalte eine interdisziplinäre Kontextualisierung des nuklearen Unfalls, was angehende Fremdenführer zu einer wissenschaftlich fundierten Wissensvermittlung befähigen soll – im Hinblick auf die Komplexität und Ambivalenzen von

---

<sup>129</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Ми маємо дати цій території України нове життя. Досі Чорнобиль був негативною частиною бренду України. Настав час це змінити. Чорнобиль – це унікальне місце на планеті, де природа відроджується після світової техногенної катастрофи, де є справжнє «місто-привид». Ми маємо показати це місце світу: науковцям, екологам, історикам, туристам“ (Presseamt des Präsidenten der Ukraine 2019).

<sup>130</sup> S. dazu die offizielle Webseite der Tschernobyl-Universität: <http://chornobyl.university>.

Tschernobyl wäre dies ein beachtlicher Beitrag zur kritischen Aufklärung der ukrainischen Gesellschaft, vorausgesetzt, dass Tschernobyl-Reisen bald eine verstärkte Popularisierung in der einheimischen Bevölkerung erfahren.<sup>131</sup> Der Prüfstein für die Wertigkeit des Projekts sind zudem die eingeladenen Dozenten: neben ehemaligen Liquidatoren und führenden ukrainischen Wissenschaftlern steht auf der Liste auch der Name von Serhii Plokyh<sup>132</sup> – die Tatsache, dass die Tschernobyl-Universität den Direktor von *Harvard Ukrainian Research Institute*, der als international renommierter Osteuropahistoriker gilt und dessen historische Studie *Chernobyl: History of a Tragedy* (2018) mit dem britischen Baillie-Gifford-Preis für Sachbücher ausgezeichnet wurde, spricht für die Bestrebungen nach einer wissenschaftlich differenzierten Interpretation des Reaktorunfalls, die bei Exkursionen in die Zone vermittelt werden soll. Ein neuartiger Versuch, Tschernobyl als Teil des kulturellen Selbstbildes der Ukrainer zu reaktivieren, stellt ferner das Projekt *Tschernobyler Wyschywanka* dar, das *TSCHERNOBYL TOUR* ebenso im Frühjahr 2020 ins Leben gerufen hat. Für das eigene Souvenir-Sortiment hat das Unternehmen ein besticktes Hemd (ukr. Wyschywanka) – ein nationales Symbol schlechthin – mit einem „radioaktiven“ Muster entwickelt: in traditionelle Stickornamente wurden das Radioaktivitäts- und das Atomzeichen sowie eine Hirschfigur als Repräsentation der kontaminierten Umwelt der Zone eingewoben. Wyschywanka behält in der ukrainischen Gegenwartskultur eine hohe identitätsstiftende Bedeutung bzw. eine patriotische Konnotation. Häufig wird die Tracht als „Kode der Nation“ bezeichnet: aus historischer Perspektive besitzen die Stickereien eine wichtige semiotische Funktion, indem sie die Herkunft und den sozialen Status der Bekleideten, aber auch die Mythologeme der Gruppe ausweisen. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Tschernobyler Wyschywanka im Sinne einer Festschreibung des Reaktorunfalls als nationalen Identitätsmarkers im kulturellen Kode der Ukrainer betrachten. Laut dem Direktor der *TSCHERNOBYL TOUR* Jaroslaw Jemelianenko ist das mit Tschernobyl-Mustern bestickte Hemd „ein weiteres positives Produkt“, das „die Liquidierung von psychologischen sowie informationellen Folgen der Tschernobyl-Havarie be-

---

<sup>131</sup> So kamen in 2019 fast 80% der Tschernobyl-Besucher aus dem Ausland; die meisten von denen waren Staatsbürger von Großbritannien, Deutschland, Polen, den USA und Tschechien. Von rund 107.600 Besuchern insgesamt kamen nur etwa 22.000 Touristen aus der Ukraine. S. dazu: Interfax-Ukraina (2019): Kil'kist' vidviduvačiv Čornobyl's'koji zony za 10 mis.- 2019 zrosła na 75%, in: Interfax-Ukraina, 01.11.2019. URL: <https://ua.interfax.com.ua/news/general/622209.html>, Zugriffsdatum: 25.06.2020.

<sup>132</sup> Serhii Plokyh (geb. 1957) ist ein ukrainisch-amerikanischer Geschichtswissenschaftler, der zur Geschichte Osteuropas mit der Schwerpunkt Ukraine forscht. In den USA und in Kanada gilt er als führender Experte in seinem Bereich. Seit 2007 hat Serhii Plokyh die Mykhailo-Hrushevsky-Professur für ukrainische Geschichte übernommen sowie das Direktorenamt im Ukrainischen Forschungsinstitut an der Harvard University. 2018 wurde der Historiker mit dem Taras-Schewtschenko-Preis ausgezeichnet, dem ukrainischen Nationalpreis für Kunst und Kultur. Zur wissenschaftlichen Tätigkeit von Serhii Plokyh s. die Webseite der Harvard University: Harvard University (o.D.): Serhii Plokhii. Department of History. URL: <https://history.fas.harvard.edu/people/serhii-plokhii>, Zugriffsdatum: 25.06.2020. Sein Geschichtsbuch *Chernobyl: History of a Tragedy* (2018) bietet neue Einblicke in die Geschichte des Reaktorunfalls und seine soziopolitische Auswirkungen und stieß in Kritikerkreisen auf positive Resonanz: Stout, Jen (2020): Warum Tschernobyl auch heute noch aktuell ist. Ukrainischer Historiker über die Katastrophe, in: Mitteldeutscher Rundfunk, 16.01.2020. URL: <https://www.mdr.de/nachrichten/osteuropa/politik/tschernobyl-historiker-serhii-plokyh-100.html>, Zugriffsdatum: 25.06.2020.

zweckt“ (Jemeljanenko 2020) – dies kann als Reminiszenz auf Myrnyjs Forderung nach einer „symbolischen Umwandlung des traumatischen Ereignisses“ bzw. nach einer „Info-Heilung“ der Gesellschaft verstanden werden (Myrnyj 2010).

Die Verwandlung der Zone in eine besucheroffene Gedenkstätte bietet eine Chance für das Aufleben der kritischen Auseinandersetzung mit dem nuklearen Unglück in der ukrainischen Gesellschaft: eine unmittelbare Konfrontation mit der Materialität des Sperrgebiets und die Bereitstellung von wissenschaftlich fundierten Informationen zur Einordnung des Erfahrenen können Tschernobyl zu einem Ort des historischen Lernens wie auch eines pluralistischen, dynamischen Gedenkens aufbauen. Allerdings legt die damit einhergehende Kommerzialisierung der Sperrzone auch ein anderes Szenario nahe, worin der größte technogene Unfall der Geschichte auf seine apokalyptische Visualität als Unterhaltungsfaktor reduziert wird und zahlreiche Besucher nur als Attraktion voyeuristischen Charakters anlockt. Ob der Tschernobyl-Tourismus zur Etablierung einer lebendigen Erinnerung an 1986 beitragen kann, wird erst nach einer weitgehenden Popularisierung der Exkursionen innerhalb der Ukraine absehbar. Bis dahin werden das Tschernobyl-Gedenken routinierte Rituale wie Politikerreden, Gottesdienste, Schweigeminute und Blumenniederlegungen an Denkmälern prägen, wobei die Katastrophe zwischen Opferklage und Heldenverehrung erstarrt.

## 5. 5. Kulturelle Annäherungen

Als „discursive event“ (Jäger/Maier 2014) wurde Tschernobyl mehrmals zum Gegenstand der künstlerischen Reflexion in der Ukraine, besonders in den ersten Jahren nach der Havarie sowie punktuell in den 1990er Jahren, als die Suche nach einer postsowjetischen ukrainischen Identität viele Kulturschaffende auf nationale Traumata blicken ließ. In diesem Zeitraum ist der Kanon kultureller Repräsentationen des Unglücks entstanden, den der ukrainisch-australische Literaturwissenschaftler Marko Pawlyschyn (1997: 175ff) mit dem Begriff der „Tschernobyl-Gattung“ adressiert. Die Tatsache, dass seitdem keine neuen Schlüsselwerke in den Kanon aufgenommen worden sind, bezeugt eine kulturelle Marginalisierung der nuklearen Thematik, was mit der Verbannung der Reaktorkatastrophe aus dem öffentlichen Bewusstsein korrespondiert.

Die ersten Versuche, das Geschehene medial zu verarbeiten, waren von dem Primat der Dokumentalität gekennzeichnet, während auf einen ästhetisierenden bzw. fiktionalisierenden Zugriff zunächst verzichtet wurde: markante Beispiele dafür sind die ersten Aufnahmen des havarierten Reaktors des Fotografen Igor Kostin, der im Anschluss die Aufräumarbeiten und Evakuierung aus der Zone verfolgte,<sup>133</sup> die Dokumentarfilme *Tschernobyl – Chronik der schwierigen Wochen* (ukr. *Tchornobyl –*

---

<sup>133</sup> S. dazu: Kostin, Igor (2006): *Tschernobyl. Nahaufnahme*. München: Kunstmann.

*Chronika wazhkych tyzhniw*; 1986, Reg. Wolodymyr Schewtschenko) und *Der Glocke von Tschernobyl* (ukr. *Dzwin Tschornobylja*; 1987, Reg. Rollan Serhijenko) sowie die Reportage von Jurij Stscherbak *Tschernobyl. Dokumentarische Erzählung* (ukr. *Tschornobyl': dokumental'na povist'*, 1987). Die letzte bezeichnet der renommierte ukrainische Literaturwissenschaftler Iwan Dzjuba (2006: 148) als „Tschernobyls Tonband-Chronik“, womit er eine polyphone Fixierung der Tragödie in Stscherbaks Buch würdigt, das seinen Autor hinter die Montage der autarken Augenzeugenberichte zurücktreten lässt. Die dokumentarischen Werke konfrontieren ihre Rezipienten also unmittelbar mit der Katastrophe – die „überwältigenden Fakten verdrängen die Fiktion, lassen sie angesichts der in der Realität kaum vorstellbaren Tatsachen überflüssig [...] erscheinen“ (Koschmal 2009: 213). Seitdem entwickelt sich die Dokumentation zu einem wichtigen Traditionsstrang in der kulturellen Verarbeitung des Reaktorunfalls: in dessen Zeichen steht auch die wohl berühmteste Tschernobyl-Prosa der weißrussischen Nobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch *Tschernobyl. Eine Chronik der Zukunft* (1997). Einer der Gründe für diese dokumentarische Tendenz sieht Andrea Zink (2011: 82f) in der „phantastische[n] Realität“ von Tschernobyl: „Selbst fiktive Erzählungen lassen sich in der verseuchten Zone kaum glaubwürdig platzieren, ist doch die Region Tschernobyl selbst zum Science Fiction geworden“. Im Kontext der manipulierenden sowjetischen Informationspolitik lässt sich das Dokumentarische außerdem als alternative Wissensquelle ansehen, die für das Geschehene eine gewisse Öffentlichkeit verschaffen konnte. Dass es bis heute gesellschaftlicher Nachholbedarf an historischen Fakten besteht, bescheinigen zwei Sammelbände *Tschernobyl-Dossier des KGB* (2019; 2020; ukr. *Tschornobylske dosje KHB. Wid budiwnyztwa do awariji*), die neulich von dem Sicherheitsdienst der Ukraine und der Nationalen Akademie der Wissenschaften herausgegeben wurden: mehr als 500 veröffentlichte Dokumente aus den früher geheimen KGB-Archiven bieten Einblick in die Geschichte des Baus des Kernkraftwerks, interne Ermittlungen zu Ursachen der Havarie, Aufräumarbeiten in der Zone, aber auch in die gesellschaftliche Wahrnehmung des Unfalls, die der sowjetische Geheimdienst zu indoktrinieren versuchte.<sup>134</sup> Allerdings hat die Dokumentarliteratur bei der Auseinandersetzung mit Tschernobyl gegenwärtig an Bedeutung verloren; aktuell üben eine informierende Funktion bezüglich der Katastrophe visuelle Medien aus – hier seien vor allem die Dokumentarfilme wie *Tschornobyl. 3828* (ukr. *Tschornobyl. 3828*; 2011, Reg. Serhij Sabolotnyj), *In Atome gespalten* (ukr. *Rozstschepleni na atomy*; 2016, Reg. Switlana Usenko), *Azurstaub* (ukr. *Lazurowyj Pyl*; 2016, Reg. Illarion Pawljuk, Oleh Rohozha, Volodymyr Rybas') zu nennen.

<sup>134</sup> S. dazu: Kapsamun, Iwan (2020): «Tschornobylske dosje KHB. Wid budiwnyztwa do awariji» Na terytoriji ČAES widbulasja prezentazija druhoji knyhy dokumentiw radjanskych spezsluschb, in: Den', 23.06.2020. URL: <https://day.kyiv.ua/uk/article/podrobnyi-chornobylske-dosye-kgb-vid-budivnyctwa-do-awariyi>, Zugriffsdatum: 06.07.2020.



Dennoch hat die Reaktorkatastrophe bald darauf auch eine ästhetische Bearbeitung erfahren: trotz der staatlichen Zensur haben immer mehr Autoren versucht, den Unfall außerhalb des ideologischen Rahmens zu reflektieren. Auffällig ist dabei, dass die erste Welle fiktionaler Texte meistens eine lyrische Form aufwies: in den ersten Jahren nach Tschernobyl haben die größte Resonanz die Versdichtungen *Die Zone* (ukr. *Sona*; 1987) von Leonid Horlatsch, *Explosion* (ukr. *Wybuch*; 1987) von Switlana Jowenko, *Sieben* (ukr. *Sim*; 1988) von Borys Olijnyk, *Madonna von Tschernobyl* (ukr. *Tschornobyl'ska Madonna*; 1988) von Iwan Dratsch, *Guernica von Tschernobyl* (ukr. *Gernika Tschornobylja*; 1987) von Stepan Sapeljak sowie mehrere Gedichte von Lina Kostenko (unter anderem *Fliegende Zeilen*, ukr. *Letjutschy katreny*, 1987) erhalten. Die pathetische Aufladung dieser ersten Werke und ihre politisch-gesellschaftliche Deutungsansprüche haben den zweiten Traditionsstrang in kulturellen Repräsentationen der Havarie geprägt, der bis heute im ukrainischen Diskurs dominant bleibt. Im Lichte dessen lässt sich erklären, wieso der Lyrikzyklus *Dies Irae* (1990) von Iryna Žylenko, der subjektive Erfahrungen der Dichterin thematisiert, bisher deutlich weniger Beachtung sowohl in der Literaturkritik als auch bei der Leserschaft fand: „Diese melancholische, beobachtende Kammerpoesie ist leider hinter dem schwülstigen Aufschrei der lorbeergekrönten Sechziger-Generation aus dem Blickfeld geraten, obwohl sie gewiss zu den stärksten jemals geschriebenen Texten über Tschernobyl gehört“ (Mitrow 2020). Die Tschernobyl-Prosa dagegen spielte schon damals eine eher untergeordnete Rolle: das erwähnenswerte Werk aus der frühen Literarisierung der Katastrophe ist der Familienroman *Maria mit der Wermutpflanze* (ukr. *Marija z polynom u kinzi stolittja*; 1988) von Wolodymyr Jaworivskyj. Die gegen Ende der 1980er Jahre entstandene „Tschernobyl-Gattung“ setzte sich im nächsten Jahrzehnt in der Poesie von dem aus Polissja stammenden Dichter Wiktor Kordun, vor allem in seinem Lyrikzyklus *Klage nach dem Polissjaland* (ukr. *Platsch po semli poliskij*; 1999), sowie im Roman-Essay *Alltagsstab* (ukr. *Ščodennyj Žesl*; 1998) von Jewhen Paschkowskyj fort. Literarische Reaktionen auf die Nuklearkatastrophe kamen auch aus der ukrainischen Diaspora, vor allem von der sonst apolitischen „New Yorker Gruppe“: die Lyrik von Emma Andijewska (*Ohne Haut im Wind*, ukr. *Bez schkiry na witri*; 1987) und Jurij Tarnawskyj (der Gedichtzyklus *Erwachsene Gedichte*, ukr. *Dorosli Wirschi*; 1987; die Verserzählung *U RA NA*, 1992) sowie das Theaterstück *Ikonostas der Ukraine* (ukr. *Ikonostas Ukrajiny*, 1988) von Wira Wowk lassen sich allerdings nicht der „Tschernobyl-Gattung“ zuschreiben, zumal sie statt dem verhüllenden Leidenspathos der heimischen Autoren eine ungehemmte Schilderung des Geschehenen und eine offene Kritik an dem politischen Umgang mit der Situation entgegensetzen (Mitrow 2020).<sup>135</sup>

---

<sup>135</sup> Vor diesem Hintergrund lässt sich die folgende Darlegung der Besonderheiten der frühen Tschernobyl-Literatur nur bedingt auf die Texte der „New Yorker Gruppe“ beziehen. Eine komparative Analyse wäre in diesem Zusammenhang eine lohnenswerte Aufgabe für zukünftige Untersuchungen.

Trotz markanter Unterschiede in ihrer Poetik wie auch in ihrem Entstehungskontext zeichnen sich die Texte der frühen Tschernobyl-Literatur durch ähnliche Deutungsmuster bzw. Darstellungsstrategien der Havarie ab. Tschernobyl wird als Tragödie ungeahnten Ausmaßes verstanden, der man mit Angst und Ohnmacht begegnet: bei Borys Olijnyk zum Beispiel verdichten sich diese Gefühle zu einem folkloristisch gefärbten Bild des „Schauderwaldes“ (ukr. „Stracholissja“), das primär für die kontaminierte Zone steht (Olijnyk 2009: 587; 607), einmal aber bis hin zur Bezeichnung der genetisch mutierten Nachkommen erweitert wird (Olijnyk 2009: 601). Ähnlich geht Lina Kostenko (1998: 115) vor, indem sie auf die mythologische Figur von Wij aus der ukrainischen Dämonologie zurückgreift: „Wij, das Atommonster, senkt die Lider aus Beton,/ zeichnet seinen grausigen Kreis“<sup>136</sup> – in der Gestalt dieses nur mit einem Blick tötenden Ungeheuers verschmelzen archaische und moderne Albträume der Ukrainer; die Atomkraft bekommt dadurch eine durchweg negative, gefährliche Konnotation, was sich zudem in der Wortwahl niederschlägt („Atommonster“, „grausigen Kreis“).

Solche volkstümliche Elemente sind bereits ein Indiz für den prävalenten Frame von Tschernobyl in der frühen Phase seiner literarischen Rezeption: das nukleare Unglück wird nicht bloß als technologische bzw. ökologische Krise betrachtet – im Mittelpunkt steht vielmehr die metaphysische Dimension der Havarie. Sie wird als überwältigendes Inferno verstanden, das sich auf die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Betroffenen ausdehnt. Die zeitübergreifende Dimension des Reaktorunfalls zeigt sich im häufigen intertextuellen Bezug<sup>137</sup> auf das bekannte Epistelgedicht des Nationaldichters Taras Schewtschenko *Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen, meinen Landsleuten...* (1845)<sup>138</sup>. Während Schewtschenkos Gedichttitel die damalige ukrainische Oberschicht ins Visier nimmt, um diese für soziale Missstände in der Vergangenheit („den Toten“) sowie in der Gegenwart („den Lebenden“) anzuprangern, gleichzeitig aber eine gerechte Zukunft („den Ungeborenen“) für das Volk zu beschwören, suggeriert diese im Zusammenhang mit Tschernobyl zitierte Zeile das Leiden der Ukrainer, dem keine zeitlichen Grenzen mehr gesetzt werden können. Die Reaktorkatastrophe wird somit zu einem abermaligen Umbruch im historischen Kontinuum des Volkes deklariert: dies verdeutlicht insbesondere Borys Olijnyk (2009: 594f), indem er Tschernobyl als kollektive

<sup>136</sup> Übersetzt von Anna-Halia Horbatsch. Im ukrainischen Wortlaut: „Атомний Вій опусти́в бетонні пові́ки,/ коло окресли́в навколо себе стра́шне“.

<sup>137</sup> Intertextuelle Bezugnahmen auf diese Poesie von Schewtschenko finden sich unter anderem bei Lina Kostenko (*Wij, das Atommonster*, ukr. *Atomnyj Wij opustyw betonni powiky*; 1989), Wiktor Kordun (*Klage nach dem Polissjaland*, ukr. *Platsch po semli poliskij*; 1999) und Iryna Žylenko (*Die Beerdigung*, ukr. *Pochoron*; 1990). Der ehemalige Liquidator und der Vorsitzende des Vereins von Tschernobyl-Invaliden in Kyjiw Serhiy Krasyl'nikow hat seine Erinnerungen in zwei Bänden unter dem Titel *Die Tragödie von Tschernobyl: Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen...* (ukr. *Tschornobyl'ska trahedija: I mertwym, i zhywym ta nenarodzhonym...*; 2010/2011) verfasst. Darüber hinaus werden nach Schewtschenkos Gedicht häufig Gedenkveranstaltungen benannt oder es wird als Inschrift auf Tschernobyl-Denkmalen benutzt (zum Beispiel, in Rivne und Iwano-Frankiwsk).

<sup>138</sup> S. dazu: Schewtschenko, Taras (2014): *Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen, meinen Landsleuten in der Ukraine und nicht in der Ukraine meine freundliche Botschaft*. Aus dem Ukrainischen von Alfred Kurella, in: Rokitska, Natalija (Hg.): *Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen, meinen Landsleuten*. Anlässlich des 200. Jubiläums von Taras Schewtschenko. Ternopil: Nawtschal'na knyha – Bohdan, 31-37.

Schuld und Elend zugleich in eine Reihe mit Holodomor und dem Großen Terror in den 1937-1938 stellt.

In der neuen Raumzeit nähert sich die in den Texten dargestellte Gegenwart der Ukrainer einer Apokalypse an. So entfaltet Borys Olijnyk (2009: 600f) ein Bild des gesundheitlich-ökologischen Desasters: über dem Planeten steigt nach Tschernobyl ein „Satanpilz“ bzw. ein Atompilz auf, die Umwelt verkommt zu „dreiäugige[n] Fische[n]“ und „Vögel[n] ohne Flügel“ und die menschliche Spezies trägt ab jetzt „einen geschwollenen Siegel des totalen Zerfalls“.<sup>139</sup> Wiktor Kordun beschwört buchstäblich das Ende der Menschheitsgeschichte herauf:

„Hier brach die Geschichte ab – es gibt keinen Weg in die Zukunft  
Die Menschheit endete hier, mit Staub vermischten sich Völker,  
Im radioaktiven Zerfall vermischten sich die Toten und die Lebenden und die Ungeborenen,  
Die keine Menschen mehr sind, bloß rieselnder Sand“ (Kordun 1999: 44; übers. S.B.).<sup>140</sup>

Die apokalyptische Auslegung von Tschernobyl beruht dabei auf der christlichen Eschatologie, die in der allegorischen Figur der Madonna von Tschernobyl von Iwan Dratsch kulminiert: „Maria, Maria... Sie ist es, doch nicht die Richtige./ Jene hat Christus geboren,/ und diese – den Antichrist!“ (Dratsch 2002: 314).<sup>141</sup> Die ersten Impulse zu einer biblisch apokalyptischen Lesart lieferte offensichtlich die Suggestion eines Zusammenhangs zwischen der Havarie und dem letzten Buch des Neuen Testaments, denn sowohl im Ukrainischen als auch im Weißrussischen ist *čornobyl'* bzw. *čarnobel'* eine synonyme Bezeichnung für die Wermutpflanze (ukr. *polyn*; bel. *paly*), wonach in der Offenbarung des Johannes ein totbringender Stern benannt ist:

„Und der dritte Engel posaunte: Und es fiel vom Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel, und er fiel auf den dritten Teil der Ströme und auf die Wasserquellen. Und der Name des Sterns heißt Wermut; und der dritte Teil der Wasser wurde zu Wermut, und viele der Menschen starben von den Wassern, weil sie bitter gemacht waren“ (Off 8: 10-11).<sup>142</sup>

Der Bibelvers legt einen Vergleich mit der Nuklearkatastrophe nahe: die Explosion im Reaktor ähnelt sich dem „brennend[en] wie eine Fackel“ Stern, die radioaktive Kontamination der Umwelt infolge der Havarie lässt sich mit der geschilderten Vergiftung von Wasserquellen gleichsetzen. Seitdem ist die Wermutpflanze bzw. der Wermutstern (ukr. Sorja Polyn) zum zentralen Topos der Tschernobyl-Literatur geworden: Olena Kuprina (2016: 174) zufolge gibt es wohl keinen einzigen Text aus dem osteuropäischen Raum, der ohne eine Anspielung auf die biblische Prophezeiung auskommt. Die

<sup>139</sup> Bei diesen und allen weiteren Textstellen, deren professionelle deutsche Übersetzung mir nicht zur Verfügung steht, wird auf die eigene Übersetzung zurückgegriffen. Übersetzungen anderer Personen werden explizit markiert.

<sup>140</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Урвалась тут історія – і раптом немає шляху/ тут людство скінчилось, змішалися із пилюгою народи,/ в радіаційному розпаді змішалися/ і мертві, і живі, і ненароджені / і це вже не люди, а тільки рухомий пісок“.

<sup>141</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „— Марія, Марія... Та Марія не та./ Та зродила Христа,/ ця — антихриста!“

<sup>142</sup> Im ukrainischen Wortlaut: «І засурмив третій ангел, — і велика зоря спала з неба, палаючи, як смолоскип. І спала вона на третину річок та на водні джерела. А ймення зорі тій Полин. І стала третина води, як полин, і багато з людей повмирали з води, бо зіграла вона».

Entdeckung dieses Zusammenhangs hat aus der Sicht von Oksana Sabuschko (2012: 80f) den Rückkehr des Christlichen in die sowjetisierte ukrainische Kultur gekennzeichnet: ukrainische Dichter sangen „nun einstimmig wie ein Chor biblischer Propheten“, denn nur durch eine religiöse Rhetorik „war unser damaliges Empfinden zu fassen, die Geschichte sei zu Ende“. Aber auch in der Bevölkerung wurde diese biblisch begründete Interpretation breit rezipiert: „[...] in der stickigen Atmosphäre totalitärer Unwissenheit [...] bekamen wir als Ausgleich dafür, was mit uns geschehen war, einen Namen [Herv. i. O.]“ (Sabuschko 2012: 80)<sup>143</sup>. Die Hinwendung zur Metaphysik lässt sich demnach als Reaktion auf die Informationsverweigerung durch die sowjetische Regierung betrachten, als einzig möglicher Deutungsversuch eines Desasters seitens ahnungsloser Bürger, zu denen auch Schriftsteller gehörten. In langfristiger Perspektive entzog diese religiöse Dimensionierung jedoch das Geschehene einer rationalen Erklärung: hinter einer transzendenten Überhöhung von Tschernobyl verschwanden dabei allmählich wirklichkeitsbezogene Kontexte der Havarie.

In den Konstruktionen der Endzeitwelt spielt weiterhin das Motiv der toten bzw. deformierten Natur eine wichtige Rolle: so hat das lyrische Ich in der Versdichtung *Sieben* einen Kloß im Hals, als eine graziöse Blume zu Asche zerfällt, ein Marienkäfer, der früher jedem Kind Freude bereitete, sich „als leere, leblose Hülle“ entpuppt und Ahorne, die in Mai eigentlich blühen sollten, „gelblich, wie Kerzen im Halbdunkel einer Trauerfeier“ (Olijnyk 2009: 598) stehen. Die radioaktiv verseuchte Natur stellt dabei eine Gefahr für den Menschen dar, wodurch er seiner natürlichen Umwelt gewaltsam entrissen wird: so führt Iryna Žylenko die eigene Traumatisierung durch die Havarie unter anderem darauf zurück,

„[...] dass alles in dieser vertrauten, uralten Stadt [in Kyjiw; Anm. d. Verf.]  
vom Tode gezeichnet Unheil verkündet  
für meinen Sohn.  
In Hanf und Mohn keimt eine feindselige Saat.  
Mit Übel raucht brennendes Laub zur Stunde“ (Žylenko 1990: 76; übers. S.B.).<sup>144</sup>

Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch die mehrmals vorkommende Personifikation der Natur, wodurch sie sich in die zentralen Kategorien des ukrainischen Tschernobyl-Diskurses „Opfer“ und „Leiden“, die eindeutig anthropozentrisch sind, leichter einordnen lässt. So wird beispielsweise die Sperrzone im gleichnamigen Gedicht von Wiktor Kordun (1996: 49) als Gefangene gezeichnet: „Es hat seine Freiheit verloren,/ das Land hinter dem Stacheldraht“<sup>145</sup> – die Absperrung des kontaminierten Territoriums wird mit dem Verstoß gegen das menschliche Freiheitsrecht gleichgesetzt, wodurch eine Landschaft als Opfer der Ungerechtigkeit erscheint. Mit der Synthese

<sup>143</sup> Übersetzt von Alexander Kratochvil.

<sup>144</sup> Im ukrainischen Wortlaut: «[...], що на всьому зловісний загибелі знак,/ для сина мого/ в цьому рідному, древньому місті./ І в стані ворожому навіть коноплі і мак./ І лихом загрожує дим од осіннього листя.»

<sup>145</sup> Übersetzt von Anna-Halia Horbatsch. Im ukrainischen Wortlaut: „Земля за колючим дротом,/ земля позбавлена волі“.

von christlichen und antiken Mythologemen anthropomorphisiert Stepan Sapeljak (1996: 6) sogar den ganzen Planeten, die sich von Radioaktivität auf die Flucht begibt: „die Erde/ muss fliehen/ mit einem Lamm in den Armen/ hinter den Horizont des Demeterreiches/ hinter den Horizont der Sonnenwende/ um sich zu verstecken/ IM HEILIGEN BETLEHEM“.<sup>146</sup> Das Symbol des (Opfer-)Lammes stellt dabei die Frage nach der Schuld in den Raum. Diese wird von Switlana Jowenko ebenso unter Rückgriff auf die Personifikation beantwortet; die Natur tritt bei ihr als unschuldiges Kind auf, das an die Verantwortung der Menschheit für den eigenen Fortschritt appelliert: „Tief in die Seele des Dichters/ blickt mit Kinderaugen die Natur,/ den Geist des Wissenschaftlers durchschaut sie/ und schreit in die Ohren unserer Epoche“ (Jowenko 1987: 10)<sup>147</sup>.

Im wiederkehrenden Motiv des gefährdeten Kindes, das auch bei Jowenko mitschwingt, lässt sich die Klage um die bedrohte Zukunft der Ukraine aufspüren, was die kurz nach der Havarie verbreitete Sorge um die Strahlenwirkung auf Kinder sowie um die Erbschäden bei den nachfolgenden Generationen reflektiert. Somit wird in den Tschernobyl-Texten oft versucht, eine solche nukleare Zukunft zu antizipieren. In literarischen Zukunftsszenarien artikuliert sich die kollektive Angst vor langfristigen Folgen der radioaktiven Verseuchung vor allem in den Bildern der Geburtshinderung: „skythische Weiber/ tragen unter dem Herzen/ die Generationen von Hiroshima/ und bringen keine Frau zur Welt/ und keine Bäume/ zur Welt bringen sie keine VÖGEL/ und keine LIEBE“ (Sapeljak 1996: 6).<sup>148</sup> Ein weiteres Beispiel findet sich bei Iwan Dratsch, der die Gestalt einer schwangeren Skythin bzw. der „Skythischen Madonna“ – eine der Verkörperungen seiner Tschernobyl-Madonna – kreiert, die lange nicht entbinden kann. Die erschwerte Geburt beruht jedoch diesmal auf einer bewussten Entscheidung der Frau, die ihr Kind in eine nicht nur radioaktiv, sondern auch moralisch verdorbene Welt nicht bringen will: „Im Lagerfeuer steht/ die Skythische Madonna./ Ein Steinkind will/ aus ihrem Schoß herauskommen./ Doch mit beiden Händen hält/ Die Mutter das eigene Leib/ Den Kleinen zu entlassen/ weigert sich das Weib“ (Dratsch 2002: 327f).<sup>149</sup> Die fatalen Auswirkungen von Tschernobyl werden überdies unter dem Gesichtspunkt der genetischen Schäden thematisiert. Eine Schreckensvision der missgebildeten Nachkommen, die zugleich für das Ende der ukrainischen Geschichte stehen, entwirft zum Beispiel Borys Olijnyk (2009: 601): „Ob ihr bei der Empfängnis daran denkt, / Ob ihr es wisst, dass eurem Schoß/ Solch irres Ungeheuer bloß/ Entspringt, das jedermann bedrängt?!/ [...] Und eure Frauen mit einer Glatze/ werden in die Welt/ derart Chimären

<sup>146</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „земля/ з ягнятком на руках/ втікає за обрії/ царства Деметри/ і за обрії сонцестояння/ сховатися /У ПРЕЧИСТОМУ ВЕТЛЕСМІ“.

<sup>147</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Дивляться в душі поетів/дитинні очі Природи,/дивляться в душі вчених,/кричать у вуха доби“.

<sup>148</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „баби скіфські/ вагітніють/ поколіннями Хіросіми/ і не народжують жінку/ і дерев не народжують/ і не народжують ПТАХІВ/ і ЛЮБОВІ“.

<sup>149</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „В багатті стоїть/ Скіфська мадонна./ Дитя кам'яне/ Хоче вийти із лона,/ Та мати замкнула/ Руками живіт,/ Не хоче дитину/ Пустити у світ“.

setzen,/ die selbst das Wort „Volk“ zerfressen“.<sup>150</sup> Eine derlei dramatische Darstellung der Zukunft erscheint aus heutiger Sicht durchaus realitätsfern, doch sie steht im Einklang mit den apokalyptischen Interpretationen der Gegenwart, die die frühe Tschernobyl-Literatur prägen.

In den Tschernobyl-Texten wird allerdings nicht nur der Verlust der Zukunft, sondern auch der Verlust der Vergangenheit beklagt, was sich als Besonderheit der ukrainischen Reflexion der Katastrophe erweist. In erster Linie wird auf diese Weise der soziohistorischen Dimension des Unglücks nachgespürt. Als primärer Bezugspunkt gilt hier die Umsiedlung der Menschen aus verseuchten Ortschaften von Polissja – darin erkannten die Schriftsteller nicht nur einen Bruch in der Lebensgeschichte der Evakuierten, sondern auch die Zerstörung des traditionellen Bauerntums und das Verschwinden eines alten slawischen Kulturraums. Kurz und prägnant bringt dies in ihrem Gedicht Lina Kostenko zum Ausdruck, indem sie auf den Symbolgehalt der traditionellen, idyllisch konnotierten *chata* (ukr. für Hütte, Haus)<sup>151</sup> zurückgreift: „Endlos besungene Dächer der Heimat/ einst ihr Schmuck, heute der Strahlung Hort“ (Kostenko 1998: 119)<sup>152</sup>. Die literarische Aufarbeitung von soziokulturellen Effekten Tschernobyls hat eine prototypische Figur der Oma aus Polissja hervorgebracht, die die lokale Kultur und den ukrainischen Bauernstand zugleich verkörpert; ihre Zugehörigkeiten werden oft durch die Darstellung mit einer Kuh unterstrichen – das Haustier symbolisiert eine heile dörfliche Welt sowie die authentische bäuerliche Lebensweise.<sup>153</sup> Kennzeichnend für die Oma-Figur ist ihre nahezu „organische“ Bindung an Heimat und Tradition bzw. an den vertrauten Mikrokosmos von ihrem polesischen Dorf, die von Tschernobyl bedroht werden. So kann das Mütterchen Chrystyna aus der Verserzählung von Switlana Jowenko die Zwangsumsiedlung nach dem Reaktorunfall nicht ohne Weiteres akzeptieren: „Oma Chrystyna hat natürlich kein recht./ Denn was auch immer: sie will in die Zone!/ Dieses Wort der Gelehrten – was für ein Pech! – / „Ra-dio-akti-vität“/ lässt weder atmen noch leben die Fromme“ (Jowenko 1987: 14).<sup>154</sup> Konsequenterweise bemüht sich die ukrainische Oma, sich an die neuen Lebensumstände anzupassen. In satirischem Ton schildert Iwan Dratsch einen blauäugigen Versuch der Alten, ihre traditionelle Lebensweise im Atomzeitalter fortzusetzen. Seine Oma-Figur ist im evakuierten Dorf heimlich geblieben; um sich und ihre Kuh vor

---

<sup>150</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Чи відаєте, сотворивши плід,/ Чи знаєте, що з вашої утроби/ У світ полізуть виродки безлобі,/ Яких ще не родив донині світ?!/ [...] І жінчини ваші,/ уже від народження лисі,/ Народять химер,/ що зжують навіть слово 'народ'“.

<sup>151</sup> Zum „ästhetisch-diskursive[n] Gegensatzpol zwischen der Idylle der traditionellen *chata* und der rekurrenten Symbolik des Sarkophags“ s. Hofmann, Tatjana (2014): *Literarische Ethnographien der Ukraine: Prosa nach 1991*. Basel: Schwabe Verlag, 185ff.

<sup>152</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Хто це сказав, що стріхи – традиційні?/ У нас і стріхи вже радіаційні“. Übersetzt von Anna-Halia Horbatsch.

<sup>153</sup> „Ein Mütterchen mit ihrer Kuh“ findet sich unter anderem in den Texten von Lina Kostenko (1998: 145), Wolodymyr Jaworiwskyj (1996: 58ff), Switlana Jowenko (1987: 14) und Iwan Dratsch (2002: 310ff).

<sup>154</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Баба Христина, звісно, не має рації./ Рветься у зону, що ти їй не кажи!/ Слово вчене – вік би не знать! –/ «ра-ді-а-ція»/ не дає їй дихати й жить“.

Strahlung zu schützen, wickelt sie sich selber und das Tier jeden Tag in Plastikfolie ein und zieht dem Rind dazu noch alte Schuhe an:

„– Hey Mütterchen, wie kommt das: eine Kuh mit Schuhen?  
– Ihr wisst es wohl?! Wegen der Strahlung die ganze Unruhe! –  
Lieber trägt meine Kuh die Stiefel des Sohnes –  
Da bleibt sie gesund und weidet sich sonnend,/

[...] – Hey Mütterchen, wie kommt das: Sie in Folie rundum?  
– Ich lese doch die Presse, ich bin gar nicht so dumm!  
Tagtäglich melke ich die Kuh bei Sonnenaufgang,  
Bekleide sie in Plastik und führe sie entlang der Wassergrube...“ (Dratsch 2002: 312; übers. S.B.)<sup>155</sup>

Die tragikomische Naivität dieser Figur zeigt Tschernobyl als „persönliche“ Apokalypse für das ukrainische Bauerntum, das „als Schlüssel zur nationalen Identität“ (Portnova 2017: 250) gleichsam die unter der Nuklearkatastrophe leidende Ukraine vertritt. Im Bild der ukrainischen Oma mit ihrem Vieh verdichtet sich also eine ahistorische Idealisierung der ukrainischen Vergangenheit, eine retrospektive ukrainische Utopie, die an der Havarie in Tschernobyl zugrunde geht.

Doch nicht nur traditionelle Lebensformen – der Reaktorunfall scheint die ganze ukrainische Geschichte annulliert zu haben: „Alte Chroniken, Tausende von Jahren/ sind aus dem Lauf der Zeit gestrichen“ (Kordun 1996: 51). Die Nuklearkatastrophe wird von Autoren als fundamentaler historischer Bruch empfunden, der allerdings in einer seit langem eingetretenen moralischen Abwärts spirale der modernen Gesellschaft wurzelt. Der Vorwurf der geistigen Degeneration beruht auf einem konstruierten Gegensatz entlang der Abstammungsachse. Den mythologisierten Ahnen der Ukrainer wird eine kultur- bzw. wertstiftende Rolle zugesprochen: „Der Anfang eurer Großväter/ war doch so hell wie Morgenstund,/ [...] Mit welchen Liedern haben sie die Welt beschert,/ In welcher schönen Sprache/ [...] schrieben sie Bohdans Gesetze! (Olijnyk 2009: 595)<sup>156</sup>. Dabei häufen sich die Bezugnahmen auf kanonische Persönlichkeiten der ukrainischen Geschichte wie zum Beispiel Kosakenanführer Bohdan Chmelnyzkyj, Iwan Sirko und Iwan Bohun (Dratsch 2002: 326ff; Olijnyk 2009: 595), den Philosophen Hryhoriy Skoworoda (Sapeljak 1996: 6) oder den Chronikerschreiber Nestor (Sapeljak 1996: 6; Tarnawskyj 1992: 26), was die Nationalisierung der Tragödie bewirkt: die nukleare Leidenserfahrung avanciert zu einem nationalen Alleinstellungsmerkmal der Ukraine, während die Betroffenheit von Weißrussland und Russland grundsätzlich außer Acht gelassen wird.

Die Nachkommen dieser glorifizierten Vorfahren, die Sowjetukrainer, werden hingegen als „nukleare Geiseln des Fortschritts“ (Kostenko 1998: 85) angeprangert, die ihr kulturelles Erbe bzw. den „Ruhm

<sup>155</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „– Чого це Ви, бабо, корову узули?/ – А що радіація, Ви, мабуть, не чули?!/ – В синових чоботах взута корова —/ Нехай же пасеться і буде здорова,/ [...] – Чого це Ви, бабо, уся в целофані?/ – Хіба ж я газет не читаю, чи як?/ Корову видною на світанні,/ Взую, одягну й веду за рівчак...“.

<sup>156</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „А ваші ж діди/ починались красиво, як день./ [...] Яких вони світові надарували пісень./ Яку вони мову,/ [...] Вписали в державні Богданові універсали!“

der Großväter“ (Olijnyk 2009: 597) im Namen der technisch-wissenschaftlichen Entwicklung verspielen. Dahinter stehen die Hybris sowie die Unsittlichkeit der modernen Industriegesellschaft, die durch einen ständigen Wachstum und den technologischen Progress ihrem Geltungsdrang nachzukommen versucht. Dies klingt in einer rhetorischen Frage von Iwan Dratsch an, die in der Szene mit der Verbrennung der Skythischen Madonna durch zügellose Jugendliche vorkommt: „Warum ist die Flamme des Herostrats/ für jedermann so verlockend?“ (Dratsch 2002: 328)<sup>157</sup> Tschernobyl wird demnach als Zeichen einer dekadenten Epoche dargestellt und wird zum Ausgangspunkt einer konservativ geprägten Gesellschafts- bzw. Kulturkritik. Damit geht auch eine Neuwertung der technologisch-wissenschaftlichen Entwicklung der Menschheit einher: angesichts der bewusst gewordenen Gefahr der Atomkraft erscheint den Schriftstellern der gesamte technische Progress eher als Selbstbedrohung – die menschliche Fortschrittsgeschichte wird zu einer Verfallsgeschichte uminterpretiert. Eine besonders technikskeptische Aussage trifft der personifizierte Rabe aus der Dichtung von Borys Olijnyk, der in einem Streit mit dem lyrischen Ich behauptet, Menschen hätten sich von dem Moment an „als Spezies erübrigt“, als sie „im Erbgut eine verbrecherische Skalpellsur hinterlassen“ hätten, um ihre Ausbeutung der Natur zu maximieren – damit bezieht sich der Autor auf die gentechnische Modifizierung von Nutzpflanzen und -tieren (Olijnyk 2009: 589f). Als anmaßender Eingriff in die Natur, dem die Menschheit noch nicht gewachsen ist, wird folgerichtig auch die Atomkraft betrachtet: „Wer hat denn euch Primaten die Erlaubnis erteilt,/ Die ihr von Bäumen just herunterkamt,/ Das unberührte Atom zu zerfetzen/ und es zum Töten zu erwecken?!“, lautet die anschließende Frage des Raben (Olijnyk 2009: 597).<sup>158</sup> Die Kernenergie wird in den Texten mit stark abwertenden Konnotationen versehen – sie wird lebensbedrohlich und kaum beherrschbar dargestellt: von einem „gnadenlosen“ Atom und von Reaktoren als „Zeitbomben“ spricht zum Beispiel Borys Olijnyk (2009: 599); Iryna Žylenko (1990: 75) klagt um den Planeten, die „kraftlos, naiv und klein“ vor einem „Bullen in Atomstiefeln“ niederkniet; Switlana Jowenko (1987: 3) vergleicht das Atom mit einem „unheilverkündenden Dschinn“. Doch es fehlt an expliziten Aufrufen gegen die Nukleartechnologie an sich – die technikkritischen Positionen gehen im Vorwurf des moralischen Verfalls der Gesellschaft auf, der als primäre Ursache eines verantwortungslosen Technikeinsatzes angesehen wird. Die Deutung der Kernenergie ist somit nicht techno-, sondern anthropozentrisch geprägt: die inhärente Gefährlichkeit der zivilen Atomtechnik wird nicht zum Ausdruck gebracht – der Fokus liegt auf der Handlungsverantwortung der Menschen, insbesondere der Wissenschaftler, die einer scharfen Kritik unterzogen werden. Atomforschern wird die Hauptschuld für Tschernobyl zugewiesen, zumal sie sich in einem Fortschrittswahn die technologische Innovation über die gesellschaftliche Sicherheit gestellt haben: „Wenn die

<sup>157</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Чом так всіх вабить/ Вогонь Герострата?“.

<sup>158</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Та хто ж вам видав дозвіл, волохатим,/ Що ледве зізліз із дерев на твердь,/ Лапищами терзати невинний атом/ І, в зраненому, розбудити смерть?!“.



Wissenschaft schon Opfer fordert,/ weshalb verschlang sie nicht auch euch dabei?“ (Kostenko 1998: 115). Die gesellschaftskritische Haltung in der frühen Tschernobyl-Literatur kulminiert schließlich im Topos des „geistigen Tschernobyls“, den Lina Kostenko als eine Art der Gegenwartsdiagnose aufbringt: „Wer hat nicht alles versucht/ unser Schicksal zu bestimmen/ In welchen Netzen zappeln wir nur?/ Das geistige Tschornobyl hat längst begonnen/ doch wir leben/ noch in Angst vor ihm“ (Kostenko 1998: 91).

In den späten 1980er Jahren, als die ukrainischen Umwelt- und Nationalbewegung Aufwind bekamen, hat der Begriff des „geistigen Tschernobyls“ auch in den ukrainischen intellektuellen Kreisen Karriere gemacht. Der Topos erfuhr damals eine Politisierung und wurde zur Bezeichnung des geistig-kulturellen Niedergangs der Ukraine infolge einer jahrzehntelangen Bevormundung durch die Sowjetunion:

In the aftermath of the nuclear catastrophe, Ukrainian writers and journalists began to talk in terms of a ‘linguistic Chernobyl’ or a ‘spiritual Chernobyl’ when discussing the consequences of the seventy-odd years of the Soviet experiment for the Ukrainian language and culture (Solchanyk 1992: XIII).

Doch in der Tschernobyl-Literatur selbst findet sich die politische Kritik nur in Andeutungen. Angesichts der erschreckenden Dimension des Unfalls wird in jedem Text die Schuldfrage in den Raum gestellt; doch die Antwort darauf nimmt nur verwischte Konturen an. Entweder werden entpersonalisierte Figuren des Politikers, des Wissenschaftlers oder des Technikers zur Verantwortung gezogen (Dratsch 2002: 334f) oder es wird ein nicht näher definierbares „Ihr“ geschaffen, das alle denkbaren Schuldigen umfasst: „Wer hat uns geschändet, zermalmt und ausgeraubt?/ [...] Ihr habt die Wälder vernichtet, die Erde verwüstet,/ im Quellgebiet ein AKW gebaut./ Wer seid ihr nur? Kannibalen? Verbrecher?“ (Kostenko 1998: 115). Die größte Anklage wird allerdings gegen das imaginäre „Wir“ erhoben, das zwischen dem ukrainischen Volk, der sowjetischen Gesellschaft und der gesamten Menschheit oszilliert. Besonders prägnant kommt dies in der Verdichtung *Sieben* zum Ausdruck, indem die Schuld für Tschernobyl abwechselnd auf den „Stamm“ von Kosaken (Olijnyk 2009: 588; 596), auf das „Volk“ im Kontext der sowjetischen Geschichte (Olijnyk 2009: 593) sowie auf Menschen als „Spezies“ (Olijnyk 2009: 589; 592; 601) bezogen wird. In einem kontemplativen Duktus weitet auch Switlana Jowenko die Verantwortung für den Unfall auf die ganze Gesellschaft aus: im Epilog der Dichtung *Explosion* wird die Havarie als „ZEIT,/ die mit mächtigen Strahlen/ unser Gewissen/ durchleuchtet,“ (Jowenko 1987: 21)<sup>159</sup> gelesen. Bei Wiktor Kordun nimmt das Schuldbekenntnis sogar eine Gebetsform an – als Kollektivsünde erstreckt sich Tschernobyl abermals ins Metaphysische: „Allreine Erde, kannst du uns vergeben,/ daß wir dich dem Tod ausgeliefert haben?“ (Kordun 1996: 51). Demnach erkennt die Ukrainistin Larysa Onyschkewytsch (1989: 35) in den

---

<sup>159</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „ЦЕ ЧАС,/ що глибоким промінням/ просвічує/ наше сумління“.

frühen literarischen Reaktionen auf die Reaktorkatastrophe „ein nahezu psychisches Syndrom der historischen Kollektivschuld für das eigene Unglück“.<sup>160</sup> Für den Erkenntniswert von Tschernobyl ist eine solche Perspektive eher abträglich: die realitätswirksamen politische sowie technische Dimensionen des Unfalls verschwinden dadurch hinter einer abstrakten Schuld der Allgemeinheit, die sich nur philosophisch erfassen lässt und keine Folgen für die Wirklichkeit in Aussicht stellt. Auf eine Einschränkung des Kritikhorizonts in den ersten Tschernobyl-Werken weist auch der Literaturwissenschaftler Marko Pawlyschyn (1997: 180) hin: „In Texten der Tschernobyl-Gattung [...] bleibt eine Systemkritik aus; es fehlt an einer Zusammenführung der Unheilsfäden zu einem Zentrum, zu jenem personalen Kern des Systems [...]“.<sup>161</sup> Hier wird der Unterschied zur ukrainischen Diaspora-Literatur sichtbar: außerhalb der Sowjetunion haben sich die Schriftsteller mit der Kritik an dem politischen Umgang mit Tschernobyl nicht zurückhalten müssen. So hat Jurij Tarnawskyj von der New Yorker Gruppe als einer der ersten Autoren ein politisches Urteil zur Nuklearkatastrophe gefällt, indem er die Schuld Moskaus offen ansprach: „In der Stadt Tschernobyl/ da steht/ ein Sarkophag/ (eine Gruft)/ von der Ukraine/ das Geschenk/ ihrer älterer Schwester/ Russland“ (Tarnawskyj 1992: 27).<sup>162</sup>

Die ersten literarischen Deutungsversuche von Tschernobyl bewegten sich somit innerhalb des Paradigmas des Katastrophismus: in der Wahrnehmung der Schriftsteller ging die Havarie weit über die Grenzen eines technologischen Unfalls hinaus – sie wurde als Apokalypse erzählt, deren Auswirkungen die Ukraine zeit- und raumübergreifend getroffen haben. Dementsprechend wurde die Auslegung des Reaktorunglücks von Kategorien „Leiden“ und „Opfer“ dominiert. Diese Motivkomplexe verdichteten sich in einer archetypischen Figur der Frau bzw. der Mutter, die als mehrschichtiges Symbol die Erde bzw. die Natur, die Ukraine bzw. das Polissja-Land sowie in ihrer lebensgebenden Funktion den Fortbestand der Menschheit repräsentiert. In Tschernobyl-Texten finden sich daher mehrere Bilder von Frauen oder Müttern, die als leidende Opfer der Nuklearkatastrophe dargestellt werden: „Die ergraute Mutter Tschernobyls/ Trägt dieses Planet... Das erkrankte Kindlein!..“ (Dratsch 2002: 335).<sup>163</sup> Auffällig ist, dass das Heldennarrativ in der frühen Tschernobyl-Literatur eher in den Hintergrund gerät: die Heroisierung des Geschehenen tritt zwar an manchen Stellen hervor – bei Olijnyk (2009: 602) werden Liquidatoren beispielsweise als „Propheten neuer Testamente“ dargestellt, in deren „Apostelschein der Reaktor verblasst“ – kann sich jedoch in den entworfenen Untergangsszenarien gegenüber den Opferbildern nicht durchsetzen. Die Darstellung von Tschernobyl ist von

<sup>160</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Підхід українських авторів вражає майже певним психологічним синдромом історичної колективної вини за всі свої власні нещастя“.

<sup>161</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „У творах чорнобильського жанру [...] ще немає системної критики; немає того зведення ліній біди до центру, до самого персонального ядра системи [...]“.

<sup>162</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Стоїть/ в місті Чорнобилі/ саркофаг/ (домовина)/ України,/ подарунок/ її старшої сестри/ Росії“.

<sup>163</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „,,Несе сива чорнобильська мати/ Цю планету... Це хворе дитя!..“

Emotionalisierung und Poetisierung geprägt, wodurch die Ereignisse ihrem soziohistorischen Kontext entrissen werden – die Havarie nimmt die Maßstäbe eines „eschatologischen Mythos“ (Dzjuba 2006: 368) an. Darin löst sich jeglicher Handlungszwang auf – man sieht sich der Transzendenz von Tschernobyl schutzlos ausgeliefert und kann in einer derart überfordernden Situation keinen Anspruch auf eine politische Wende erheben. Auf eine rationale Erfassung bzw. eine Distanzierung von der Havarie wird also verzichtet; vielmehr wird sie für die Amplifizierung des bestehenden kulturpessimistischen Geschichtsbildes herangezogen, das sich zu jener Zeit hauptsächlich aus historisch gewachsenen Ressentiments ukrainischer Intellektueller speiste. Dabei steht eine dermaßen laute, pathetisch aufgeladene Opferklage im Widerspruch zu Erfahrungen durchschnittlicher Bürger, die infolge der verschleiernenden Informationspolitik der Partei vor allem unter diffusen Ängsten in Bezug auf mögliche Gesundheitsschäden gelitten haben. Vor diesem Hintergrund hebt sich die Tschernobyl-Poesie von Iryna Žylenko von anderen Texten ab, zumal sie jene massive Verunsicherung der Bevölkerung reflektiert und die Nuklearkatastrophe auf einen individuellen Erfahrungshorizont herunterbricht: „Nun ja, wir lesen weiterhin die Presse/ und gehen gar ins Kino./ Doch wir wissen,/ wissen,/ wissen,/ mit Angst wachen wir auf und schlafen wir ein,/ mit Angst schlucken wir hinunter unseren Wein (Žylenko 1999: 66).<sup>164</sup>

Die emotionalen, überhöhten Bilder der Apokalypse, die in den frühen literarischen Interpretationen von 1986 erzeugt wurden, beanspruchen bis heute die Deutungshoheit in ukrainischen Erinnerungsnarrativen, wenn auch in abgeschwächter Form. Das liegt nicht zuletzt daran, dass Tschernobyl als historischer Stoff nach der ersten Welle seiner ästhetischen Aufarbeitung aus dem Blickfeld der Kulturschaffenden so gut wie verschwunden ist. Die Konjunktur und die anschließende Marginalisierung des nuklearen Diskurses in der Ukraine korrespondierten mit dem gesellschaftlichen Wandel, den das Land Ende der 1980er bis Anfang der 1990er Jahre durchmachte: der ökologischen und nationalen Mobilisierung nach dem Reaktorunfall folgten der Zusammenbruch der Sowjetunion und eine langwierige politische sowie ökonomische Transformation des jungen Staates, die die Öffentlichkeit vereinnahmt haben. Die staatliche Unabhängigkeit hat sich ebenso auf die ukrainische Literaturszene ausgewirkt: der frühere Literaturbetrieb ist aus wirtschaftlichen Gründen zum Erliegen gekommen und damit auch die Tätigkeit des sowjetisch sozialisierten literarischen Establishments (Prochasko 2008: 2). Dies führte zu einem „tiefen Generationenbruch“, wodurch der frühere „Konsens darüber, was Literatur zu sein und wie sie sich zu präsentieren hat“ (Prochasko 2008: 3), aufgekündigt wurde. Die junge Schriftstellergeneration, die nach der Katastrophe auf die Bühne trat, stand nicht nur für

---

<sup>164</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Ну, що ж, газети ми читаєм/ і навіть ходимо в кіно./ Але ж ми знаєм,/ знаєм,/ знаєм,/ встаєм зі страхом і лягаєм/ і страх ковтаємо з вином“.

Erneuerungen der Poetik, sondern auch für eine radikale Wende der Geisteshaltung: der Problematisierung des Sozialen, worauf sich ältere Autoren, vor allem die sogenannte Sechziger-Generation<sup>165</sup> orientierten, wurden die Ästhetisierung der Innerlichkeit und die Schilderung universeller bzw. existentieller Erfahrungen entgegengesetzt (Lebedynzeva 2009: 38). Im Lichte dessen fehlte es in der „neuen“ Literatur an günstigen Bedingungen dafür bzw. an dem Interesse daran, die vielschichtige gesellschaftliche Problematik von Tschernobyl zu beleuchten. Dennoch spricht sich die Literaturwissenschaftlerin Tamara Hundorowa für eine unverkennbare Spur der Havarie im literarischen Schaffen der Achtziger- bzw. Neunziger-Generation aus: „All Ukrainian literature after Chornobyl in a way exists in an epistemologically new system: *after the trauma* [Herv. i. O.]“ (Hundorova 2019: 6). Darauf baut sie ihre These von der ukrainischen postmodernen Literatur als „Post-Tschernobyl-Bibliothek“ auf:

„I see Chornobyl as an event that legitimized the beginning of Ukrainian postmodernity, and the post Chornobyl library as a number of texts, topoi, topograms, quotes, discourses, and canons that atomize Ukrainian culture and turn it into a process unfolding not only from the beginning to the end but also backwards, from the end to the beginning: a postapocalyptic narrative“ (Hundorova 2019: XIV).

Hundorowas Auffassung, dass Tschernobyl in der ukrainischen Gegenwartsliteratur zwar nicht als historisches Thema, jedoch als eine „nicht lokalisierte Schattierung des allgemeinen Weltbildes“ (Dzjuba 2006: 368) fortlebt, benötigt eine weitere kritische Betrachtung, zumal ihr eine diskussionsbedürftige Angewiesenheit auf die Untersuchung der Autorenmentalität zugrunde liegt. Doch es scheint plausibel, von einer posttraumatischen Verdrängung des Themas zu sprechen, die infolge der individuellen Erfahrungen der Schriftsteller, aber auch wegen ihres Unbehagens an einer potenziellen „Verletzung der Gattungssensibilität“ (Pawlyschyn 1997: 178) einsetzte. Die Autorengeneration, die nach 1986 in die Literatur kam, musste sich nicht nur dem eigenen Tschernobyl-Trauma stellen, sondern überdies der Verantwortung, „solch ein globales Ereignis allein durch die Linse des eigenen beschränkten (und von wem eigentlich autorisierten?) Bewusstseins zu zeigen“ (Pawlyschyn 1997: 177)<sup>166</sup>. So beschreibt Oksana Sabuschko, eine der bekanntesten ukrainischen Gegenwartsschriftstellerinnen, die der sogenannten „Generation Tschernobyl“ angehört, ihr langjähriges Schweigen zum Reaktorunfall als „eine Art Psychohygiene vor der Čornobyl'-Konjunktur“: sie erklärt ihr künstlerisches Zurückhalten mit der „Furcht, in den lärmenden und gekünstelten Chor der Konjunkturritter zu

<sup>165</sup> Die Bezeichnung „Sechziger-Generation“ (ukr. Schistdesjatnyky) bezieht sich auf einen lockeren Zusammenschluss ukrainischer Intellektueller und Künstler, die während der politischen Liberalisierung in den 1950er-1960er Jahren aktiv wurde und sich für die Ukrainisierung des kulturellen Lebens der USSR einsetzte. Seit 1962 wurde die Bewegung vom Staat überwacht, viele der Kulturschaffenden wurden inhaftiert; eine große Verhaftungswelle in 1972 hat die Gruppierung endgültig aufgelöst. Viele der Oppositionellen, die die „Säuberungen“ überstanden haben, wurden später bei sogenannten Helsinki-Gruppen politisch aktiv und haben der ukrainischen Unabhängigkeitsbewegung der 1980er Jahre wichtige Impulse gegeben. Die bekanntesten Vertreter der Sechziger-Generation waren Lina Kostenko (geb. 1930), Wasyl' Symonenko (1935-1963), Walerij Schevtschuk (geb. 1939), Iwan Dratsch (1936-2018), Alla Hors'ka (1929-1970), Ivan Dzjuba (geb. 1931).

<sup>166</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Відтак виникає питання такту: чи личить показувати таку глобальну подію крізь призму тільки власної обмеженої (і ким, власне, авторизованої?) свідомості?“

geraten, die stets am Schauplatz von Katastrophen auftauchten. Das Schweigen war ehrenvoller – irgendwie anständiger...“ (Sabuschko 2012: 46). Gleichzeitig stellt sie aber fest, dass der Super-GAU den Anfang der postsowjetischen Ära in der Gesellschaft und damit auch in der Literatur markierte:

„Zwanzig Jahre später nennen die Literaturkritiker uns Schriftsteller [...] die Čornobyl'-Generation. Und das, obwohl eigentlich keiner von uns etwas Wesentliches über Čornobyl' geschrieben hat. Aber wir drangen durch die Risse im Sarkophag in die Literatur und zugleich in einen Raum freier Rede vor, und mit Lungen voll verstrahlter Luft erhoben wir euphorisch die Stimme [...]: „Ich kann sprechen!“ (Sabuschko 2012: 67)

Im Anschluss darauf deutet die Autorin einen weiteren wichtigen Grund für die literarische Funkstille bezüglich der Havarie an, und zwar die mangelnde zeitliche Distanz zum Vorfall, die für eine gesellschaftliche Aufarbeitung benötigt wird: „Und über was wir alles nach 53 Jahren ukrainischen Schweigens zu sprechen hatten, kein Wunder, dass die Tragödie von 1986 noch nicht an die Reihe gekommen ist“ (Sabuschko 2012: 67).

Mittlerweile darf der zeitliche Abstand zur Katastrophe jedoch groß genug sein, um sich dem kollektiven Trauma anzunähern – so zeichnet sich in den letzten Jahren die Rückkehr von Tschernobyl in die ukrainische Gegenwartskultur ab. Das Aufsuchen der verdrängten Erinnerung ist nicht zuletzt mit einem weiteren Generationenwechsel verbunden: junge Ukrainer sind von dem Reaktorunfall in der Regel nur mittelbar betroffen – es geht lediglich um einen biographischen Bezug durch die Erlebnisse der Eltern oder anderer Verwandter.<sup>167</sup> Diese Mittelbarkeit des Traumas erweist sich als konstitutiv für eine neue Perspektive auf das Geschehene: anders als die Erlebnisgeneration, die auf die eigene Sprach- bzw. Fassungslosigkeit über Tschernobyl größtenteils mit dem andauernden Schweigen reagierte, zeigen sich die Nachkommen durchaus bereit, die Vergangenheit endlich zu verbalisieren und aus kritischer Distanz zu erkunden. Vor diesem Hintergrund befinden sich heutzutage der Wahrnehmungsraster und somit die Erzählung von Tschernobyl in einem maßgeblichen Wandel. Die Grundveränderung besteht in der Desakralisierung des nuklearen Unfalls: für die neue Generation scheint er seine apokalyptische Universalität verloren zu haben, da der angekündigte Weltuntergang ausblieb und die schlimmsten Zukunftsbefürchtungen relativiert werden konnten. Daher löst sich das gegenwärtige Tschernobyl-Narrativ sukzessive von der in den früheren Texten etablierten Modalität des Tragischen los, die Wehmut der Erinnerung wird zunehmend durch Reflexivität und teilweise sogar durch Ironisierung ersetzt, die die Opferrhetorik der alten Texte infrage stellen. Von einem

---

<sup>167</sup> So erklären der Schriftsteller Markijan Kamysch sowie die Frontfrau der ukrainischen Bands *ONUKA* Nata Zhyzhchenko das eigene Interesse an Tschernobyl dadurch, dass ihre Väter als Liquidatoren in der Zone tätig waren. Der Vater von Kamysch starb mit 45 Jahren an den gesundheitlichen Auswirkungen seines Einsatzes. S. dazu: Pylypchuk, Inga (2016): Die Generation Tschernobyl schreibt und musiziert, in: Neue Osnabrücker Zeitung, 25.04.2016. URL: <https://www.noz.de/deutschland-welt/vermisches/artikel/702231/die-generation-tschernobyl-schreibt-und-musiziert-1>, Zugriffsdatum: 21.08.2020. Auch die Mutter von Pavlo Arie hat an der Eindämmung der Havarie teilgenommen und erlitt dadurch einen gesundheitlichen Schaden. S. dazu: Nepokora, Iwan (2015): Interview mit Pavlo Arie: „Use potschynaet'sja z istoriji“, in: LitAkzent, 29.05.2015. URL: <http://litakcent.com/2015/05/29/pavlo-arje-use-pochynajetsja-z-istoriji/>, Zugriffsdatum: 21.08.2020.

ungreifbaren Trauma wird Tschernobyl immer häufiger zum Objekt künstlerischer Intervention, die die Ambivalenzen des Geschehenen verstärkt in den Vordergrund rückt.

Diese Entwicklungen zeigen sich besonders deutlich in der Tragikomödie *Am Anfang und am Ende aller Zeiten* (ukr. *Na pochatky i naprykinzi tschasiv*, 2013) von Pavlo Arie sowie in der Prosa von Markijan Kamysch, die als Beispiele der Tschernobyl-Gattung in der ukrainischen Gegenwartsliteratur zurzeit eher alleine dastehen. Das Stück von Arie, das in der Ukraine regen Zuspruch erfuhr<sup>168</sup> und auch in Deutschland bereits aufgeführt wurde<sup>169</sup>, handelt von einer sonderbaren Familie, die in einem der verlassenen Dörfer der Sperrzone von der Außenwelt ganz isoliert lebt. Die Handlung bleibt lakonisch und konzentriert sich auf die alltägliche Interaktion von nur vier Figuren, und zwar von Oma Prisja, ihrer Tochter Slawa und ihrem geistig zurückgebliebenen Enkelsohn Wowka, die ab und zu von dem Polizeibeamten Wasja, dem einzigen Bindeglied zwischen der Zone und der Zivilisation, in ihrer alten Hütte aufgesucht werden. In den eingeblendeten Erinnerungen agiert noch der alkoholsüchtige Ehemann von Slawa bzw. der Vater von Wowka, der die beiden allerdings bereits vor vielen Jahren verlassen hat. Die abgeschottete Existenz der Familie im Tschernobyl-Sperrgebiet wird zwar als harter Lebenskampf dargestellt, doch erweist sich dieser postnukleare Urzustand „am Anfang und am Ende aller Zeiten“ trotz aller Herausforderungen und auch trotz der Strahlung als lebensfördernd. Das archaische Leben in der Zone ohne zivilisatorische Vorteile stellt ein Gegenkonzept zur ukrainischen Wirklichkeit dar, die auch ohne den eingetroffenen Weltuntergang kritisch genug ist. So nimmt die Geschichte eine tragische Wendung erst mit dem Einbruch der Zivilisation in gleichmäßige Zeitzyklen der Selbstsiedlerfamilie: Abgeordnete aus Kyjiw, die im Sperrgebiet eine „Safari“ veranstalten, schießen angeblich aus Versehen Wowka an, der seiner Verletzung bald erliegt. Der Polizeibeamte unternimmt im Auftrag der hochgestellten Täter einen Schlichtungsversuch, indem er den entsetzten Frauen kostenlose Lebensmittel und Medikamente anbietet. Die verzweifelte Prisja, die im Tod ihres Enkelsohns das Ende ihres Geschlechts, aber auch der polesischen Kultur insgesamt sieht, bringt den korrumpierten Inspektor um und begeht schließlich Selbstmord. Slawa, die mit nötigen Arzneimitteln für Wowka aus der Stadt zurückkehrt und ihre Familie tot vorfindet, verliert den Verstand und stirbt an einer giftigen Mixtur, die wahrscheinlich auch Prisja zu sich genommen hat. Ungeachtet einer überschaubaren Dramenkonfiguration sowie einer simplen Handlung zeichnen sich vor allem in grotesken Dialogen der Charakteren mehrere Konfliktlinien der modernen ukrainischen Gesellschaft ab, unter anderem Generationenbrüche, Versäumnisse der staatlichen

---

<sup>168</sup> Zwischen 2014 und 2016 wurde die Tragikomödie von Arie in Kyjiw, Lwiw, Dnipropetrowsk, Poltawa, Charkiw und Cherson inszeniert. In 2017 wurde das Theaterstück unter der Regie von Wolodymyr Tychyj verfilmt und hat bei ukrainischen Filmkritikern mehrheitlich Beifall gefunden.

<sup>169</sup> Die deutschsprachige Erstaufführung fand im Rahmen des Theaterfestivals *Wilder Osten. Ereignis Ukraine* im Theater Magdeburg in 2016 statt. S. dazu: Singer, Kathrin (2016): Osteuropäisches Theaterfestival feiert Premiere, in: DATES, 16.05.2016. URL: <https://www.dates-md.de/veranstaltungen-magdeburg/buehne/wilder-osten-premiere/>, Zugriffsdatum: 22.08.2020.

Transformation, Korruption und die Willkür der Machteliten. Das Tschernobyl-Gebiet wird in diesem Theaterstück zu einem symbolischen Identitätsmarker: die Welt zerfällt in eine „Zone“ und eine „Nicht-Zone“, die auf mehreren Bedeutungsebenen gelesen werden können. Die „Zone“ steht für Rückschritt, Unsicherheit und Misere der sich selbst überlassenen Menschen genauso wie für Heimat und Tradition, d.h. für einen Sehnsuchtsort inmitten einer grausamen soziopolitischen Realität der ukrainischen „Nicht-Zone“. Gleichzeitig lässt sich die Metapher der „Zone“ auf das ganze Land übertragen, zumal der Ukraine selbst nach der Auflösung des Ostblocks – einer Sperrzone im wahrsten Sinne des Wortes – weder eine westliche Integration noch ein Zurück zur Einheit der drei Brudervölker unter russischen Bevormundung gelangen. Sie ist eine „Pufferzone“ geblieben, deren Gesellschaft im Zuge der komplizierten Transformationsprozesse auf der internationalen Ebene marginalisiert und ausgegrenzt wurde, ähnlich wie die Familie von Baba Prisja im vergessenen Strahlungsgebiet. Umso konsequenter erscheint die Aufwertung der nationalen Identität wie auch der konservativen Werte wie Muttererde, Natur, Familie und Religion, die Oma Prisja geradezu exemplarisch verkörpert.

Das menschliche Dasein im Querschnitt der Zone beleuchtet in seinen Texten auch Markijan Kamysch, der die eigenen „Stalker“-Erfahrungen<sup>170</sup> von zahlreichen illegalen Ausflügen ins Sperrgebiet literarisch verarbeitet. Seit dem Autorendebüt in 2015 bleibt Tschernobyl die thematische Konstante des Werks von Kamysch. Der erste Roman *Spaziergang in die Zone* (ukr. *Oformljandija, abo Prohuljanka w Sony*, 2015), der mittlerweile auch internationalen Erfolg genießt<sup>171</sup>, beschreibt die Gegenwart des verlassenen Territoriums rund um den havarierten Reaktor, das von wagemutigen Schwarzbesuchern selbst in seinen entlegensten Winkeln erkundet wird. In 2016 erschien Kamyschs zweiter Roman *Kyjiw-86* – eine Alternativweltgeschichte über die ukrainische Hauptstadt, die nach der Atomkatastrophe doch evakuiert werden musste und dreißig Jahre danach als Geisterort Touristen aus aller Welt anzieht. Von diesen topozentrischen Texten unterscheidet sich die letzte Veröffentlichung des Schriftstellers durch den Fokus auf soziale Mikrokosmen der ukrainischen Provinz: die Erzählung *Eisenschrott* (ukr. *Tschormet*, 2017) thematisiert den Alltag der Zonenplünderer, für die Alteisen nicht bloß der Sicherung des Lebensunterhalts dient, sondern ihre gesamte Weltanschauung definiert.

<sup>170</sup> Die Bezeichnung „Stalker“ geht auf den Film des sowjetischen Regisseurs Andrej Tarkowskyj zurück, der von einer „Zone“ handelt, wo seltsame Sachen passieren, weswegen das Territorium evakuiert und abgeriegelt wurde. Die Hauptfigur des Films – „Stalker“ – bietet Menschen eine verbotene Führung durch die Zone gegen Geld. Der Film von Tarkowsky bezeichnet man oft als „Prophezeiung“ der Tragödie von Tschernobyl.

<sup>171</sup> Das Buch wurde in 2016 von der Flammarion-Verlagsgruppe unter dem Titel *La Zone* veröffentlicht und stieß auf eine durchaus positive Resonanz unter französischen Kritikern. S. dazu unter anderem: Prolongeau, Hubert (2016): Tchernobyl 30 ans après: au coeur de la zone interdite, in: L'Obs, 25.04.2016. URL: <https://www.nouvelobs.com/monde/20160425.OBS9213/tchernobyl-30-ans-apres-au-coeur-de-la-zone-interdite.html>, Zugriffsdatum: 25.08.2020. In Italien erschien die Übersetzung des Romans im Keller-Editore-Verlag unter dem Titel *Una passeggiata nella zona* (2019) und wurde von *la Repubblica* auf die Liste der zehn besten Büchern von 2019 gesetzt, s. dazu: De Santis, Raffaella (2019): I libri più belli dell'anno ve li consiglia Robinson, in: la Repubblica, 28.12.2019. URL: [https://www.repubblica.it/robinson/2019/12/28/news/i\\_libri\\_piu\\_belli\\_dell\\_anno\\_ve\\_li\\_consiglia\\_robinson-244562196/](https://www.repubblica.it/robinson/2019/12/28/news/i_libri_piu_belli_dell_anno_ve_li_consiglia_robinson-244562196/), Zugriffsdatum: 25.08.2020.

Die Besonderheit von Texten des jungen Autors liegt in der Authentizität bzw. in der Profanität des Dargestellten. Kamyschs Fiktion speist sich aus seinem Insiderwissen, d.h. aus der erlebten Wirklichkeit der ukrainischen Peripherie, deren Ortschaften und Bewohner seit langem in den Abgrund gestürzt sind. Die Dürsterkeit dieser Bilder wirkt dem dominierenden Pathos des Tschernobyl-Diskurses entgegen – laut Kamysch geht es um verdrängte ukrainische Gegebenheiten, die sich als „völliges Gegenteil zur Realität“ erweisen, „die wir mit aller Kraft zu erschaffen versuchen“ (Kropywjanska 2016). Die Nuklearkatastrophe avanciert dadurch zur Wiege von ganzen Subkulturen, die bereinigte nationale Identitätsentwürfe in hohem Maße herausfordern.

Die literarische Reflexion der Tschernobyl-Katastrophe in den Texten von Arie und Kamysch steht also im Zeichen des diskursiven Wandels. Die traumatische Erfahrung der ukrainischen Gesellschaft wird endlich zur Sprache gebracht und dabei von einer Deutung in Kategorien befreit – die beiden Schriftsteller vermeiden die Engführung der Vergangenheit und – noch wichtiger – der Gegenwart von Tschernobyl auf das Paradigma des Leidens mit ihren zentralen Begriffen „Opfer“ und „Helden“, was von der älteren Autorengeneration etabliert wurde. Die Zone erscheint in ihren Texten nicht mehr als Drehpunkt des nationalen eschatologischen Mythos, sondern als Kulisse für postapokalyptische Lebenswelten der Ukraine mit abweichenden Wertvorstellungen und Handlungsformen, die zu einem spannenden Objekt für literarische Erkundungen werden. Die Familie von Oma Prisja als Porträt der Heimatrückkehrer, Marodeure als Menschentyp in existentiellen Grenzsituationen, Stalker als Entdecker in einer postnuklearen Welt – die neue Tschernobyl-Erzählung gründet immer weniger auf finsternen Imaginationen der Künstler und stützt sich stattdessen vielmehr auf die realen Lebensverhältnisse der unsichtbaren, marginalisierten Gruppen im verlassenen Gebiet, die der ukrainischen Mehrheitsgesellschaft den Spiegel vorhalten. Denn die Randexistenz der Zone und ihrer Bewohner wird in den Texten von Arie und Kamysch nicht alleine mit dem technogenen Unfall in 1986 erklärt, sondern als Konsequenz des soziopolitischen Handelns bzw. Nichthandelns angesehen. So lässt sich beispielsweise Wowkas unbestrafter Tod darauf zurückführen, dass die Zone für nicht anerkannte Selbstsiedler einen nahezu rechtsfreien Raum darstellt, wo sie keinen staatlichen Schutz erhalten; auch illegale Geschäfte mit Eisenschrott können die Zonenplünderer nur wegen der omnipräsenten Korruption in der Ukraine abwickeln – im Grunde genommen, dreht sich die Handlung der letzten Erzählung Kamyschs um die Bemühungen der Hauptfigur Alik, eines lokalen Schrotthändlers, die nötige Summe zum Herauskaufen seines von der Polizei rechtswidrig beschlagnahmten Passes zu finden. Gleichzeitig offenbart sich hier das Deutungspotenzial des Sperrgebiets als *pars pro toto* für die ganze Ukraine, worauf auch Markijan Kamysch hinweist: „Die Zone und ihre Umgebung sind ein wunderbares Abbild der Ukraine in Miniatur: mit ihren Kolorit und Korruption, mit all jenen postsowjetischen Symptomen, von deren Überwindung wir noch weit entfernt sind“ (Schramowysch



2017).<sup>172</sup> In diesem Sinne verschiebt sich der Fokus von der apokalyptischen Vergangenheit der Zone auf ihre skurrile Gegenwart, die im zeitgeschichtlichen Kontext der Ukraine zu verstehen ist. Auf diese Weise wird der Realitätsbezug des Tschernobyl-Diskurses wiederhergestellt, was eine wichtige Voraussetzung für die Rückkehr der Katastrophe ins öffentliche Bewusstsein schafft. Somit zeichnet sich die neue Tschernobyl-Literatur dadurch aus, dass sie die Havarie und ihre Folgen einer kritischen Diskussion unterziehen und anschließend historisch relationieren will. Im Hinblick auf hochemotionale, mythisierende Untergangsbeschwörungen in der frühen ästhetischen Aufarbeitung des Unfalls lassen sich die modernen Annäherungen durchaus als eine Erinnerungswende auffassen.

1986 als Bezugspunkt für die Auseinandersetzung mit gesellschaftlich relevanten Fragestellungen ist auch außerhalb der ukrainischen Gegenwartsliteratur im Aufwind. Davon zeugt eine Reihe von Ausstellungen bzw. Festivals, wo Tschernobyl primär nicht als historische Tatsache, sondern als historische Erfahrung reflektiert wurde, d.h. in Hinsicht auf seine sozialen, politischen und kulturellen Implikationen in der Vergangenheit wie auch in der Gegenwart. Folgerichtig kommt dabei die in der Ukraine oft vernachlässigte ökologische Dimension des Atomunglücks auf: so liegt der Schwerpunkt der Internationalen Triennale *The 4th Block*, des ältesten und größten ukrainischen Designerfestivals, auf der Umweltthematik, die vor allem im Medium des Plakats erschlossen wird. Bereits der Name dieser Großveranstaltung erklärt seine ökologische Ausrichtung, indem er auf den havarierten Reaktor Nr. 4 des AKW Tschernobyl rekurriert: 1991, zum fünften Jahrestag der Nuklearkatastrophe, hat die erste Triennale unter der Leitung von Oleh Weklenko in Charkiw stattgefunden. Während die „Blocks“ von 1991, 1994 und 1997 ausschließlich der künstlerischen Aufarbeitung der Tragödie gewidmet waren, hat sich das Festival seit der Jahrtausendwende gegenüber globalen „grünen“ Problemstellungen geöffnet, was Weklenko zufolge als „eine aus Tschernobyl gezogene Lehre“ zu verstehen sei (Hladun 2006: 15ff). Demnach stellt die Plakat-Triennale ein für die Ukraine seltenes Beispiel einer aufklärenden Tschernobyl-Erinnerung dar: die Havarie wächst in Rahmen des Festivals über eine Gedenkroutine hinaus und wird in den globalen Kontext der Mensch-Umwelt-Interaktion eingebettet. Ein ähnliches Bestreben, die sowjetische Atomkatastrophe im Gegenwarts- bzw. im Zukunftshorizont zu rekonstruieren, lässt sich auch hinter dem Festival für Film und Urbanistik 86 erkennen, das von 2014 bis 2018 jährlich in Slawutytsch, einer Kleinstadt in der Nähe von Tschernobyl, veranstaltet wurde<sup>173</sup>. Zwar hat der Reaktorunfall nie als Hauptthema des Festivals figuriert, doch kann das 86 als Intervention in den eingefahrenen ukrainischen Tschernobyl-Diskurs betrachtet

---

<sup>172</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Зона та навколорозоння - чудова ілюстрація України в мініатюрі: з її колоритом та корупцією, з пострадянськими симптомами, до подолання яких нам ще дуже далеко“.

<sup>173</sup> Das Festival findet seit 2018 nicht mehr statt vor allem aus finanziellen Gründen, zumal die Organisatoren kaum Unterstützung von staatlichen Institutionen erfahren haben. Zur endgültigen Absage des Festivals hat auch ein Korruptionsskandal rund um die gewonnene Förderung des Ukrainischen Zentrums für Kulturforschung. S. dazu: „86“ Festival of Film and Urbanism (2018): “86” public statement on “Small Cities — Big Impressions” competition, in: „86“ Festival of Film and Urbanism, 28.10.2018. URL: <http://www.86.org.ua/en/86-letter/>, Zugriffsdatum: 01.09.2020.

werden. Laut Nadija Parfan, der Mitbegründerin des Festivals, hat man sich für den Standort Slawutytsch nicht nur um der kulturellen Dezentralisierung willen entschieden, sondern auch in der Absicht, „Tschernobyl und sein westliches Image umzudeuten“: „Wir wollten diese Mythologie bzw. Stereotype dekonstruieren, das heißt einerseits das ukrainische Tschernobyl-Trauma, andererseits den westlichen Tschernobyl-Mythos aufarbeiten“ (Soroka 2017).<sup>174</sup> Diese Suche nach neuen, teilweise verblüffenden Perspektiven auf 1986 zeigt sich in der Auswahl der vorgeführten Dokumentarfilme: in 2014 wurde dem Festivalpublikum zum Beispiel die umstrittene Dokumentation *Pandora's Promises* (2013, Reg. Robert Stone) präsentiert, die für die Atomkraft als umweltfreundliche und sichere Energiequelle wirbt; viel Aufmerksamkeit hat in 2015 der Film *The Russian Woodpecker* (2015, Reg. Chad Gracia) geerntet, der einer möglichen Verbindung zwischen dem Nuklearunglück und dem sowjetischen Überhorizontradar namens „Duga“ (dt. Bogen) in der unmittelbaren Nähe von dem Reaktor nachgeht; als Porträts der Menschen aus der Sperrzone skizzieren die Dokumentationen *The Babushkas of Chernobyl* (2015, Reg. Anne Bogart/ Holly Morris) sowie *Roadside Radiation* (2016, Reg. Moritz Schulz) die Gegenwart einer postapokalyptischen Welt, wo das Leben aller Vermutungen widersprechend weitergeht. Das Festival 86 diente somit als Entfaltungsraum für alternative Erzählungen über Tschernobyl, die das vorherrschende Wahrnehmungsraster der Katastrophe – das bereits erwähnte Paradigma des Leidens – infrage stellen und andere, gegenwartsbezogene Aspekte des GAU in den Mittelpunkt rücken.

Die Festivals *The 4th Block* sowie 86 stehen zwar im Zeichen der Umdeutung von Tschernobyl, doch ist dies eher als Nebenerscheinung ihrer kritischen Stellungnahme zur Zeitgeschichte zu betrachten. Eine Revision des Atomunfalls hat sich bis heute nur das Kulturprojekt *ARTEFACT* unter der Leitung von Walerij und Switlana Korschunow auf die Fahne geschrieben: das erklärte Ziel des Projekts besteht in der Aufarbeitung von Tschernobyl als informationeller Katastrophe mittels Medienkunst (Krasnitschenko 2020). Die Notwendigkeit jenes Blickwechsels liegt in den Maßstäben der sowjetischen Desinformationspolitik bzw. Propaganda begründet, die bis in die Gegenwart hineinwirkt, in erster Linie als eine relativ niedrige Medienkompetenz innerhalb der ukrainischen Gesellschaft. Vor diesem Hintergrund soll sich Tschernobyl durch das *ARTEFACT*-Projekt zu einer Parabel auf informationelle Fremdbestimmung entwickeln, worauf der weitere Projektauftrag aufbaut: in Hinsicht auf „general overload of information space, the dominance of the fake news, post-truth and manipulation of public opinion“ soll *ARTEFACT* einen Beitrag zu „responsible consumption, filtering and dissemination of information“ leisten, indem es einerseits die Weltgemeinschaft durch künstlerische Aktionen auf das Problem der Medienkompetenz aufmerksam macht und diese andererseits innerhalb

---

<sup>174</sup> Im ukrainischen Wortlaut: "Нам хотілося деконструювати цю міфологію і стереотипи - тобто, з одного боку, попрацювати над українською травмою Чорнобиля, з іншого - із західним міфом про нього".

der ukrainischen Gesellschaft fördert (ARTEFACT: o.D.). Dieser Fokus auf der Informationsmanipulation als Grundpfeiler der Tschernobyl-Erinnerung überschneidet sich größtenteils mit dem bereits erwähnten Konzept des gesellschaftlichen „Info-Traumas“ von Serhij Myrnyj wie auch mit seiner Forderung nach einer positiven Umwertung der Ereignisse (Myrnyj 2010). So kommt im Trailer der Dokumentation *Artefakt von Tschernobyl*, die von Korschunow im Rahmen des Projekts produziert und im Herbst 2020 der Öffentlichkeit vorgestellt wird, ein nahezu identischer Gedanke von der Katastropheneindämmung als Heldentat der ukrainischen Nation: „Wir sind keine Opfer, wir sind Helden, die zu einem Schild für das ganze Europa geworden sind“ (Krasnitschenko 2020).<sup>175</sup> Darin zeigt sich die explizite Bestrebung, die Tschernobyl-Erinnerung in den aktuellen nationalen Identitätsdiskurs einzuflechten, was die erinnerungskulturelle Funktion von *ARTEFACT* verdeutlicht. Bis jetzt hat das Projektteam die öffentliche Aufmerksamkeit vor allem durch digitale Auftritte in der Sperrzone erregt<sup>176</sup>: in 2018 fand „Chernobyl's first rave“ (Seymour 2018) statt, eine digitale Installation in Prypjat unter freiem Himmel, die eine Mischung aus Techno-Musik, Video und Laserlicht darstellte. In Oktober 2019 wurde der Überhorizontradar „Duga“ durch die Lichtinstallation und Techno-Kompositionen Korschunows zur größten „digitalen Skulptur“ in der Ukraine (Stadnyk 2019); anlässlich des 50. Stadtjubiläums von Prypjat entstand im Februar 2020 ein digitales Relief auf der Wand eines ehemaligen Hotels, das die Geschichte von Prometheus, der Symbolfigur der Geisterstadt, in Bildern erzählte. Eine große Medienwirksamkeit hat 2019 auch die Ausstellung *ARTEFACT: Chernobyl 33* in Kyjiw erreicht, die den Reaktorunfall im Lichte der zeitgenössischen Kunst präsentierte. Zurzeit konzentriert sich der Projektbetrieb auf die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit rund um den erwähnten Dokumentarfilm, der die Nuklearkatastrophe unter Einbezug von neulich freigegebenen KGB-Akten als informationelles Desaster beleuchten soll. Die Projektbeteiligten wollen *ARTEFACT* grundsätzlich als Umbruch in der Erinnerungskultur von Tschernobyl verstanden wissen angesichts des neuen Umgangs mit der informationellen Dimension der Katastrophe sowie angesichts des Rückgriffs auf Medienkunst, der Sprache des 21. Jahrhunderts. Diese Selbstinszenierung lässt sich allerdings hinterfragen, denn zum einen stellt die Rede von der Desinformierung in 1986 bloß eine Benennung, nicht aber eine Umdeutung der kollektiven Erfahrung von Ukrainern dar; zum anderen scheint in Aktionen von *ARTEFACT* weiterhin das sowjetische Heldennarrativ nachzuwirken, wobei die Heroisierung über Liquidatoren hinaus auf die ganze Nation ausgedehnt wird. Der soziokulturelle Mehrwert des Projekts tritt hingegen in der Auslegung von Tschernobyl als Archetyp von Fake News im digitalen Zeitalter sowie im daraus resultierenden

<sup>175</sup> Im ukrainischen Wortlaut: „Ми не жертви - ми герої, що стали щитом для всієї Європи“.

<sup>176</sup> Solche Interventionen in die Sperrzone wie auch ihr ästhetischer Wert sind alles andere als unanfechtbar. Ukrainische Medien haben es zwar mehrheitlich als künstlerische Innovation gefeiert, doch in der ukrainischen bzw. internationalen Kunstkritik bekamen diese Auftritte keinerlei Resonanz. Bei internationalen Medien das Projekt keine eindeutige Anerkennung gefunden, s. dazu unter anderem: Seymour, Tom (2018): Grab your Geiger counter: a trip to Chernobyl's first rave, in: The Guardian, 28.11.2018. URL: <https://www.theguardian.com/artanddesign/2018/nov/28/chernobyl-art-party-nuclear-pryvat-ukraine-artefact-valery-korshunov>, Zugriffsdatum: 03.09.2020.

Bestreben, die Medienkompetenz der ukrainischen Bevölkerung zu entwickeln, was eine „Lehre aus Tschernobyl“ *in praxi* bedeutet.

Die Thematisierung von Tschernobyl in der ukrainischen Gegenwartsliteratur bzw. Gegenwartskunst korrespondiert im Wesentlichen mit der rapiden Entwicklung des Tschernobyl-Tourismus in den letzten Jahren wie auch mit dem gestiegenen staatlichen Interesse an dem verstrahlten Gebiet – im Grunde genommen verweist dies auf die einsetzende Erinnerungswende in der ukrainischen Gesellschaft. Tschernobyl kehrt ins ukrainische Geschichtsbewusstsein zurück und entfernt sich dabei von seiner sakralen Aufladung, die mit kollektiven Erfahrungen der gesellschaftlichen Mehrheit ohnehin nie korrespondierte. Die normative Ehrfurcht vor dem Trauma, die auf der Unbegreiflichkeit der proklamierten Apokalypse beruhte, weicht heutzutage allmählich einer kritischen historischen Reflexion. Dementsprechend mehren sich aktuell die Versuche, Tschernobyl außerhalb der Helden- und Opfernarrative zu erzählen: die Havarie wird zunehmend mit zeitgeschichtlichen, in der Ukraine bisher wenig beachteten Kontexten verknüpft, wie zum Beispiel Ökologie, Energiedebatte, technologische Fortschritt, Informationspolitik, soziale Marginalisierung. Darin schlummert nicht nur ein neues identitätsstiftendes Potential der Tschernobyl-Erinnerung, sondern auch die Möglichkeit seines Aufstiegs zu einem transnationalen Erinnerungsort.

## 6. Tschernobyl: Ein (trans-)nationales Katastrophenparadigma?

Der Kulturwissenschaftler und Schriftsteller Klaus Theweleit bezeichnet Tschernobyl als „Hyperobjekt“: es geht aus seiner Sicht über den geographischen Ort mit dem havarierten Kernkraftwerk hinaus und schließt den gesamten verstrahlten Luftraum, alle anderen Atomanlagen sowie länderübergreifende Reaktionen auf die Katastrophe mit ein (Theweleit 2016). In Anlehnung daran kann man auch von einer „Hypererinnerung“ an Tschernobyl sprechen. Denn das „strahlende“ Mnemotop bezieht sich auf ein Ereignis, d.h. auf das Reaktorunglück in der Ukraine, welches das Restrisiko weltweit zu einem zentralen Argument in der Atomdebatte gemacht hat; es beherbergt aber auch Erinnerungen an die politische Krisenbewältigung sowie die Veränderungen der Alltagskultur nach der Katastrophe und nicht zuletzt überschneidet es sich mit der Gedächtnislandschaft der Zone, innerhalb welcher die Erinnerungen an die polesische Heimat, an sowjetische Utopien sowie an eine postapokalyptische Geisterwelt nebeneinander stehen. Vor dem Hintergrund einer solchen Mehrschichtigkeit bzw. Ambivalenz der Katastrophenerinnerung tritt „eine kulturspezifisch selektierte Auswahl gesellschaftlicher Folgen“ (Dimbath/Heinlein 2020: 5) Tschernobyls sowohl im deutschen und im ukrainischen Kontext besonders deutlich zutage.

In Deutschland hat die Anti-Atomkraft-Bewegung den Interpretationsrahmen von Tschernobyl konstituiert. Der Vorwurf der Banalität dieser Aussage lässt sich leicht mit dem Blick auf die ukrainische Katastrophenerinnerung entkräften: in dem unmittelbar betroffenen Land ist 1986 nicht zum Signum des unverantwortbaren Atomrisikos geworden. Die „deutsche“ Wahrnehmung des Atomunglücks erklärt sich allerdings nicht durch die bloße Existenz des Bürgerprotests, was sich wiederum durch einen Vergleich, dieses Mal mit Frankreich attestieren lässt: eine hitzige Atomdebatte entstand dort bereits Anfang der 1970er Jahre und wurde von einem Widerstand begleitet, der teilweise gewalttätiger als in der Bundesrepublik ausfiel; trotzdem vermochte die französische Anti-AKW-Bewegung nicht, das öffentliche Bewusstsein für Gefahren der Kernkraft in dem Maße zu steigern (Radkau 2011: 215f). Mit Blick auf die Geschichte der Anti-Atomkraft-Bewegung kann man feststellen, dass die deutsche Sensibilität in Fragen Atomenergie auf strukturellen Besonderheiten der Atomopposition der 1970er-1980er Jahre beruht. Dazu gehört beispielsweise die Entwicklung und die öffentliche Verbreitung einer kritischen Gegenexpertise: die Debatte um die zivile Nutzung der Kernkraft durchlief in der BRD nicht nur eine Politisierung, sondern auch eine Verwissenschaftlichung; die daraus hervorgegangene Argumentationsbasis wurde anschließend durch solche Veranstaltungen wie die der *Volkschule Whyler Wald* oder der *Bürgerdialog Kernenergie* zum öffentlichen Wissensgut gemacht, was die breite Bevölkerung zur Diskussion um die Atomkraft befähigte. Gerichtliche Verhandlungen haben ihrerseits die rechtliche Institutionalisierung der Atomkritik begünstigt: dadurch wurde der Vorrang der Sicherheit der AKW vor ihren ökonomischen

Nutzen festgelegt, was den „Atomföhl“ im Hinblick auf das unvermeidbare Restrisiko in argumentative Bedrängnis brachte. Von entscheidender Bedeutung war die mediale Wirksamkeit des Bürgerprotests, der spätestens nach Würzburg regelmäßig in die Schlagzeilen der überregionalen Medien kam. Von der Signifikanz der Atomkontroverse zeugen letztlich die Gründung der Grünen und der schnelle Einzug der Partei in den Bundestag, wonach der Bürgerprotest politische Schlagkraft gewann. Erst bei der Betrachtung der deutschen Atomdebatte auf der zivilgesellschaftlichen, wissenschaftlichen, juristischen und politischen Ebene sowie unter Berücksichtigung ihres hohen Medienechos kann also die langjährige Präsenz bzw. Relevanz des Atomdiskurses in der breiten deutschen Öffentlichkeit erklärt werden; in jenem Kontext ist dann auch die gesellschaftliche Wahrnehmung bzw. diskursive Einordnung Tschernobyls zu verstehen. Um dies mit Worten von Halbwachs zu fassen: durch das Zusammenspiel der oben erwähnten Faktoren wurde der Atomdiskurs in Deutschland als breiter sozialer Bezugsrahmen der Tschernobyl-Erinnerung etabliert.

Allerdings erst durch kollektive Erfahrungen der Deutschen in den ersten Monaten nach der Havarie erfuhr der vorher polarisierende Atomdiskurs eine Wende hin zu einem atomablehnenden gesellschaftlichen Konsens. Für die breite Bevölkerung wurde Tschernobyl damals zu einer Herausforderung im mehrfachen Sinne. In erster Linie stellte der Super-GAU eine kognitive Herausforderung dar, indem ein nahezu unmögliches Ereignis doch eingetreten ist: „Zehntausend Jahre sind eingeschmolzen auf diesen Tag. Das Gesetz der Wahrscheinlichkeit hat uns zu verstehen gegeben, daß es ernst genommen werden will“ (Wolf 2001: 49). Dabei entzog sich die Strahlenbedrohung der sinnlichen Wahrnehmung: den Menschen ist „das allgemeine Nichtwissen im Angesicht der Gefahr und damit das Ausgeliefertsein an sie“ bewusst geworden, was Ulrich Beck auf eine prägnante Formel der „Entmächtigung unserer Sinne“ bringt (Beck 1986a: 654). Damit ging schließlich eine totale Angewiesenheit an externe Informationsquellen einher, d.h. die staatliche Informationspolitik, Expertenmeinungen, Messdaten sowie ihre Verbreitung in Massenmedien. In diesen Herausforderungen wurzelte „der anthropologische Schock“ der deutschen Gesellschaft: der deutsche Bürger war der Souveränität seiner Sinne und seines Urteils beraubt worden (ebd.). Die totale Verunsicherung und Angst in der Bevölkerung waren der Kontext, in dem sich die Interpretation Tschernobyls als existentielle Bedrohung verdichtet hat. Komplementär dazu hat der politische Umgang mit Tschernobyl gewirkt: Das mangelhafte Krisenmanagement der Bundesregierung konnte den Erwartungen der konsternierten Bevölkerung nicht nachkommen. Die fehlende Maßnahmenkoordination auf der Bund-, Länder- und Kommunalebene, keine einheitlichen Messdaten sowie eine widersprüchliche Informationspolitik haben die Kompetenz der Regierung in Sachen Katastrophenschutz infrage gestellt. Dadurch hat die atomfreundliche Obrigkeit ihre Deutungshoheit in der Krise verloren, was der Situationsdefinition der Atomkraftgegner Vorschub leistete. Eine maßgebliche Rolle für die Bewertung des sowjetischen Reaktorunfalls in Deutschland

hat mithin der Kontrollverlust der Regierung gespielt. Als schockierende Welterfahrung einerseits und institutionell unbeherrschbare Gefahr andererseits ist Tschernobyl für die deutsche Gesellschaft zu „einem die Ordnungen des (Zusammen-)Lebens erschütternden Ereignis“ (Dimbath/Heinlein 2020: 3), d.h. zum Inbegriff der modernen Katastrophe geworden. In der Verknüpfung mit dem damaligen sozialen Bezugsrahmen der Atomkontroverse ist die kollektive Erfahrung von 1986 zur Denkfigur „Atomkraft? Nein danke!“ geronnen, dem heutigen Kern der deutschen Tschernobyl-Erinnerung.

Auf die DDR lassen sich diese Überlegungen allerdings nur bedingt übertragen: inwieweit die Tschernobyl-Erinnerung ehemaliger DDR-Bürger eine atomkritische Verankerung aufweist, bedarf einer eigenen Untersuchung. Ein Vergleich mit der Ukraine lässt jedoch die Verschränkung des ost- und westdeutschen Gedächtnishorizontes sichtbar werden. Trotz der ähnlichen politisch-ideologischen Bedingungen in der sozialistischen Ukraine und in der Deutschen Demokratischen Republik waren die Voraussetzungen für die Einordnung Tschernobyls in zweierlei Hinsicht unterschiedlich. Erstens, war in Ostdeutschland bereits vor dem GAU das atomkritische Gedankengut im Umlauf, zumindest in den Kreisen der umweltbewussten Dissidenz, während in der UdSSR die Skepsis gegenüber der Atomkraft auf die Privatheit der „Küchengespräche“ beschränkt blieb. Zweitens, hatten die meisten DDR-Bürger eine Möglichkeit, sich aus westlichen, und das heißt alternativen Medien über die Havarie und ihre Folgen zu informieren, sodass eine gewisse Sensibilisierung für Gefahren der Atomkraft, aber auch für die Desinformationspolitik der kommunistischen Partei eingetreten ist; im Gegensatz dazu fehlte in der sozialistischen Ukraine eine solche medial verbreitete Gegenexpertise. Auch wenn das Bedenken gegen die Kernenergie vor dem Unfall ein Schattendasein führte und westliche Medienberichte bei der Meinungsbildung in der DDR-Bevölkerung nur ein Faktor von mehreren waren, ergab sich daraus ein zuträglicher Rahmen für die atomkritische Lesart von Tschernobyl. So wurde die Havarie zum Ausgangspunkt des atomkritischen Diskurses in der DDR, auch wenn dieser keineswegs eine vergleichbare Tragweite und Konsensualität wie in der Bundesrepublik erreicht hat – der Anti-Atomkraft-Protest blieb bis zur Wiedervereinigung Sache der politischen Opposition. Doch die tiefe Verunsicherung nach dem Unfall, gepaart mit dem Versagen der SED, eine überzeugende politische Strategie im Umgang damit zu entwickeln, bereitete auch in der Mehrheitsbevölkerung einen Nährboden für Zweifel an der Beherrschbarkeit und somit an der Sinnhaftigkeit der zivilen Nutzung der Kernenergie.

Bei der kontextuell-literarischen Betrachtung der Tschernobyl-Rezeption in Deutschland zeichnet sich somit eine Doppelstruktur der Tschernobyl-Erinnerung ab: die Havarie erwies sich als Störung der äußeren und inneren Ordnung bzw. als existenzbedrohende Katastrophe für Gesellschaft und Individuum zugleich. Diese Wahrnehmung spiegelt sich nahezu idealtypisch in den Texten von

Pausewang und Wolf wieder. Im Roman *Die Wolke* läuft das tragende Katastrophennarrativ darauf hinaus, die Verletzlichkeit der Gesellschaft im Falle eines GAUs aufzuzeigen. Die klare Botschaft zur Unverantwortbarkeit der zivilen Kernenergie manifestiert sich in dem von Pausewang entworfenen Bild eines totalen gesellschaftlichen Zusammenbruchs: die Katastrophe in Grafenrheinfeld wird entgrenzt dargestellt – sie greift in ökologische, ökonomische, politische und soziale Teilsysteme ein. In Bezug auf deutsche kollektive Erfahrungen nach Tschernobyl dient der Text einer prospektiven, und nicht retrospektiven Verarbeitung: Pausewangs Vorwegnahme einer vergleichbaren Katastrophe in Deutschland postuliert die Notwendigkeit der „Lehre aus Tschernobyl“ in Form der Abschaffung der Atomkraft. Im Roman wird eine Zukunft konstruiert, in der das sowjetische Unglück in Vergessenheit gerät, wovon ein direkter Weg zu Grafenrheinfeld führt – es wird eine Kausalität zwischen der Verdrängung von Tschernobyl und dem Eintreten zukünftiger Nuklearunfälle antizipiert, was die mahnende Funktion der Erinnerung an 1986 begründet. Somit zielt Pausewangs Roman auf die Delegitimierung der zivilen Nutzung der Atomkraft ab, was sich aus dem Tschernobyl-Gedächtnis speisen soll.

Die Erzählung von Christa Wolf beschäftigt sich dagegen mit der Verletzlichkeit des Individuums, die sich durch eine Nuklearkatastrophe ebenso offenbart. Im inneren Monolog des Ichs wird neben der Kontaminierung der Außenwelt eine nicht weniger erschütternde Kontaminierung der Innenwelt aufgespürt: diese zeigt sich in der radikalen Unsicherheit der Erzählerin, die aus dem omnipräsenten Verdacht der Verstrahlung resultiert. Der „Störfall“ – eine implizite Referenznahme auf Tschernobyl – wird hier als existentielle Bedrohung entworfen, welche die Ohnmacht des Menschen vor der eigenen Erfindung enthüllt. Wolfs Text enthält somit genauso wie *Die Wolke* einen Appell zum Verzicht auf die Kernenergie, der sich als Konsequenz aus Tschernobyl-Reflexionen ergibt. Doch das nukleare Ereignis überschreitet in der Erzählung die Grenzen der Atomkraftkritik, an denen Pausewangs Roman anhält. Indem das Ich sich auf die „Suche nach den Wurzeln unserer Zerstörungslust“ (Wolf 2011: 85) begibt, wird die Tschernobyl-Erinnerung an andere, vor allem an den technologischen und utopischen Diskurs anschlussfähig gemacht. Der Reaktorunfall avanciert zu einer archetypischen Krisenerscheinung, im Lichte deren fortschrittsoptimistische Geschichtsbilder der westlichen Gesellschaften, aber auch das menschliche Dasein mit seinen „blinden Flecken“ hinterfragt werden. Dadurch dehnt sich die Katastrophenerfahrung von Tschernobyl bis hin zur „Erfahrung der zivilisatorischen Selbstgefährdung und der planetarischen Endlichkeit“ (Beck/Bonß 2001: 7) aus – der Erinnerungsort Tschernobyl erhebt mithin den Anspruch auf einen Platz im „kosmopolitischen Gedächtnis“ der Zweiten Moderne (Levy/Sznaider 2001: 21 ff).

Die deutsche Erinnerung an Tschernobyl hat sich also ziemlich schnell in einem „fast gesamtgesellschaftlich einheitliche[n], schichten-, klassen- und gesinnungsübergreifende[n] Interpretations-



und Verständnisraster“ (Kalmbach 2014: 200) kondensiert: ins Gedächtnis der meisten Deutschen wurde die Havarie als folgenreiche Katastrophe eingeschrieben, die die zivile Nutzung der Kernenergie delegitimiert. Mit dem weitgehenden gesellschaftlichen Konsens lässt sich wohl auch die Zählebigkeit dieses Deutungsmusters erklären: so wurden fast zehn Jahre nach dem Reaktorunfall die Vergangenheitsbilder von 1986 heraufbeschwört, um die Castor-Transporte als gefährlich und unverantwortlich zu brandmarken; bei der Atomdebatte in 2010 sowie nach dem Fukushima-Unglück im darauf folgenden Jahr bewies der Erinnerungsort Tschernobyl abermals seine mobilisierende Kraft in der deutschen Zivilgesellschaft, als die einvernehmliche gesellschaftliche Vereinbarung über die atomfreie Zukunft Deutschlands ins Wanken geriet. Darin zeigte sich die Persistenz der negativen Bewertung von Atomkraft, die mit der historischen Erfahrung von Tschernobyl untermauert wurde.

Die Kontinuität und eine gewisse Normativität des deutschen Tschernobyl-Diskurses bezeugt auch die Reportage von Merle Hilbk. Zwar stellt die Journalistin nach der Konfrontation mit osteuropäischen Katastrophenerinnerungen fest, dass die Vergangenheitsinterpretationen „an das soziale Biotop gebunden“ (Hilbk 2011: 48) sind, was eine interkulturelle Betrachtungsweise des Tschernobyl-Gedächtnisses nahelegt. Doch die eingefangene Polyphonie des Erinnerungsortes wird durch das Herantragen der deutschen Wertperspektive in hohem Maße gestört: dies fängt schon mit der Geschichte der „biographischen“ Tschernobyl-Baby Mascha an, die nur durch den Filter der „metaphorischen“ Tschernobyl-Baby Hilbk zu Wort kommen kann. Diese Perspektivierung setzt sich in der Auswahl der Zeugengeschichten fort, die in der Reportage Berücksichtigung finden: die Familie von Natascha, Maschas Vater, die umgesiedelten Prypjater etc. erinnern durch ihre Erzählungen an Hibakusha aus Pausewangs Roman – an die „Klasse der kränklichen Habenichtse“ (Pausewang 2006: 150), die bloß mit ihrer Existenz die Katastrophalität des Geschehenen bestätigen. Hilbks Reportage ergibt eine deutsche Katastrophenimagination: der Reaktorunfall und damit die Kernspaltung generell sind die Wurzel des Übels der Betroffenen, der Grund der „Atomisierung“ der ukrainischen und weißrussischen Gesellschaften, der bis in die Gegenwart hineinwirkt, auch wenn er aus dem öffentlichen Gedächtnis verdrängt wurde. Dies lässt sich unter anderem durch einen Vergleich mit den Werken von Kamysch und Arie verdeutlichen: in der Tragikomödie *Am Anfang und am Ende aller Zeiten* wie auch in Kamyschs Erzählung *Eisenschrott* rücken auch die von der Havarie betroffenen Menschen in den Mittelpunkt, doch ihre Not erklärt sich in erster Linie aus dem misslungenen soziopolitischen Umgang mit Tschernobyl, während der Aspekt der Strahlung eher als stereotype Attribut des Ortes im Hintergrund bleibt. Hilbks Buch kommt also der osteuropäischen Erinnerungen an das Reaktorunglück schon auf die Spur, indem es das Vergessen bzw. Verdrängen der unangenehmen Vergangenheit attestiert. Doch gleichzeitig werden diese durch die Kontrastierung mit der deutschen Geschichte des atomkritischen Bewusstseins, das von dem linken Rand in die Mitte der Gesellschaft eingedrungen ist, kritisch

beurteilt: die Reportage scheint die implizite Frage aufzustellen, wie können nur die unmittelbar Betroffenen einer derartigen Katastrophe nicht eingedenk bleiben. Die Beständigkeit, aber auch die Inhalte des deutschen Tschernobyl-Mnemotops werden demnach zu einem Bewertungsmaßstab für andere Erinnerungskulturen, wodurch die Möglichkeit des gemeinsamen Erinnerns an die atomkritische Gesinnung gekoppelt wird. Dies verweist auf die erinnerungspolitische Dimension von Tschernobyl, denn auch der deutsche Staat sieht sich vor die Aufgabe gestellt, für die eigene Energiepolitik im Ausland zu werben und sich dabei auf Tschernobyl und Fukushima als energiepolitische Argumente gegen die zivile Nutzung der Kernkraft zu berufen.

Im Inland ist die Bundesrepublik dagegen angesichts des breiten gesellschaftlichen Konsenses in Fragen Atomenergie nicht an eine intensive Erinnerungsarbeit angewiesen. Andererseits besteht auch in der Öffentlichkeit aktuell kein Bedürfnis nach einer diskursiven Aushandlung zukünftiger Energieversorgungsstrategien, wie beispielsweise in 2010 nach der Ankündigung der Laufzeitverlängerung der deutschen Reaktoren. Folgerichtig nimmt Tschernobyl einen bescheidenen Platz in der deutschen Erinnerungskultur ein. Mediale Rekonstruktionen des „strahlenden“ 1986 in Features, Interviews, Kommentaren und Dokumentarfilmen sind nahezu einzige Erinnerungsakte, die der Reaktivierung und der Vermittlung der Tschernobyl-Erinnerung auf der nationalen Ebene dienen. Dabei reproduzieren sie in der Regel das etablierte Katastrophennarrativ, indem ihr Fokus negativen Auswirkungen der Havarie für Gesellschaft und Individuum gilt. Diese „Replikation“ der Erinnerung tritt auch bei der Zusammenstellung der Texte von Pausewang, Wolf und Hilbk zutage. Die Destruktivkraft eines GAUs im gesellschaftlichen Kontext, die in der fiktiven Geschichte von Janna-Berta aufgezeigt wird, sowie seine verstörende Wirkung auf die menschliche Selbst- und Weltwahrnehmung, die Christa Wolf reflektiert, nimmt Hilbk in ihrer Reportage wieder auf, indem sie die interviewten Zeitzeugen sprechen lässt. Eine Neudeutung des Reaktorunfalls bleibt somit trotz der einbezogenen osteuropäischen Perspektiven grundsätzlich aus – *Tschernobyl Baby* steht für die Konstanz der Sinnkonfigurationen bzw. kollektiver Selbstbilder, mit denen das deutsche Tschernobyl-Mnemotop verknüpft ist. Das Fehlen von Re-Interpretationen konserviert im Endeffekt die kollektive Katastrophenerinnerung in seiner Funktion, die Ablehnung der zivilen Atomtechnologie zu legitimieren; solange das gesellschaftlich-politische Einvernehmen darüber nicht aufgekündigt wird und sich keine Alternativdeutungen durchsetzen, wird Tschernobyl auf der nationalen Ebene nur punktuell, d.h. durch den Festkalender gesteuert und zwecks kollektiver Selbstvergewisserung vergegenwärtigt. Dies führt aber zwangsweise zur Routinisierung und dann zur Erstarrung der Erinnerung, was ihren Gegenwartsbezug wie auch ihre Identitätskonkretheit nachhaltig beeinträchtigt, denn: „Die Erinnerung muss das gespeicherte Wissen in lebendiger Auseinandersetzung mit den jeweiligen Gegenwartsproblemen erneuern“ (Assmann 2014: 247). Im Lichte dessen erscheint die Zukunft des antiatomaren Tschernobyl-Topos durchaus ungewiss, auch

wenn dem Reaktorunfall heutzutage eine epochale Symbolkraft einer „modernen Riesenkatastrophe“ zugesprochen wird (Jung 1994: 120). Die identitätsstiftende Funktion der deutschen Tschernobyl-Erinnerung beruht noch auf dem persönlichen Erfahrungsbezug der Bevölkerung – außer medialer Repräsentationen verfügt sie also über eine Stütze im kommunikativen Gedächtnis der Deutschen. Doch mit dem Generationenwandel, dessen integrale Komponente das Vergessen ist (Assmann 2014: 27ff), können die mangelnde Institutionalisierung einerseits und die Routiniertheit von Inhalten und Praktiken des Tschernobyl-Gedenkens andererseits die Überführung dieses Erinnerungsortes in das kulturelle Gedächtnis der Deutschen erschweren, wenn nicht sogar infrage stellen. Umso wichtiger erscheint die Erinnerungsarbeit atomkritischer Bürgerinitiativen und Tschernobyl-Kinder-Hilfsgruppen, die als lokale Gedächtnismilieus zum Bewahren bzw. zur Tradierung der Tschernobyl-Erinnerung auf „Graswurzelniveau“ beitragen. Der Bezug auf den sowjetischen Reaktorunfall entfaltet innerhalb dieser Gruppen eine starke gemeinschaftsstiftende Wirkung, denn er begründet ihr Weiterbestehen und ihre Tätigkeit, ungeachtet des veränderten soziopolitischen Kontextes, innerhalb dessen die Atomkraft keine relevante Konfliktlinie mehr darstellt. Durch commemorative Praktiken wie lokale Mahnwachen, Bildungsveranstaltungen, Zeitzeugengespräche etc. „wieder-holen“ (Assmann 2014: 231) diese Bürgerinitiativen die Tschernobyl-Vergangenheit als Mahnung für die Zukunft, wodurch sie ihre Handlungsverpflichtung begründen. Darüber hinaus zirkuliert in den lokalen Erinnerungsgemeinschaften auch das Gedächtnis der bundesübergreifenden Tschernobyl-Solidaritätsbewegung, das die Erinnerung an die Katastrophe mit der Versöhnung zwischen Ost und West verbindet – ein durchaus wichtiges Gedächtnisnarrativ für den transnationalen Erinnerungsort Tschernobyl, das stets im Schatten der atomkritischen Botschaft des Katastrophengedenkens verbleibt.

Der transnationale Aspekt des Reaktorunglücks findet aber auch im ukrainischen kollektiven Gedächtnis kaum Beachtung – das ukrainische Mnemotop Tschernobyl bleibt schlechthin introspektiv. So unterstreicht die ukrainische Filmhistorikerin Olga Briukhovetska (2016: 118), dass die Hauptgemeinsamkeit von ukrainischen und weißrussischen Filmen über die Nuklearkatastrophe in der Abwesenheit der gegenseitigen Wahrnehmung liegt – eine Beobachtung, die sich auf die ganze Erinnerungskultur rund um die Havarie übertragen lässt. Diese Abkapselung der Erinnerung gilt jedoch nicht nur auf der transnationalen, sondern auch auf der nationalen Ebene: das „ukrainische“ Tschernobyl wird von einem Bündel einander ignorierender, wenn nicht exkludierender Narrative überlagert, deren kleinster gemeinsamer Nenner das viktimologische Selbstbild der jeweiligen Gruppe ist.

Denn bereits bei der Entstehung des ukrainischen *lieu de mémoire* wurde die Erinnerung an die Katastrophe innerhalb eines Opfer-Täter-Schemas verarbeitet, was auch ihre politische Sprengkraft

begründete. Obwohl die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Tschernobyl am Ende der 1980er Jahre, als mehr Informationen zu Folgen der Havarie dank der Glasnost-Politik aufkamen, vorerst in eine Umweltbewegung mündete, war seine systemkritische Funktion schon damals vorherrschend. Die restriktive sowjetische Informationspolitik, die auf Kosten des Bevölkerungsschutzes betrieben wurde, erklärte sich aus dem subversiven Potential des Reaktorunglücks, welches die Partei sofort erkannte; die ökologische Debatte nach der Katastrophe setzte ausgerechnet in literarischen Kreisen ein, weil es ein Sammelbecken ukrainischer Dissidenten war, die bereits seit den 1960er Jahren Moskaus Politik als Bedrohung der ukrainischen Interessen ansahen. Für die atomkritische Beurteilung des Geschehenen gab es hingegen kaum Voraussetzungen. Im Vergleich zur Bundesrepublik, wo die breite Bevölkerung bereits vor 1986 für Gefahren der Kernenergie durch die Anti-AKW-Bewegung sensibilisiert wurde, fehlte in der Sowjetunion ein diskursiver Rahmen für eine kritische Bewertung dieser Großtechnologie in der Öffentlichkeit. Nicht zuletzt deswegen konnte sich das Narrativ des menschlichen Versagens als Erklärungssatz für Tschernobyl durchsetzen. Anders als in der DDR, wo der GAU zum Ausgangspunkt des Anti-Atom-Protests wurde, hat die Katastrophe in der UdSSR auch keine spezifische Atomdiskussion entfacht. Denn als Hauptakteur der damaligen Umweltbewegung hat sich *Selenyj Swit* dem Umweltschutz generell verschrieben, was den Protest gegen die Kernkraft zu einem von vielen Einsatzfeldern der Organisation machte. Außerdem wurde die ukrainische Umweltbewegung dezentral organisiert, sodass konkrete bürgerliche Aktionen auf die Lösung lokaler Umweltprobleme abzielten – ein weiterer Unterschied zur bundesdeutschen Anti-Atomkraft-Bewegung, die sich auf ihren zentralen Schauplätzen in Würgassen, Whyl, Gorleben und Wackersdorf konzentrierte. Dass der Umweltschutz darüber hinaus ein eher schwaches Wahrnehmungsraster für die ökologisch unachtsame Bevölkerung darstellte, beweist die schnelle Vereinnahmung der Umweltthematik bzw. ihrer mobilisierenden Kraft durch *Ruch*-Nationalisten. Diese nationalistische Unterwanderung des ukrainischen Tschernobyl-Diskurses zeigt besonders deutlich die nationalen Unterschiede in der Problemdefinition hinsichtlich der Katastrophe: in der Bundesrepublik wurde des Pudels Kern in der Unkontrollierbarkeit der zivilen Kernenergie erkannt, während ukrainische Separatisten die „kolonialistische“ Politik Moskaus als primäre Ursache der Havarie darstellten. Eine Zwischenstelle nahm dabei wieder die DDR ein: ostdeutsche Oppositionelle hatten sowohl die Abschaltung der Kernkraftwerke als auch das Recht auf politische Partizipation im Visier. Somit hat der ukrainische Erinnerungsort Tschernobyl von Anbeginn eine viktimologische Wir-Inszenierung ukrainischer Nationalisten unterstützt – die Täterrolle wurde dabei dem sowjetischen Regime zugewiesen. Nach seinem „verspäteten“ Aufkommen am Ende der 1980er Jahre ist die Katastrophenerinnerung also zum zentralen Element des subversiven ukrainischen Opfergedächtnisses geworden, die der sowjetischen Herrschaft seine Legitimität entzog.

Diese Erzählung hat der jetzige ukrainische Staat übernommen, dessen Geschichtspolitik die

Säuberung der ukrainischen Gegenwart vom sowjetischen Erbe zugrunde liegt. So bemüht die offizielle Gedächtnispolitik seit 2014 die Tschernobyl-Erinnerung als antisowjetisches Argument, das der Unabhängigkeit der Ukraine Sinn verleiht: als Opfer der Entmündigung in der Vergangenheit kann die ukrainische Nation in der Gegenwart ihr „Schicksal“ im eigenen Staat selbst bestimmen. Solch eine Darstellung ergänzt das Geschichtsbild der Unterdrückung und Leidens unter sowjetischer Herrschaft, die der Holodomor und der OUN/UPA-Widerstand als zentrale antisowjetische Gedächtnisorte etablieren. Dabei verfährt der ukrainische Staat durchaus selektiv, um seine identitätspolitischen Ziele umzusetzen. 1986 wird einerseits angesichts gesundheitlicher, ökologischer und sozialer Auswirkungen zu einer Nationaltragödie erklärt, andererseits wird ein positives Identifikationsangebot bereitgestellt, indem Geschichten von Liquidatoren als „Verteidiger des Volkes“ kontinuierlich ins Gedächtnis gerufen werden. Die Tatsache, dass es sich um Heldentaten im Namen der Sowjetunion handelt, wird genauso außer Acht gelassen wie zum Beispiel die positive Erinnerung an Prypjat als Musterstadt des Sozialismus, die bis heute viele der Umgesiedelten pflegen. Die Geschichte der Umweltbewegung findet im offiziellen Tschernobyl-Gedenken auch keine Berücksichtigung, da diese Erinnerung die aktuelle Energie- und Umweltpolitik der Ukraine infrage stellen würde. So erscheint das *top-down* konstruierte Tschernobyl-Mnemotop als Patchwork aus selektierten, in ein normatives Interpretationskorsett gepressten Erinnerungen, die die sowjetische Vergangenheit negativ besetzen sollen.

Dass diese geschichtspolitische Strategie im Fall von Tschernobyl nicht aufgeht, erklärt sich aus der Dissonanz zwischen der offiziell propagierten Erinnerung und Vergangenheitsbildern sowohl in der Mehrheitsbevölkerung, als auch in partikulären Gedächtnisgemeinschaften von Liquidatoren und Umgesiedelten. Denn obwohl diese Gruppen sich in je unterschiedlichem Maße als Opfer des Unfalls ansehen, hält der jeweilige kollektive Identitätsbezug ihre Katastrophenerinnerungen auseinander. So muss zunächst zwischen heroischem und traumatischem Opfergedächtnis (Assmann 2014: 74) im Tschernobyl-Diskurs unterschieden werden. Als heroische Opfer gelten in diesem Kontext Aufräumungskräfte – sie sind Märtyrer und Sieger zugleich, denn ihr Leid ergab Sinn durch die Erfüllung der Bürgerpflicht gegenüber ihrem Vaterland, der Sowjetunion. Dieses positive Selbstbild wurzelt jedoch im Bekenntnis zu sowjetischen Mythen und Werten, die der ukrainische Staat in struktureller Hinsicht zwar absorbierte, doch im öffentlichen Diskurs zu diffamieren versucht. Die mangelnde Identifizierung vieler Liquidatoren mit der jungen Ukraine verunmöglicht allerdings die Re-Interpretation der Vergangenheit zu einer nationalen Heldengeschichte. Ihr „sacrificium“ verliert auf diese Weise ihre Gegenwartsrelevanz und wird in der Gesellschaft eher aus einer ethischen Verbindlichkeit gedacht. Grundsätzlich bleiben Liquidatoren in der heutigen Ukraine nur nominelle Helden, was den Zerfall der Sowjetunion zu ihrem primären Trauma macht und der Gruppenerinnerung an die Havarie nachträglich eine viktimologische Dimension verleiht.

Im „Modus des traumatischen Opfers“ (Assmann 2014: 74) erinnern sich an die Katastrophe von Anfang an umgesiedelte Bürger – Tschernobyl steht also für ihr Selbstbild als Heimatvertriebene. Doch diese Identität ging nicht zwangsläufig mit der Beschuldigung der Sowjetunion einher: so war beispielsweise für viele Prypjater die Umsiedlung umso schmerzhafter, als sie in ihrem Zuhause die Verwirklichung der sowjetischen Utopie sahen, die jetzt verloren gegangen ist. Ihre Tschernobyl-Erinnerung schließt demnach auch die Zeit vor der Reaktorexplosion ein – sie konstituiert die Sperrzone als Gedächtnislandschaft, innerhalb derselben die Havarie nur eine der Vergangenheitscodes darstellt. Dabei sind solche positiven Sinnkonfigurationen, darunter auch die Erinnerung an die Heimat Polissja, integraler Bestandteil des Tschernobyl-Gedächtnisses, denn erst durch den Verlust bzw. durch die Zerstörung damit verbundener positiver Selbstbilder kommen die katastrophischen Interpretationsmuster zustande. Die Erfahrungen der Stigmatisierung oder mangelnder Sichtbarkeit im neuen Staat boten den meisten Umgesiedelten keine Möglichkeit, woanders Wurzeln zu schlagen.

Aber auch für die Mehrheitsbevölkerung stellt die *top-down*-Erinnerung an die Katastrophe offensichtlich ein schwaches Identifikationsangebot dar. Denn das Tschernobyl-„Info-Trauma“ braucht vorerst öffentliche Foren zur Aushandlung bzw. zur Einordnung der kollektiven Erfahrung von 1986: diffuse Ängste nach Tschernobyl müssen zu einer kohärenten Narration verwoben werden, die darüber hinaus einen Gegenwartsbezug braucht. Die ukrainische Gesellschaft steht also erst vor der Aufgabe, die eigene Betroffenheit in Bezug auf Tschernobyl zu definieren und die Erinnerung daran in das kollektive Selbstbild zu integrieren. Die staatliche Vergangenheitsdeutung scheitert in diesem Fall vor allem an seiner antisowjetischen Verankerung, und dies in zweierlei Hinsicht: zum einen kommt es den innergesellschaftlichen Unterschieden in der Bewertung der sowjetischen Epoche nicht nach, zum anderen besiegelt es auch die Indifferenz der jungen Generation gegenüber der Havarie, die in keiner Relation zu ihren Lebenswelten steht.

Das Fehlen eines dominanten Erinnerungsnarratives und eine geringe Identitätsrelevanz Tschernobyls für die Mehrheitsgesellschaft stehen im starken Kontrast zur deutschen Erinnerung an die Katastrophe, deren zentrale atomkritische Denkfigur sich durch Kontinuität und breite Anerkennung auszeichnet. Dieser Unterschied fußt nicht zuletzt auf der informationellen Komponente der Krisenbewältigung nach dem Reaktorunfall: zwar teilen die beiden Nationen die Erfahrung einer totalen Verunsicherung in Bezug auf den Umgang mit Gefahr, doch war diese mit zwei diametralen Ausgangslagen verbunden. In Deutschland rührte die kollektive Verunsicherung von dem *information overload* her: die Vielzahl und die Widersprüchlichkeit von Messdaten, Expertenmeinungen und politischen Maßnahmen haben die Bevölkerung zur Schlussfolgerung veranlasst, dass die Atomkraft nur in Wahrscheinlichkeiten gedacht werden kann und somit prinzipiell unbeherrschbar bleibt. In der

Sowjetunion dagegen fühlten sich die Bürger durch ein *information deficit* konsterniert: beschwichtigende Informationen der kommunistischen Partei fanden große Teile der Bevölkerung kaum überzeugend, doch außer Gerüchten verfügten sie über keinerlei andere Informationsquellen. In diesem Sinne waren die Ukrainer nicht bloß mit dem Verlust der Eindeutigkeit, sondern mit der Unmöglichkeit der Deutung per se konfrontiert. Diese Erfahrung spiegelt sich nicht nur in narrativen Dissonanzen der Tschernobyl-Erinnerung wider, sondern auch in der Mythisierung der traumatischen Vergangenheit: wie Olena Kuprina (2016: 181) anmerkt, wird ein schmerzhaftes Ereignis „durch den mythischen Rahmen sichtbar und sagbar“.

Dieser Rückgriff auf mythische Erklärung als Reaktion auf die Unverlässlichkeit der Welt nach Tschernobyl (Koschmal 2009: 207) setzt sich im heutigen Katastrophengedenken fort: die zu erinnernde Geschichte wird von ihrem soziopolitischen Kontext abstrahiert und auf verfügbare Mythen, vor allem die von Helden und Opfer Tschernobyls reduziert. So wird die Liquidierung der Unfallfolgen durch die heroische Ikonographie von Tschernobyl-Denkmalen in das fundamentale Narrativ des Kampfes zwischen Gut und Böse übersetzt, das sich mit dem sowjetischen Siegermythos verschmilzt. Auch das Tschernobyl-Museum bietet eine sakralisierende Inszenierung der Havarie und nicht ihre historisch-technologische Einordnung, wovon die Dominanz der suggestiven, oft auf christlichen Topoi beruhenden Installationen über aufklärende Informationen bzw. Exponate zeugt. Und obwohl „die affektive Aneignung der eigenen Geschichte“ (Assmann 2014: 40) im Museum durch die Identifikation mit Katastrophenopfern, d.h. mit Tschernobyl-Kindern, Liquidatoren und umgesiedelten Poleschuken angestrebt wird, lösen sich diese vom mythischen Rahmen nicht los – im „Gestus des Aufzählens“ (Koschmal 2009: 215) werden sie in ihrer Masse zu mythischen Gestalten verdichtet bzw. zu Archetypen der Leidensgeschichte Tschernobyls. Hier wird die zentrale Differenz zwischen dem ukrainischen und dem deutschen Katastrophengedenken sichtbar. In der Bundesrepublik wird das Atomunglück in der Gegenwart historisierend „wieder-holt“, um die damit verbundene atomablehnende Haltung zu bekräftigen; im ukrainischen Gedenken erwächst an der Stelle einer identitätsfunktionalen Denkfigur ein abstrahierender Mythos, in dem das Nebeneinander kollektiver Erinnerungen an die Katastrophe erst zu einem gemeinsamen kollektiven Selbstbild integriert werden soll.

Eine ähnliche „verdichtende“ Funktion hinsichtlich der ukrainischen kollektiven Erinnerung erfüllen auch die frühen literarischen Verarbeitungen von Tschernobyl: die ihnen zugrunde liegende apokalyptische Erzählung lässt sich als „Form der Krisenbewältigung“ betrachten, bei der „der Erfahrung von Unsicherheit und Bedrohung einen höheren teleologischen Sinn“ zu verleihen gilt (Busse 2000: 1). Die Bewältigung der Katastrophenerfahrung durch eine „Namensgebung“, konkret durch den Rückgriff auf die Offenbarung Johannes, den Grundtext der abendländischen Eschatologie,

reflektiert auch Oksana Sabuschko (2012: 80): „[D]er Jahrtausende alte heilige, kulturelle Code, der unsere Erfahrung in ein allgemein menschliches, tragisches Szenario einschrieb und ihm auf einmal Sinn gab, schenkte nicht bloß ein wenig Ruhe, sondern war auch der erste Schritt dem Chaos zu begegnen“. So werden in den Texten der „Tschernobyl-Gattung“ diffuse, in vielen Aspekten unbegründete Ängste der ukrainischen Bevölkerung externalisiert. Vor dem Hintergrund des Informationsdefizits und einer kulturpessimistischen Grundhaltung der Schriftsteller entwickelt sich daraus eine exorbitante nationale Schreckensvision. Mit dem technisch-ökologischen Desaster in der Gegenwart geht die Prophezeiung des ukrainischen Untergangs einher: die nationale Zukunft wird sowohl angesichts der befürchteten gesundheitlichen Langzeitfolgen der Strahlung als auch wegen der Zerstörung ukrainischer Kulturräume wie Polesien für verloren erklärt. Ohne zukünftige Generationen wird auch das ukrainische kulturelle Gedächtnis, und das heißt die ukrainische Vergangenheit erlöschen. In diesem Sinne erzählt man Tschernobyl als apokalyptische Geschichte, der das ganze ukrainische Volk zum Opfer fällt. Dabei greifen die Autoren zum pathetischen Gestus und symbolisierenden Darstellungsmitteln, denn die nationale Apokalypse lässt sich nicht in profaner Sprache ausdrücken. So geht es meistens um lyrische Texte, die sich der Katastrophe mittels Metaphorisierung und der Konstruktion von symbolisch stark aufgeladenen Bildern wie den von Tschernobyler Madonna, einer schwangeren Skythin, einem personifizierten Raben, dem Atommonster etc. annähern. Einen ganz anderen Realitätsbezug weisen die fiktionalen Texte von Pausewang und Wolf auf. Zwar bewegen sich diese ebenso im Paradigma des Katastrophismus, doch wird das Geschehene in einer realitätsnahen Darstellung erfasst. Die fiktive Geschichte von Jana-Berta entfaltet ihre Wirkung gerade deswegen, weil sie als „ein reales Szenario“ (Kalmbach 2014: 193) gelesen wird; die zivilisatorische Kritik im *Störfall* speist sich aus der begreiflichen Verunsicherung des Ichs in einem gefährlich gewordenen Alltag, was die Gefühlslage vieler Deutschen nach dem Atomunglück widerspiegelt. Darin kommt eine wesentliche Trennlinie des Tschernobyl-Gedächtnisses zutage: die deutsche realitätsnahe Erinnerung ist um Logos, die ukrainische realitätsferne Erinnerung dagegen um Mythos zentriert.

Die in der frühen Tschernobyl-Literatur prophezeite Apokalypse korrespondiert jedoch nur mit einer kurzen Phase der kollektiven Auseinandersetzung mit dem Reaktorunfall. Ihre Hiobsbotschaft, die aus heutiger Sicht nahezu hysterisch erscheint, kann der modernen ukrainischen Gesellschaft keine sinn-, und somit keine identitätsstiftende Geschichte anbieten: an dieser Stelle lässt sich eine Parallele zu den nicht unumstrittenen Überlegungen von W.G. Sebald ziehen, der eine kollektive Gedächtnislücke bezüglich des Luftkriegstraumas auf das Fehlen der angemessenen Repräsentationen in der deutschen Literatur zurückführte (Sebald 1999). Die kollektive Erinnerung an Tschernobyl bleibt somit in erster Linie an das kommunikative Gedächtnis der Ukrainer angewiesen, das jedoch je nach Erinnerungsmilieu stark variiert. Tschernobyl als ukrainischer



Gedächtnisort ist also durch narrative Dissonanzen, eine schwache Identitätsrelevanz für die Mehrheitsbevölkerung sowie durch einen nahezu fehlenden Gegenwartsbezug gekennzeichnet. Als mythisierte, da unerfasste Vergangenheit, die hauptsächlich durch den sowjetischen Diskurs gerahmt wird, findet Tschernobyl keinen festen Platz im nationalen Selbstbild der Ukrainer und wird daher aus dem öffentlichen Bewusstsein – bis auf das routinisierte Gedenken einmal pro Jahr – verdrängt. Die Übersetzung des kollektiven Katastrophengedächtnisses in Opfer- und Heldennarrative entspricht zwar der diskursiven Tiefenstruktur der ukrainischen Erinnerungskultur, jedoch sind diese Erinnerungsschemata bereits von solchen Mnemotopen wie „Holodomor“, „OUN/UPA“ und „Maidan“ besetzt, die ihrerseits Tschernobyl überschatten. Nur für die unmittelbar betroffenen Gruppen, vor allem für Liquidatoren und Umgesiedelte behält die Katastrophe ihre sinnstiftende Bedeutung als Geschichte des Sieges im Leiden bzw. als Geschichte der Entwurzelung. In der letzten Dekade gibt es allerdings Anzeichen einer Erinnerungswende in Bezug auf den Reaktorunfall: die Öffnung der Sperrzone für Besucher sowie die neueren literarisch-künstlerischen Re-Konstruktionen der „strahlenden“ Vergangenheit können als Versuche betrachtet werden, Tschernobyl aus dem engen Wahrnehmungskorsett der sowjetischen Nuklearkatastrophe zu befreien und im Kontext der gegenwärtigen soziokulturellen Entwicklungen in der Ukraine umzudeuten. Eine solche kritische Reflexion bzw. Re-Interpretation von 1986 birgt das Potential, die damalige kollektive Katastrophenerfahrung zu einem kohärenten Narrativ zu verdichten, das nicht nur eine gemeinschaftsstiftende Kraft besitzen könnte, sondern auch an transnationale Diskurse anschlussfähig wäre. Dies wird freilich davon abhängen, ob neue Erinnerungsmedien der abermaligen Mythisierung der Havarie und der Sperrzone nicht anheimfallen: Anhaltspunkte dafür liefern bereits heute die Positionen von Serhij Myrnyj und dem *ARTEFACT*-Team, die die kollektive Erinnerung an das Leiden durch das Atom in die Erinnerung an den Sieg über das Atom umwandeln wollen, was nichts anderes als eine Reaktivierung sowjetischer Mythen bedeuten würde.

Der Vergleich der deutschen und der ukrainischen Erinnerung an den GAU macht deutlich, dass die größte nukleare Katastrophe in der Menschheitsgeschichte – „die neue *condition humaine* [Herv.im O.]“ (Grandazzi 2006: 9) – eine polyphone, je nach kulturellen Kontext unterschiedlich bewertete Vergangenheit darstellt. Für die (Re-)Konstruktion der Tschernobyler Geschichte in den beiden Gesellschaften erweist sich der jeweilige historisch-ideologische Kontext als ausschlaggebend. Die westdeutsche Wahrnehmung der sowjetischen Atomkatastrophe hat sich vor dem Hintergrund der andauernden gesamtgesellschaftlichen Atomdebatte formiert und ist durch das verfehlte Krisenmanagement der damaligen Bundesregierung in einen breiten Konsens über die Gefährlichkeit der Kernenergie gemündet. Bis heute zeichnet sich die deutsche Erinnerung an Tschernobyl durch den Eindruck einer sich der Kontrolle entziehenden Krise für Gesellschaft und Individuum aus, die ein Super-GAU mit sich bringen kann. Somit steht die Nuklearkatastrophe von 1986 für die

Unverantwortbarkeit der zivilen Nutzung der Kernkraft und somit für ihre Ablehnung; die Erinnerung an Tschernobyl bedeutet somit die Erinnerung an diese kollektive Erkenntnis, die letztlich zu einem politischen Argument geworden ist: denn sie begründet nicht nur den beschlossenen Atomausstieg Deutschlands, sondern auch die energetische Zukunftsvision für die internationale Gemeinschaft. Die abweichende historische Situation in der DDR lässt vermuten, dass die ostdeutsche Erinnerung an Tschernobyl zwar keine vergleichbar starken atomkritischen Bedeutungszuschreibungen beherbergt; jedoch sind ostdeutsche Protestaktionen gegen die Kernenergie, die nach dem Unfall zustande kamen sowie die breite Rezeption von Wolfs Erzählung *Störfall* Indizien dafür, dass die Reaktorexplosion im „Bruderland“ und die Bemühungen der DDR-Regierung, die Berichterstattung darüber zu manipulieren, in Teilen der Bevölkerung ein Umdenken in Bezug auf das „friedliche“ Atom ausgelöst hat. Dass solch ein Umdenken in direkter Relation zur gesellschaftlichen Aufklärung über die Risiken der zivilen Atomkraft steht, bestätigt die ukrainische Tschernobyl-Erinnerung: denn in der ukrainischen Gesellschaft wirft sie heute nicht die Gretchenfrage nach der Nuklearenergie, sondern vor allem nach der sowjetischen Vergangenheit auf.

Wenn man sich im „nuklearen“ Interpretationsrahmen bewegt, dann erscheint Tschernobyl aus der deutsch-ukrainischen Perspektive als geteilter Erinnerungsort: zwar findet sich die Atomkatastrophe von 1986 im Gedächtnishaushalt der beiden Nationen, aber nur im deutschen Kontext hat sie eine starke atomkritische Haltung bewirkt, während in der Ukraine die Verknüpfung der Katastrophe mit inhärenten Risiken der Energiequelle auf der kollektiven Ebene ausgeblieben ist. Das identitätsfunktionale Potential dieser Katastrophenerinnerung geht allerdings über die Grenzen des Atomdiskurses hinaus. Der Nuklearunfall in Tschernobyl hat in der deutschen als auch in der sowjetischen Gesellschaft die Universalität der menschlichen Reaktionen auf eine akute und gleichzeitig „ungreifbare“ Bedrohung aufgedeckt – die Katastrophe kann als existentielle Grunderfahrung gelesen werden. Denn ungeachtet dessen, ob ihre Wahrnehmung unter Bedingungen von *information overload* oder *information deficit* vonstattenging, war eine fundamentale Verunsicherung ihr konstitutives Element. Das prinzipielle Versagen der menschlichen Sinne in der Konfrontation mit der Radioaktivität hat nicht nur den „Verlust der ontologischen Sicherheit“ (Repohl 2019: 53; 97f) verursacht, sondern auch die Aufgabe der informationellen Autonomie des Individuums erzwungen: das Nicht-Wissen-Können hat die Menschen dazu genötigt, „das Diktat der Informationen“ (Beck 1986a: 654) von außen zu akzeptieren und somit die Urteilsbildung an Experten, Politiker, Medien zu delegieren. So gesehen hat die von Serhij Myrnyj (2010) festgestellte „informationelle Katastrophe“ in 1986 nicht ausschließlich die totalitäre sowjetische Gesellschaft getroffen – darin lag die situative Grundlage Tschernobyls, der sich ebenfalls der demokratische Westen stellen musste. Tschernobyl als Katastrophe, die nicht nur die soziale, sondern auch die epistemische Ordnung erschütterte, beansprucht im Zeitalter der Digitalisierung eine globale

erinnerungskulturelle Relevanz, wenn die Pluralisierung und die Dezentralisierung der Informationsquellen die Frage nach „der Gleichsetzung von Information mit Wirklichkeit und damit der Herstellung von Wirklichkeit in der Informationsgestaltung und Informationspolitik“ (Beck 1986a: 655) aufs Neue stellen. In diesem Sinne übernimmt das Projekt *ARTEFACT* eine Vorreiterrolle bei der Reaktualisierung des Tschernobyl-Mnemotops im transnationalen Kontext.

Die Interpretation Tschernobyls als existentielle Störung verleitet zur Suche nach kulturellen oder gar anthropologischen Ursachen der katastrophalen Entwicklung: so stellt einer der wesentlichen Berührungspunkte der deutschen und der ukrainischen Tschernobyl-Literatur die kulturkritische Reflexionen derselben dar. Ähnlich wie das erzählende Ich im *Störfall*, greifen ukrainische Texte das Thema des zivilisatorischen Fortschritts und seines Zerstörungspotentials kritisch auf. Die Überlegungen, dass „die ganze atemlos expandierende ungeheure technische Schöpfung“ (Wolf 2001: 40) den Menschen entgegen aller Erwartungen versklavt und nicht befreit, erwiesen sich als ost-west-übergreifend: die Atomkatastrophe hat auf den beiden Seiten des Eisernen Vorhangs aufgezeigt, dass zivilisatorische „Mittel zur Unterwerfung der Natur“ (Wolf 2001: 52) in letzter Konsequenz Menschen selbst zu „nukleare[n] Geiseln des Fortschritts“ (Kostenko 1998: 85) machen. Die Frage, ob die Evolution des Homo sapiens „in einer Sackgasse enden wird“ (Wolf 2001: 52) bzw. ob der Mensch sich wegen eigener gefährlichen Erfindungen „als Spezies erübrigt“ (Olijnyk 2009: 589), scheint mit Tschernobyl einen universalen Anhaltspunkt erhalten zu haben. Der Topos des „geistigen Tschernobyls“, mit dessen Hilfe die ukrainische Gesellschaft ihre existentielle Katastrophenerfahrung zu erfassen suchte, steht für den „blinden Fleck“ der modernen Risikogesellschaften, die den Zusammenhang von „Reichtumsproduktion und Risikoproduktion“ (Beck 1986b: 17) bis heute verdrängen. In der Erinnerung an die sowjetische Nuklearkatastrophe verdichtet sich somit die Frage nach der ethischen Grenzen des Fortschritts, die im Hinblick auf die transnational diskutierten Themen wie Klimawandel, Künstliche Intelligenz, Gentechnik, Virtual/Augmented Reality und Datenschutz besonders in der abendländischen Geschichtsphilosophie eine zentrale Bedeutung erlangt.

Die Fragen nach der Wissensrestrukturierung in der Zweiten Moderne bzw. nach der Schattenseiten des zivilisatorischen Fortschritts, die der Super-GAU in den Raum gestellt hat, verweisen auf die universelle Dimension Tschernobyls. Es steht nicht bloß für einen der größten technologischen Unfälle des 20. Jahrhunderts: in Anbetracht seiner Auswirkungen gerinnt Tschernobyl zu einer Modellkatastrophe, die über ihren ursprünglichen Zusammenhang hinausgeht und zu einem Deutungshorizont von Erfahrungen in neuen Kontexten avanciert. Dementsprechend verfügt Tschernobyl nicht nur über das Potential eines gemeinsamen deutsch-ukrainischen Erinnerungsortes, sondern erhebt überdies den Anspruch auf den Eingang ins „kosmopolitische

Gedächtnis“ (Levy/Sznajder 2001) als Orientierungshilfe in einer unsicheren bzw. risikobehafteten Zukunft.

## 7. Fazit

Zum 20. Jahrestag von Tschernobyl hat der französische Sozialwissenschaftler Guillaume Grandazzi angesichts einer seines Erachtens revisionistischen Diskussion über die Auswirkungen der Havarie mit Verdrossenheit festgestellt, „daß wir aus dieser Katastrophe wenig gelernt haben“ (Grandazzi 2006: 15). Die vergleichende Analyse der Tschernobyl-Erinnerung in Deutschland und in der Ukraine hat gezeigt, dass diese Aussage zu relativieren ist. Denn eine allgemeingültige „Lehre aus Tschernobyl“ gibt es nicht: die Interpretation der kollektiven Katastrophenerfahrung von 1986 vollzieht sich „standortgebunden“ und läuft nicht zwingend auf die Ablehnung der zivilen Nutzung der Atomkraft hinaus. Die Kontraste des deutsch-ukrainischen Gedächtnisortes Tschernobyl verdeutlichen, dass die Rekonstruktion einer katastrophalen Vergangenheit wie auch ihre Einbeziehung in Gegenwarts- bzw. Zukunftsentwürfe in hohem Maße kulturbedingt sind.

In Deutschland verdichtete sich die Erinnerung an Tschernobyl in der Sinnfigur „Atomkraft? Nein danke!“, die bis heute die politische Position der Mehrheitsgesellschaft bestimmt. Dass der sowjetische Reaktorunfall zum politischen Argument gegen die zivile Nukleartechnologie wurde, beruht im Kontext der westdeutschen Geschichte auf der vorangehenden öffentlichen Atomdebatte, die vor dem Hintergrund der langjährigen Anti-Atomkraft-Bewegung in der BRD verlief. Dank der strukturellen Besonderheiten des Bürgerprotests, der eine große mediale Wirksamkeit erlangte, konnte die breite Bevölkerung der Bundesrepublik für Gefahren der Kernenergie sensibilisiert werden. Daher wurde Tschernobyl zum Maßstab der Bewertung dieser Energiequelle. Die kollektiven Erfahrungen der Verunsicherung im Alltag bzw. der Ohnmacht gegenüber einer sinnlich ungreifbaren Bedrohung wurden von dem misslungenen Krisenmanagement der Regierung maßgeblich verstärkt. Somit hat die westdeutsche Gesellschaft in Tschernobyl einen Beweis für die Unbeherrschbarkeit und insofern Unverantwortbarkeit der Nukleartechnologie erhalten, was eine atomkritische Wende im politisch-gesellschaftlichen Diskurs um die Atomkraft einleitete, die jedoch erst nach Fukushima den Atomausstieg zur Folge hatte. Im ostdeutschen Kontext hat erst die Havarie eine öffentlich wirksame Atomkontroverse in Gang gesetzt, denn vorher wurde die Kernkraftproblematik angesichts des staatlichen Meinungsmonopols nur in oppositionellen Kreisen vereinzelt diskutiert. Die Verknüpfung des ökologischen Engagements mit der politischen Systemkritik bestimmte dabei den Deutungshorizont der Katastrophe in der DDR.

Der narrativen Struktur der deutschen Erinnerung an die Katastrophe wurde anhand der Analyse des Romans *Die Wolke* von Gudrun Pausewang und der Erzählung *Störfall. Nachrichten eines Tages* von Christa Wolf auf die Spur gekommen, die kurz nach Tschernobyl erschienen sind und bis heute als zentrale literarische Verarbeitungen von 1986 gelten. Die beiden Texte erteilen der Atomkraft eine klare Absage, indem sie einen GAU als existentielle Bedrohung für Gesellschaft und Individuum

darstellen. In Pausewangs Roman steht die soziale Vulnerabilität gegenüber den Folgen einer Nuklearkatastrophe im Vordergrund: vor den Augen der Hauptfigur entfaltet sich ein totaler Zusammenbruch der deutschen Gesellschaft, die die Auswirkungen eines Reaktorunfalls in Grafenrheinfeld im soziopolitischen, ökologischen, ökonomischen und nicht zuletzt im ethischen Bereich nicht bewältigen kann. Dabei wird explizit Bezug auf Tschernobyl genommen: Grafenrheinfeld erscheint als Konsequenz, dass die Mahnung Tschernobyls verdrängt wurde und weiterhin auf eine Risikotechnologie gesetzt wurde. Dadurch wird für die sowjetische Katastrophe ein Platz in der deutschen Erinnerungskultur eingefordert. In *Störfall* dagegen weicht eine äußere Handlung dem inneren Monolog der Erzählerin, die aufgrund der eigenen Empfindungen die Verletzlichkeit des Individuums nach Tschernobyl eruiert. In den kontemplativen Reflexionen des Ichs wird die atomkritische Bewertung der Geschehnisse in den technologischen Fortschrittsdiskurs eingebettet, wodurch die Atomkatastrophe zu einem zivilisationskritischen Topos aufsteigt. Die Erzählung von Tschernobyl als Störung der äußeren und inneren Ordnung setzt sich in der analysierten Reisereportage *Tschernobyl Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben* von Merle Hilbk fort, welche ukrainische, weißrussische und deutsche Erinnerungen an die Katastrophe mehr als zwanzig Jahre nach dem Unglück im Fokus hat. Dabei erscheint das Mosaik des osteuropäischen Tschernobyl-Gedächtnisses, das Hilbk aus Lebensgeschichten der interviewten Zeitzeugen zusammenstellt, dem deutschen Katastrophennarrativ untergeordnet: in den Mittelpunkt der Reportage rücken die soziale Marginalisierung und die pessimistische Weltanschauung der Katastrophenopfer, die als implizite Argumente für die von Deutschland vorbildlich gezogene „Lehre aus Tschernobyl“ in Sachen Kernenergie anmuten.

Tschernobyl als atomkritisches Mnemotop zeichnet sich somit in der Bundesrepublik durch eine hohe Stabilität aus und beruht auch heute auf dem breiten gesellschaftlichen Konsens. Gleichwohl hat er keinen Eingang in die nationale deutsche Erinnerungskultur gefunden: mit dem Atomausstieg hat das Katastrophensymbol seine politische Funktion grundsätzlich erfüllt, was aber im selben Zug seine erinnerungskulturelle Aktualität begrenzte. So wird Tschernobyl im nationalen Rahmen nur punktuell und anlassbezogen vergegenwärtigt; dabei nimmt die Erinnerung meistens routinisierte mediale Formen an, die auf die historische Einordnung der Katastrophe abzielen. Die Erinnerung an Tschernobyl wird auf diese Weise konserviert und erfährt kaum Re-Interpretationen. Außerhalb der medialen Rekonstruktionen bleibt sie als latentes Sinnbild im kommunikativen Gedächtnis der Deutschen bestehen. Als sinn- und identitätsstiftende Story bewahrt die Erinnerung ihre Bedeutung vor allem in lokalen Gedächtnismilieus der atomkritischen Bürgerinitiativen und Tschernobyl-Kinder-Hilfsgruppen, die bis heute eine aktive Erinnerungsarbeit bezüglich der Katastrophe betreiben.

Die ukrainische Erinnerung an Tschernobyl steht in einem auffälligen Kontrast zum deutschen Vergangenheitsbild; vor allem im Hinblick auf die untergeordnete Rolle des atomkritischen Narrativs. Dies lässt sich primär mit dem Fehlen einer öffentlichen Diskussion über die zivile Nutzung der Kernenergie erklären, wofür es unter den Einschränkungen der sowjetischen Staatszensur keinen Entfaltungsspielraum gab. Erst am Ende der 1980er Jahre wurde in literarischen Kreisen eine ökologische Debatte entfacht, die bald große Teile der ukrainischen Gesellschaft für die Umweltbewegung mobilisiert hatte. Der ökologisch motivierte Bürgerprotest ist allerdings binnen kurzer Zeit in einer nationalistischen Bewegung aufgegangen, die ihre Kritik von der Umwelt- bzw. Atomkraftthematik auf die „kolonialistische“ Politik Moskaus gegenüber der Ukraine verlagerte. Die Geschichte Tschernobyls erlebte zu dieser Zeit ihre Konjunktur und wurde zu einer der zentralen ukrainischen Gegen-Erinnerungen, welche die sowjetische Macht infrage stellten.

Die antisowjetische Erzählung über die Nuklearkatastrophe gehörte jedoch von Anfang an zum Argumentationsarsenal der ukrainischen Dissidenten und hat sich nicht auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene durchgesetzt. Die restriktive Informationspolitik der Sowjetunion, die eine Vertuschung des Reaktorunfalls und seiner Auswirkungen bezweckte, hat auch die Etablierung eines gemeinschaftsstiftenden Erinnerungsnarrativs in der Ukraine verhindert. Somit ist Tschernobyl als ukrainischer Gedächtnisort durch seine narrative Inkohärenz gekennzeichnet: er zerfällt in ein Nebeneinander von staatlichen Vergangenheitsbildern, traumatischen Erinnerungen der Katastrophenopfer und diffusen Imaginationen der Mehrheitsbevölkerung. Der ukrainische Staat instrumentalisiert die Tschernobyl-Erinnerung für sein antisowjetisches Geschichtsbild: die Inszenierung des Unglücks als Nationaltragödie korrespondiert mit dem viktimisierten nationalen Selbstverständnis. Die unmittelbar Betroffenen bilden indessen eigene Erinnerungsgemeinschaften: während Liquidatoren Träger der im sowjetischen Heldenmythos verwurzelten heroischen Tschernobyl-Erinnerung sind, versinnbildlicht die Katastrophe für umgesiedelte Bürger das Trauma der Entwurzelung. Als mnemotopische Leerstelle erweist sich Tschernobyl dagegen für die Mehrheit der ukrainischen Gesellschaft: diffuse Ängste vor Radioaktivität und die kollektive Verunsicherung angesichts einer manipulierten Krisenkommunikation müssen erst zu einer kohärenten Katastrophenerzählung verwoben werden.

In der ukrainischen Erinnerungskultur wurde die traumatische, wegen der sowjetischen Informationspolitik unerfasste Vergangenheit zu einem kontextenthobenen Mythos verdichtet, der sich der idealtypischen Kategorien „Held“ und „Opfer“ bedient. So wird der Unfall von den meisten Tschernobyl-Denkmälern im heroischen Gestus vergegenwärtigt; das Tschernobyl-Museum bietet dagegen eine opferzentrierte, sakralisierte Aufarbeitung von 1986. Ein eschatologischer Mythos liegt auch der frühen Tschernobyl-Literatur zugrunde: die Untersuchung der lyrischen Texte von Lina

Kostenko, Switlana Jowenko, Borys Olijnyk, Iwan Dratsch und Stepan Sapeljak hat gezeigt, dass die Havarie als nationale Apokalypse rekonstruiert und zu einem Symptom des kulturellen Verfalls der Ukrainer erklärt wurde. Dabei deutet sich in den meisten Texten eine atomkritische Position an, die allerdings nicht techno-, sondern anthropozentrisch begründet wird. Dieser über die Gedächtnismedien vermittelte Mythos von Tschernobyl besitzt allerdings nur einen geringen Gegenwartsbezug, weil das ihm zugrunde liegende überdimensionierte Katastrophenbild aus heutiger Sicht sinnentleert erscheint. Die mangelnde historische Reflexion der Havarie verankert sie in der sowjetischen Geschichte und verhindert ihre Re-Interpretation in der ukrainischen Öffentlichkeit. Tschernobyl bleibt somit eine marginalisierte Erinnerung mit einem schwachen Identitätsangebot für die Mehrheitsgesellschaft; ihre „Identitätskonkretheit“ bewahrt die Katastrophe primär für die unmittelbar betroffenen Gruppen, die jedoch selbst unter einer mangelnden sozialen Sichtbarkeit bzw. einer sozialen Ausgrenzung leiden. Allerdings zeichnet sich im letzten Jahrzehnt eine Erinnerungswende ab: in der ukrainischen Gegenwartsliteratur bzw. Gegenwartskunst lässt sich ein Wiederaufleben des Interesses an der Atomkatastrophe beobachten. Dabei laufen aktuelle Umdeutungen der Havarie auf ihre Desakralisierung bzw. Entmythisierung Tschernobyls und seiner Folgen hinaus.

Insofern wird deutlich, dass auffällige Differenzen der nationalen Erinnerungen an Tschernobyl vor allem auf die unterschiedliche historische Kontextualisierung des Reaktorunfalls zurückzuführen sind. In Westdeutschland haben sich auf die Konstitution der Katastrophenerinnerung die vorangegangene jahrelange Atomkontroverse sowie die chaotische Krisenkommunikation nach dem Unglück ausgewirkt. Die ostdeutsche Erinnerung wurde durch den Zugang zur westlichen Medienberichterstattung geprägt, denn dadurch wurde die manipulative Informationspolitik der SED-Regierung erkennbar. In der Ukraine hat die staatliche Zensur sowohl vor als auch nach der Atomkatastrophe eine kritische Auseinandersetzung mit der zivilen Kernenergie verhindert. In einem solchen sozialen Bezugsrahmen konnte sich die (west-)deutsche Tschernobyl-Erinnerung zum Symbol einer folgenreichen Riesenkatastrophe verdichten, die die atomkritische Haltung der Mehrheitsgesellschaft fundiert; in der Ukraine hat sich angesichts informationeller Lücken nur eine diffuse Katastrophenerinnerung etabliert, die zwischen den mythisierten Erinnerungsfiguren von Tschernobyl-Helden und -Opfern oszilliert und mithin keine gemeinschaftsstiftende Kraft entfalten kann. In Anbetracht dieser funktionellen Unterschiede im Identitätshaushalt der jeweiligen Nation stellt Tschernobyl einen geteilten Erinnerungsort der deutsch-ukrainischen Beziehungsgeschichte dar, der allerdings über das Potential eines gemeinsamen *lieu de mémoire* verfügt. Sowohl in Deutschland als auch in der Ukraine wurde die Atomkatastrophe zu einer existentiellen Erfahrung in zweierlei Hinsicht: sie hat zum einen die Frage nach der informationellen Autonomie und somit nach der Souveränität der Urteilsbildung des Individuums und zum anderen die Frage nach den ethischen



Grenzen des zivilisatorischen Fortschritts aufgeworfen. Die Universalität dieser Fragestellungen bietet die Möglichkeit, einer transnationalen Erinnerung an Tschernobyl auf die Spur zu kommen. Ein kosmopolitisches Modell des „strahlenden“ Gedächtnisortes setzt jedoch die Erforschung der Tschernobyl-Erinnerung in anderen nationalen bzw. nationenübergreifenden Kontexten voraus. Ein wichtiger Schritt wäre es in diesem Sinne die Analyse einer Katastrophenerinnerung im ost- sowie im westeuropäischen Rahmen mit dem Versuch, Tschernobyl als gemeinsame europäische Vergangenheit auszulegen, zu erweitern.

Denn der Geschichte von Tschernobyl wohnt ein starker Gedächtnisimperativ inne. Durch die Nuklearkatastrophe wurde das herkömmliche Täter-Opfer-Schema bereits zum zweiten Mal außer Kraft gesetzt. Wie im Falle von Hiroshima und Nagasaki, erfahren hier die Kategorien „Täter“ und „Opfer“ einen fundamentalen Deutungswandel: sie referieren nicht mehr auf unterschiedliche Subjekte. Die Kernspaltung hat die Menschheit zu Tätern und Opfern gleichzeitig gemacht. Die Erinnerung an die Atomkatastrophe heißt daher, der eigenen Ohnmacht und der eigenen Schuld im selben Zug eingedenk zu bleiben – ein doppelter Grund für ihre Verdrängung. Doch die Weltgemeinschaft braucht das Tschernobyl-Gedächtnis, das ihr den Spiegel vorhält: nicht nur Kriege und Konflikte, sondern auch die eigenen Fortschrittsutopien können ihr Ende sein.

## Literaturverzeichnis

„86“ Festival of Film and Urbanism (2018): “86” public statement on “Small Cities — Big Impressions” competition, in: „86“ Festival of Film and Urbanism, 28.10.2018. URL: <http://www.86.org.ua/en/86-letter/>, Zugriffsdatum: 01.09.2020.

Abele, Johannes (2000): Kernkraft in der DDR. Zwischen nationaler Industriepolitik und sozialistischer Zusammenarbeit 1963–1990. Dresden: Hanna-Arendt-Institut für Totalitarismusforschung e.V.

Ahrberg, Edda (2014): Erika Drees geborene von Winterfeld. Ein politischer Lebensweg 1935 bis 2009. 2. Auflage. Hasenverlag: Halle (Zeit-Geschichte(n), Band 4).

Alexijewitsch, Svetlana (2015): Tschernobyl: Eine Chronik der Zukunft. München/Berlin/Zürich: Piper.

Anders, Günther (1986): Die atomare Drohung. Radikale Überlegungen. 5., erweiterte Aufl. München: C.H. Beck (Gesammelte Schriften / Günther Anders, Bd. 238).

Applebaum, Anne (2019): Roter Hunger: Stalins Krieg gegen die Ukraine. Siedler Verlag: München.

Arndt, Melanie (2011): Tschernobyl. Auswirkungen des Reaktorunfalls auf die Bundesrepublik Deutschland und die DDR. 3. überarbeitete Auflage. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen.

Arndt, Melanie (2012): Memories, Commemorations, and Representations of Chernobyl: Introduction, in: *Anthropology of East Europe Review* 30 (1), 1-12.

Arndt, Melanie (2016a): Einleitung: Ökologie und Zivilgesellschaft, in: Dies. (Hg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Berlin: Links, 10-24.

Arndt, Melanie (2016b): Tschernobyl – die bekannte, unbekannte Katastrophe, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 18.03.2016. URL: <https://www.bpb.de/apuz/222976/tschernobyl-die-bekannte-unbekannte-katastrophe>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Arndt, Melanie (2020): Tschernobylkinder. Die transnationale Geschichte einer nuklearen Katastrophe. Gottingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Assmann, Aleida (1999): Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München: C.H. Beck.

Assmann, Aleida (2012): Auf dem Weg zu einer europäischen Gedächtniskultur. Wien: Picus.

Assmann, Aleida (2013): Das neue Unbehagen an der Kultur. Eine Intervention. München: C.H.Beck.

- Assmann, Aleida (2014): *Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik*. 2. Auflage. München: C.H. Beck.
- Assmann, Jan (1988): Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: Assmann, Jan/ Hölcher, Tonio (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 9-19.
- Assmann, Jan (1992): *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: C.H. Beck (Beck'sche Reihe, 1307).
- Axer, Christine (2011): *Die Aufarbeitung der NS-Vergangenheit. Deutschland und Österreich im Vergleich und im Spiegel der französischen Öffentlichkeit*. Köln: Böhlau.
- Baberowski, Jörg (2015): *Verwüstetes Land: Die Sowjetunion nach Holocaust und Krieg*, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 22.05.2015. URL: <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/deutschlandarchiv/207010/verwuestetes-land-die-sowjetunion-nach-holocaust-und-krieg>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Bankoff, Greg (2003): *Cultures of Coping: Adaptation to Hazard and Living with Disaster in the Philippines*, in: *Philippine Sociological Review*, 51 (1/4), 2003, 1-16.
- Bayer, Florian (2014): *Die Ablehnung der Kernenergie in Österreich: Ein Anti-Atom-Konsens als Errungenschaft einer sozialen Bewegung?* In: *Zeitschrift für Sozialen Fortschritt* 3 (3), 170-187.
- Beck, Ulrich (1986a): *Der anthropologische Schock. Tschernobyl und die Konturen der Risikogesellschaft*, in: *Merkur* 40 (450), 653-663.
- Beck, Ulrich (1986b): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich/ Bonß, Wolfgang (Hg.)(2001): *Die Modernisierung der Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Becker, Markus/ Simons, Stefan (2011): *Fukushima-Spuren erreichen Europa*, in: *SPIEGEL*, 23.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/natur/akw-katastrophe-fukushima-spuren-erreichen-europa-a-752780.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020
- Berger, Stefan/ Borsdorf, Ulrich/ Claßen, Ludher/ Grüt-ter, Heinrich Theodor/ Nellen, Dieter (Hg.)(2019): *Zeit-Räume Ruhr. Erinnerungsorte des Ruhrgebiets*. Essen: Klartext.
- Böcking, David (2011): *Darf ich jetzt noch Sushi essen?* in: *SPIEGEL*, 22.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wirtschaft/service/angst-vor-strahlen-darf-ich-jetzt-noch-sushi-essen-a-752545.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.

- Böhm, Monika (1996): Der Normmensch. Materielle und prozedurale Aspekte des Schutzes der menschlichen Gesundheit vor Umweltschadstoffen. Tübingen: Mohr (Jus publicum, 16).
- Boie, Johannes (2011): Moralin. Gudrun Pausewangs „Die Wolke“ schwebt in die Bestsellerlisten. In: Süddeutsche Zeitung vom 15. März 2011. Staas, Christian (2015): Jugendliteratur - Ghetto-Thriller und KZ-Romanze, In: DIE ZEIT, Nr. 10/2015.
- Bond, Lucy/ Rapson, Jessica (Hg.): The Transcultural Turn: Interrogating Memory Between and Beyond Borders. Berlin/New York: de Gruyter.
- Bösch, Frank (2019): Zeitenwende 1979. Als die Welt von heute begann. 5. Auflage. München: C.H. Beck.
- Bredies, Ingmar (2010). Volle Fahrt zurück! Richtungswechsel in der Geschichts- und Identitätspolitik, in: Ukraine-Analysen, 75 (5), 2-6.
- Briukhovetska, Olga (2016): „Nuclear Belonging“: „Chernobyl“ in Belarusian, Ukrainian (and Russian) films, in: Brouwer, Sander (Hg.): Contested Interpretations of the Past in Polish, Russian, and Ukrainian Film. Screen as Battlefield. Leiden/Boston: Brill Rodopi, 95-122.
- Brix, Emile/ Bruckmüller, Ernst/ Stekl, Hannes (Hg.)(2004/5): Memoria Austriae. Bd.1-3. Wien: Böhlau Verlag.
- Brown, Kate (2019): Manual for Survival. A Chernobyl Guide to the Future. New York: W.W. Norton & Company.
- Bruder, Franziska (2007): „Den ukrainischen Staat erkämpfen oder sterben!“ Die Organisation ukrainischer Nationalisten (OUN) 1929–1948. Berlin: Metropol.
- Buch, Hans Christoph (1979): Bericht aus dem Inneren der Unruhe: Gorlebener Tagebuch. Frankfurt am Main: März bei Zweitausendeins.
- Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (2010): Tschernobyl und die Folgen. URL: <https://www.bmu.de/themen/atomenergie-strahlenschutz/nukleare-sicherheit/tschernobyl-und-die-folgen/>, Zugriffsdatum: 28.02.2020.
- Bürkner, Daniel (2016): Das Unsichtbare sichtbar machen? Tschernobyl in der Fotografie, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 05.04.2016. URL: <https://www.bpb.de/gesellschaft/umwelt/tschernobyl/224194/-das-unsichtbare-sichtbar-machen>, Zugriffsdatum: 06.05.2020
- Busse, Tanja (2000): Weltuntergang als Erlebnis. Apokalyptische Erzählungen in den Massenmedien. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.

- Chaumont, Jean-Michel/ Laugstien, Thomas (2001): Die Konkurrenz der Opfer. Genozid, Identität und Anerkennung. 1. Aufl. Lüneburg: Zu Klampen.
- Claussen, Johann Hinrich (2010): Gottes Häuser oder Die Kunst, Kirchen zu bauen und zu verstehen. Vom frühen Christentum bis heute. In Zusammenarbeit mit Christof Jaeger. München: C. H. Beck, 81-89.
- Czaplinski, Marek/ Hahn, Hans-Joachim/ Weger, Tobias (Hg.)(2005): Schlesische Erinnerungsorte. Gedächtnis und Identität einer mitteleuropäischen Region. Dresden: Neisse.
- Dall'Armi, Julia von (2018): Poetik der Spaltung: Kernenergie in der deutschen Literatur 1906-2011. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Dambeck, Holger (2011): Experten glauben nicht an Tschernobyl-Neuaufgabe, in: SPIEGEL Online, 14.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/havariertes-akw-experten-glauben-nicht-an-tschernobyl-neuaufgabe-a-750855.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.
- Das Ukrainische Radio (2015): Ukraine gedenkt Tschernobyl-Liquidatoren, in: Das Ukrainische Radio, 14.12.2015. URL: <http://www.nrcu.gov.ua/de/news.html?newsID=14110>, Zugriffsdatum: 08.02.2020.
- Dawson, Jane (1996): Eco-nationalism. Anti-nuclear Activism and National Identity in Russia, Lithuania, and Ukraine. Durham: Duke University Press.
- De Santis, Raffaella (2019): I libri più belli dell'anno ve li consiglia Robinson, in: la Repubblica, 28.12.2019. URL: [https://www.repubblica.it/robinson/2019/12/28/news/i\\_libri\\_piu\\_belli\\_dell\\_anno\\_ve\\_li\\_consiglia\\_robinson-244562196/](https://www.repubblica.it/robinson/2019/12/28/news/i_libri_piu_belli_dell_anno_ve_li_consiglia_robinson-244562196/), Zugriffsdatum: 25.08. 2020.
- Deggerich, Markus/ Fröhlingsdorf, Michael (2008): Merckels Atlas, in: SPIEGEL 43/2008 vom 20.10.2008, 47. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-61366517.html>, Zugriffsdatum: 03.04.2020.
- Delisle, Manon (2001): Weltuntergang ohne Ende: Ikonographie und Inszenierung der Katastrophe bei Christa Wolf, Peter Weiss und Hans Magnus Enzensberger. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) (Hg.): Bericht Nr. 14 zur Strahlensituation auf dem Territorium der DDR infolge der Havarie im KKW Tschernobyl/UdSSR, 7.5.1986, 15 Uhr, MfS, HA XVIII, Nr. 11647, T. 1, Bl. 176–185.

Der Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) (2016): Tschernobyl. Der Super-GAU und die Stasi. URL: [https://www.bstu.de/assets/bstu/de/Publikationen/dh\\_15\\_tschernobyl\\_barrierefrei.pdf](https://www.bstu.de/assets/bstu/de/Publikationen/dh_15_tschernobyl_barrierefrei.pdf), Zugriffsdatum: 01.03.2020.

Dersee, Thomas (2003): Tschernobyl in Westdeutschland und West-Berlin – zwischen staatlicher Unfähigkeit, Engagement und Hysterie, in: Friedrich Ebert Stiftung (Hg.): Tschernobyl und die DDR: Fakten und Verschleierungen – Auswirkungen bis heute? Magdeburg: Landesbüro Sachsen-Anhalt, 20-23.

Deutsche Bundesregierung (2011): Regierungserklärung von Bundeskanzlerin Angela Merkel zur Energiepolitik "Der Weg zur Energie der Zukunft". Mitschrift vom 09.06.2011. URL: <https://archiv.bundesregierung.de/archiv-de/regierungserklaerung-von-bundeskanzlerin-angela-merkel-zur-energiepolitik-der-weg-zur-energie-der-zukunft-mitschrift--1008262>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.

Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16522-16528. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16542-16544. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

Deutscher Bundestag (1986): Stenografischer Bericht, 215. Sitzung am 14.05.1986, Plenarprotokoll 10/215, Sp. 16554-16558. URL: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btp/10/10215.pdf#P.16574>, Zugriffsdatum: 29.03.2020.

Deutscher Bundestag (2016): Tschernobyl und Fukushima mahnen – Verantwortungsbewusster Umgang mit den Risiken der Atomkraft und weitere Unterstützung der durch die Reaktorkatastrophen betroffenen Menschen. Antrag der Fraktionen der CDU/CSU und SPD, 18. Wahlperiode. Drucksache 18/8239, 26.04.2016. URL: <https://dip21.bundestag.de/dip21/btd/18/082/1808239.pdf>, Zugriffsdatum: 10.05.2020.

Deutschlandradio (2010): Die Anti-Atomkraft-Bewegung eint Generationen. Gerd Rosenkranz und Luise Neumann-Cosel im Gespräch mit Susanne Führer, in: Deutschlandradio, 16.09.2010. URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-anti-atomkraft-bewegung-eint-generationen.954.de.html?dram:article\\_id=145619](https://www.deutschlandfunkkultur.de/die-anti-atomkraft-bewegung-eint-generationen.954.de.html?dram:article_id=145619), Zugriffsdatum: 03.05.2020.

- Dimbath, Oliver/ Heinlein, Michael (2020): Einleitung: Soziale Gedächtnisse der Katastrophe. In: Dimbath, Oliver/ Heinlein, Michael (Hg.): Katastrophen zwischen sozialem Erinnern und Vergessen. Zur Theorie und Empirie sozialer Katastrophengedächtnisse. Wiesbaden: Springer, 1–18.
- Dombrowsky, Wolf (1987): Das Tschernobyl-Syndrom: Katastrophen als verhaltensändernde Ereignisse, in: Friedrichs, Jürgen (Hg.): Technik und sozialer Wandel. 23. Deutscher Soziologentag 1986. Beiträge der Sektionen und Ad-Hoc-Gruppen. Opladen: Westdeutscher Verlag, 710-712.
- Dratsch, Iwan (2002): Tschornobyl'ska Madonna, in: Ders. (Hg.) Anatomija blyskawky. Ausgewählt Werke. Charkiw: Folio, 304-335.
- Dreisbach, Ariane (2018): Zwei Leben in Wiltscha, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.04.2018. URL: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/tschernobyl-jahrestag-zwei-leben-in-wiltscha-15556340.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020
- Dube, Norbert (1988): Die öffentliche Meinung zur Kernenergie in der Bundesrepublik Deutschland, 1955-1986. Eine Dokumentation. WZB- Paper FS II 88–203. Berlin: Wissenschaftszentrum, 9-11.
- Dutschke, Rudi (2003): Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963-1979. Köln: Kiepenheuer und Witsch.
- Dzerkalo tyzhnja (2011): Serjosnych awarij na ukrajinskykh AES bojatsja 70% hromadjan, in: dt.ua, 17.03.2011. URL: [https://dt.ua/SOCIETY/seryoznih\\_avariy\\_na\\_ukrayinskih\\_aes\\_boya-tsya\\_70\\_gromadyan.html](https://dt.ua/SOCIETY/seryoznih_avariy_na_ukrayinskih_aes_boya-tsya_70_gromadyan.html), Zugriffsdatum: 01.06.2020.
- Dzjuba, Iwan (2006): Zvykannia do apokalipsusy? in: Ders. (Hg.): S krynyzi lit, Bd 1. Kyjiw: Kyjiwo-Mohyljanska Akademia, 360-370.
- Eder, Klaus/ Spohn, Willfried (Hg.): Collective Memory and European Identity: The Effects of Integration and Enlargement. Aldershot: Ashgate.
- Edition Lammerhuber (2014): Der lange Schatten von Tschernobyl. Klappentext zum gleichnamigen Bildband von Gerd Ludwig. URL: <https://edition.lammerhuber.at/buecher/der-lange-schatten-von-tschernobyl>, Zugriffsdatum: 06.05.2020.
- Ehlerding, Susanne/ Zaremba, Nora/ Hommers, Helge/ Wadewitz, Felix/ Schauwed, Christian (2019): Thunberg löst emotionale Debatte über Atomenergie aus. Streit um Klimaschutz, in: Der Tagesspiegel, 22.03.2019. URL: <https://www.tagesspiegel.de/wirtschaft/streit-um-klimaschutz-thunberg-loest-emotionale-debatte-ueber-atomenergie-aus/24131210.html>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Ehrenstein, Claudia (1996): Die Angst der Deutschen vor dem radioaktiven Fallout, in: DIE WELT vom 09.04.1996. URL: <https://www.welt.de/print-welt/article647146/Die-Angst-der-Deutschen-vor-dem-radioaktiven-Fallout.html>, Zugriffsdatum: 24.03.2020.

Elektrizitätswerke Schönau: Die Geschichte der EWS. URL: <https://www.ews-schoenau.de/ews/geschichte/>, Zugriffsdatum: 01.04.2020.

Ergen, Timur (2015): Große Hoffnungen und brüchige Koalitionen: Industrie, Politik und die schwierige Durchsetzung der Photovoltaik. Frankfurt/New York: Campus (Schriften aus dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung Köln, Band 83).

Erll, Astrid (2008): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. In: Ansgar Nünning und Vera Nünning (Hg.): Einführung in die Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven. Stuttgart: J.B. Metzler, 156–185.

Erll, Astrid (2011): „Travelling Memory“, in: Crownshaw, Rick (Hg.): Transcultural Memory. Sonderheft Parallax 17 (4), 4–18.

Erll, Astrid (2017): Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: J.B. Metzler.

Ernst, Leonie (2019): " ... the only one left in the world". Postapokalyptische Robinsonaden : Gattungskonzeption und -analyse unter besonderer Berücksichtigung der zivilisationskritischen Intention. Würzburg: Königshausen & Neumann (Text & Theorie, Band 21).

Esslinger, Detlef (2016): Zweiter Weltkrieg in der Ukraine: Die Wahl zwischen Böse und Böse: In: Süddeutsche Zeitung, 30.07.2016. URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/historie-die-wahl-zwischen-boese-und-boese-1.3098359-0>, Zugriffsdatum: 29.11.2019.

Evangelischer Pressedienst (2019): Atomkraftgegner rufen zu Mahnwachen und Gedenken auf – 33 Jahre Tschernobyl-Katastrophe, in: Domradio, 26.04.2019. URL: <https://www.domradio.de/themen/ethik-und-moral/2019-04-26/33-jahre-tschernobyl-katastrophe-atomkraftgegner-rufen-zu-mahnwachen-und-gedenken-auf>, Zugriffsdatum: 07.05.2020.

Faulenbach, Bernd/ Jelic, Franz-Josef (2007): "Transformationen" der Erinnerungskulturen in Europa nach 1989. Essen: Klartext Verlag.

Feshbach, Murray/ Friendly, Alfred Jr. (1992): Ecocide in the USSR: Ecocide in the USSR: Health and Nature Under Siege. New York: Basic Books.

Firsching, Annette (1996): Kontinuität und Wandel im Werk von Christa Wolf. Würzburg: Königshausen & Neumann (Würzburger Beiträge zur deutschen Philologie, Bd. 16).



Fischer, Eva/ Hoppe, Till (2019): EU-Staaten einigen sich auf Klimaziel für 2050 – aber Polen macht nicht mit, in: Handelsblatt, 13.12.2019. URL: <https://www.handelsblatt.com/politik/international/eu-gipfel-eu-staaten-einigen-sich-auf-klimaziel-fuer-2050-aber-polen-macht-nicht-mit/25330922.html>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Fleischhauer, Carsten/ Turkowski, Guntram (Hg.)(2006): Schleswig-Holsteinische Erinnerungsorte. Heide: Boyens Buchverlag.

François, Etienne/ Schulze, Hagen (2009): Einleitung, in: Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I. München: C.H.Beck, 9-26.

Gerndt, Helge (1990): Tschernobyl als kulturelle Tatsache, in: Harmening, Dieter/ Wimmer, Erich (Hg.): Volkskultur – Geschichte – Region. Festschrift für Wolfgang Brückner zum 60. Geburtstag. Würzburg: Königshausen und Neumann, 155–176.

Gerste, Margrit (1986): Kernkraft-Protest im Dreiländereck: Die Angst vor den Beton-Türmen, in: Die Zeit 21, 16.05.1986. URL: <https://www.zeit.de/1986/21/die-angst-vor-den-beton-tuermen/komplettansicht>, Zugriffsdatum: 28.03.2020

Geschichtswerkstatt Tschernobyl (2013): Interview von Natalia Kozlova mit Tatiana Suprun am 01.11.2013, in: Tschernobyl Archiv, F.2: Interviews mit Umsiedlern aus der Sperrzone infolge des Reaktorunfalls im Kernkraftwerk Tschernobyl. URL: [http://www.1986.org.ua/uk/archive/memories/тетяна\\_супрун](http://www.1986.org.ua/uk/archive/memories/тетяна_супрун), Zugriffsdatum: 30.05.2020.

Glasner, Peter (2001): Mnemotop. In: Pethes, Nicolas/Ruchatz, Jens (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon. Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, 306-307.

Gleitsmann, Rolf-Jürgen (1987): Die Anfänge der Atomenergienutzung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Hermann, Armin/ Schumacher, Rolf (Hg.): Das Ende des Atomzeitalters? Eine sachlich-kritische Dokumentation. München: Moos, 23-41.

Gnauck, Gerhard: Der zweite Kniefall von Warschau. In: Neue Züricher Zeitung, 14.10.2016. URL: <https://www.nzz.ch/feuilleton/zeitgeschehen/ein-polnischer-spielfilm-ueber-die-wolhynien-massaker-der-zweite-kniefall-von-warschau-ld.121917>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

Golczewski, Frank (2010): Deutsche und Ukrainer 1914-1939. Paderborn: Ferdinand Schöningh.

Grandazzi, Guillaume (2006): Die Zukunft erinnern. Gedenken an Tschernobyl, in: Osteuropa 56 (4), 7-18.

Greenpeace (2014): Lifetime extension of ageing nuclear power plants: Entering a new era of risk. Report commissioned by Greenpeace. URL: [https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/publications/lifetime\\_extension\\_of\\_ageing\\_nuclear\\_power\\_plants.pdf](https://www.greenpeace.de/sites/www.greenpeace.de/files/publications/lifetime_extension_of_ageing_nuclear_power_plants.pdf), Zugriffsdatum: 05.02.2020.

Günther, Hans (2016): Der sozialistische Übermensch: Maksim Gor'kij und der sowjetische Heldenmythos. Stuttgart: J.B. Metzler.

Guski, Andreas (2008): Die Stimme der Opfer. Vom Umgang mit Katastrophen in Russland, in: Osteuropa 58 (4-5), 69-80.

Hahn, Hans Henning/ Traba, Robert (2015): Wovon die deutsch-polnischen Erinnerungsorte (nicht) erzählen, in: Ders (Hg.): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 1: Geteilt, Gemeinsam. Paderborn/München/Wien: Ferdinand Schöningh, 11-50.

Hahn, Hans Henning/ Traba, Robert (Hg.)(2012/15): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 1-5. Paderborn/München/Wien: Ferdinand Schöningh.

Halbwachs, Maurice (1985): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 538).

Hamm, Horst (2015): Strahlende Landschaften, in: Süddeutsche Zeitung vom 04.04.2015. URL: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/uranabbau-in-ostdeutschland-strahlende-landschaften-1.2421153-0>, Zugriffsdatum: 19.04.2020.

Hammerstein, Katrin (2008): Wider den Muff von 1000 Jahren. Die 68er Bewegung und der Nationalsozialismus, in: Bundeszentrale für politische Bildung, 05.06.2008. URL: <https://www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/68er-bewegung/51791/wider-den-muff-von-1000-jahren>, Zugriffsdatum: 30.09.2019.

Harvard University (o.D.): Serhii Plokhii. Department of History. URL: <https://history.fas.harvard.edu/people/serhii-plokhii>, Zugriffsdatum: 25.06.2020.

Hauff, Volker (Hg.)(1979): Energiediskussion in Europa. Villingen: Neckar Verlag.

Hellbeck, Jochen/ Pastushenko, Tetiana/ Tytarenko, Dmytro (2017): „Wir werden siegen, wie schon vor 70 Jahren unsere Großväter gesiegt haben.“ Weltkriegsgedenken in der Ukraine im Schatten des neuerlichen Kriegs, in: Gabowitsch, Mischa / Gdaniec, Cordula / Makhotina, Ekaterina (Hg.): Kriegsgedenken als Event. Der 9. Mai 2015 im postsozialistischen Europa. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 41-66;

- Herder-Institut (2018): Atomgrad. Kerntechnische Moderne im östlichen Europa, 1966-2016, in: Jahresbericht 2018, 66-67. URL: [https://www.herder-institut.de/fileadmin/user\\_upload/pdf/jahresberichte/Jahresbericht\\_2018.pdf](https://www.herder-institut.de/fileadmin/user_upload/pdf/jahresberichte/Jahresbericht_2018.pdf), Zugriffsdatum: 27.05.2020.
- Hertfelder, Thomas (2017): Opfer, Täter, Demokraten. Über das Unbehagen an der Erinnerungskultur und die neue Meistererzählung der Demokratie in Deutschland, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 65, 365-393.
- Hilbk, Merle (2011): Tschernobyl-Baby. Wie wir lernten, das Atom zu lieben. Frankfurt am Main: Eichborn.
- Hilzinger, Sonja (2001): Entstehung, Veröffentlichung und Rezeption, in: Wolf, Christa (2001): Störfall. Nachrichten eines Tages; Verblendung. Disput über einen Störfall. München: Luchterhand, 380-388.
- Hilzinger, Sonja (2007): Christa Wolf. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp BasisBiographie).
- Hladun, Oleh (2006): Mischnarodna tryjennale dysaj-n-hrafiky "4-yj blok" w konteksti sutschasnoho mystetwa, in: Wisnyk HDADM 2, 14-20.
- Hofmann, Tetjana (2014): Literarische Ethnographien der Ukraine. Prosa nach 1991. Basel: Schwabe.
- Högselius, Per (2010): Die Deutsch-Deutsche Geschichte des Kernkraftwerkes Greifswald: Atomenergie Zwischen Ost und West. Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Hörbelt, Christian (2017): Eine erinnerungskulturelle Zerreißprobe: Wie das Ukrainische Institut für Nationale Erinnerung ein neues nationalukrainisches Narrativ konstruiert, in: Ukraine-Analyse 193, 11-15.
- Hryshko, Liliya (2011): Tschornobylzi-likwidatory chotschut nahadaty wladı pro swoji problemy, in: Deutsche Welle, 16.03.2011. URL: <https://www.dw.com/uk/чорнобильці-ліквідатори-хочуть-нагадати-владі-про-свої-проблеми/a-14913315>, Zugriffsdatum: 04.06.2020.
- Hrytsak, Jaroslaw (2016): Die Entwicklung der ukrainischen Erinnerungskultur seit 1991. Vortrag auf der Konferenz: „Aus der Geschichte lernen? Erinnerungskultur als Weg zu einer europäischen Verständigung“ vom 27. bis 30. Oktober 2016 in Warschau. URL: [http://ibb-d.de/wp/wp-content/uploads/2016/12/Vortrag\\_Jaroslaw\\_Hrytsak.pdf](http://ibb-d.de/wp/wp-content/uploads/2016/12/Vortrag_Jaroslaw_Hrytsak.pdf), Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Huff, Tobias (2014): Über die Umweltpolitik der DDR. Konzepte, Strukturen, Versagen, in: Geschichte und Gesellschaft 40 (2014), 523 – 554.

Hunder, Max (2019): HBO show success drives Chernobyl tourism boom, in: Reuters, 04.06.2019. URL: <https://www.reuters.com/article/us-ukraine-chernobyl-tourism-idUSKCN1T51MF>, Zugriffsdatum: 12.07.2020.

Hundorova, Tamara (2019): *The Post-Chornobyl Library. Ukrainian Postmodernism of the 1990s*. Boston: Academic Studies Press.

Huyssen, Andreas (2000): Present Pasts: Media, Politics, Amnesia, in: *Public Culture*, Volume 12 (1), 21-38.

Huyssen, Andreas (2003): *Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory*. Stanford: Stanford UP.

Inge, Adriansen (2010): *Erindringssteder i Danmark. Monumenter, Mindesmærker og Mødesteder*. København: Museum Tusculanum Press.

Interfax-Ukraina (2019): Kil'kist' vidviduvačiv Čornobyl's'koji zony za 10 mis.- 2019 zrosla na 75%, in: Interfax-Ukraina, 01.11.2019. URL: <https://ua.interfax.com.ua/news/general/622209.html>, Zugriffsdatum: 25.06.2020.

Internationales Bildungs- und Begegnungswerk (IBB) (2014): *Grenzen überwinden, overcome boundaries, преодолевам границы*. Dortmund: IBB. URL: [https://issuu.com/pvbuechel/docs/ibb\\_grenzen\\_berwinden\\_d](https://issuu.com/pvbuechel/docs/ibb_grenzen_berwinden_d), Zugriffsdatum. 02.03.2020.

Isnenghi, Mario (1987-97)(Hg.): *I luoghi della memoria*. Bd. 1-3. Rom/Bari: Laterza.

Ivanova, Alexandra (2016): Wenn aus Tschernobyl Deutsch-Pop wird. Über Merle Hilbks ‚halbe Reisereportage‘, in: *literaturkritik.de*, 18.03.2016. URL: <https://literaturkritik.de/id/21820>, Zugriffsdatum. 02.03.2020.

Jacob, Katharina (2017): *Linguistik des Entscheidens: Eine kommunikative Praxis in funktionalpragmatischer und diskurslinguistischer Perspektive*. Berlin/Boston: De Gruyter.

Jäger, Siegfried/ Maier, Florentine (2014): *Analysing discourses and dispositives. A Foucauldian approach to theory and methodology*, in: Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung, 2014. URL: <https://www.diss-duisburg.de/2014/06/analysing-discourses-and-dispositives/>, Zugriffsdatum: 06.03.2020.

Jaworski, Rudolf (2004): *Geschichtsdenken im Umbruch. Osteuropäische Vergangenheitsdiskurse im Vergleich*, in: Corbea-Hoisie, Andrei/Jaworski, Rudolf /Sommer, Monika (Hg.): *Umbruch im östlichen Europa. Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis*. Innsbruck: Studienverlag, 27-44.

- Jilge, Wilfried (2004): Holodomor und Nation. Der Hunger im ukrainischen Geschichtsbild, in: Osteuropa (54) 12, 147-164.
- Jilge, Wilfried (2006): Nationale Geschichtspolitik während der Zeit der Perestroika in der Ukraine, in: Altrichter, Helmut (Hg.): GegenErinnerung: Geschichte als politisches Argument im Transformationsprozess Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas. München: Oldenbourg, 99-128.
- Jilge, Wilfried (2008a): Die „Große Hungersnot“ in Geschichte und Erinnerungskultur der Ukraine. Eine Einführung, in: Kaminsky, Anna (Hg.): Erinnerungsorte an den Holodomor 1932/33 in der Ukraine. Leipzig: Universitätsverlag, 11-24.
- Jilge, Wilfried (2008b): Nationalukrainischer Befreiungskampf. Die Umwertung des Zweiten Weltkriegs in der Ukraine, in: Osteuropa 58 (6), 167-186.
- Jobst, Kerstin S. (2010): Geschichte der Ukraine. Stuttgart: Philipp Reclam (Reclam Sachbuch, Nr. 18729).
- Jobst, Kerstin S. (2013): Die Auswirkungen der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, in: Malek, Martin/ Schor-Tschudnowskaja, Anna (Hg.): Der Zerfall der Sowjetunion. Ursachen – Begleiterscheinungen – Hintergründe. Baden-Baden: Nomos, 251-267.
- Jordan, Katrin (2018): Ausgestrahlt. Die mediale Debatte um „Tschernobyl“ in der Bundesrepublik und in Frankreich 1986/87. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Jowenko, Switlana (1987): Wybuch. Die Versnovelle, in: Witschyzna 5, 2-21.
- Jung, Matthias (1994): Öffentlichkeit und Sprachwandel. Zur Geschichte des Diskurses über die Atomenergie. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Jureit, Ulrike/ Schneider, Christian (2010): Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Kahlert, Joachim (1988): Die Kernenergiepolitik in der DDR. Zur Geschichte uneingelöster Fortschrittshoffnungen. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.
- Kahlert, Joachim (1993): Zukunftsgefahren vorstellbar machen: Zur Rolle des Romans in der Umweltbildung am Beispiel des Jugendbuchs „Die Wolke“, In: Praxis Geographie 23, Heft 2, 39-43
- Kalmbach, Karena (2011): Tschernobyl und Frankreich. Die Debatte um die Auswirkungen des Reaktorunfalls im Kontext der französischen Atompolitik und Elitenkultur. Frankfurt am Main: Peter Lang (Zivilisationen & Geschichte / Civilizations & History / Civilisations & Histoire, 7).

Kalmbach, Karena (2014): Von Strahlen und Grenzen: Tschernobyl als nationaler und transnationaler Erinnerungsort, in: Uekötter, Frank (Hg.): Ökologische Erinnerungsorte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 185-216.

Kaminsky, Annette/ Gleinig, Ruth/ Heidenreich, Ronny (Hg.)(2008): Erinnerungsorte an den Holodomor 1932/33 in der Ukraine. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.

Kammen, Michael (1991): The Mystic Chords of Memory. The Transformation of Tradition in American Culture. New York: Knopf.

Kappeler, Andreas (2015): Geschichte der Ukraine. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung. (Schriftenreihe, Band 1592)

Kappeler, Andreas (2015): Vom Kosakenlager zum Euromaidan. Ukrainische Widerstandstraditionen. In: Raabe, Katharina/ Sapper, Manfred (Hg.): Testfall Ukraine. Europa und seine Werte. Berlin: Suhrkamp, 33-45.

Kapsamun, Iwan (2020): «Tschornobylske dosje KHB. Wid budiwnyztwa do awariji» Na terytoriji ČAES widbu-lasja prezentazija druhoji knyhy dokumentiw radjanskych spezsuschb, in: Den', 23.06.2020. URL: <https://day.kyiv.ua/uk/article/podrobyci/chornobylske-dosye-kgb-vid-budivnyctva-do-avariyi>, Zugriffsdatum: 06.07.2020.

Karjakina, Anhelina (2019): «My wsi troshky kupujemosja na mif samowiddatschi — ze taka nowa wersija stachaniwstschyny» — kinoreshysserka Nadija Parfan, in: Hromadske, 29.06.2019. URL: <https://hromadske.ua/posts/mi-vsi-troshki-kupuyemosya-na-mif-samoviddachi-ce-taka-nova-versiya-stahanivshini-kinorezhiserka-nadiya-parfan>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Kasianov, Georgiy (2010): The Great Famine of 1932-1933 (Holodomor) and the Politics of History in Contemporary Ukraine, in: Troebst, Stefan (Hg.): Postdiktatorische Geschichtskulturen im Süden und Osten Europas Bestandsaufnahme und Forschungsperspektiven. Göttingen: Wallstein, 619-641.

Kassel, Dieter (2020): Die Mutter aller Ausnahmezustände. Melanie Arndt im Gespräch mit Dieter Kassel, in: Deutschlandfunk Kultur, 02.04.2020. URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/folgen-von-tschernobyl-die-mutter-aller-ausnahmezustaende.1008.de.html?dram:article\\_id=473861](https://www.deutschlandfunkkultur.de/folgen-von-tschernobyl-die-mutter-aller-ausnahmezustaende.1008.de.html?dram:article_id=473861), Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Kaufmann, Eva (1989): »Unerschrocken ins Herz der Finsternis«. Zu Christa Wolfs Störfall, in: Drescher, Angela (Hg.): Christa Wolf. Ein Arbeitsbuch. Studien, Dokumente, Bibliographie. Berlin: Aufbau Verlag, 252-269.

Kellerer, Karin (2020): Erinnerung an Tschernobyl-GAU: „Lernfähigkeit ist begrenzt“, in: DEWEZET, 27.04.2020. URL: [https://www.dewezet.de/region/hameln\\_artikel,-erinnerung-an-tschernobylgau-lernfaehigkeit-ist-begrenzt-arid,2619601.html](https://www.dewezet.de/region/hameln_artikel,-erinnerung-an-tschernobylgau-lernfaehigkeit-ist-begrenzt-arid,2619601.html), Zugriffsdatum: 07.05.2020.

Kellermann, Florian (2016): Polnischer Film „Wolhynien“: Brutale Bilder verärgern die Ukraine. In: Deutschlandfunk Kultur, Studio 9, 07.10.2016. URL: [https://www.deutschlandfunkkultur.de/polnischer-film-wolhynien-brutale-bilder-veraergern-die.2165.de.html?dram:article\\_id=367860](https://www.deutschlandfunkkultur.de/polnischer-film-wolhynien-brutale-bilder-veraergern-die.2165.de.html?dram:article_id=367860), Zugriffsdatum: 03.02.2020.

Klein, Thomas (2007): „Frieden und Gerechtigkeit!\": die Politisierung der Unabhängigen Friedensbewegung in Ost-Berlin während der 80er Jahre. Köln/Weimar: Böhlau Verlag.

Koch, Karina/ Lorenz, Matthias (2015): Kniefall von Warschau (IV.A6), in: Lexikon der "Vergangenheitsbewältigung" in Deutschland. Debatten- und Diskursgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945. Bielefeld: transcript, 199-200.

Kończal, Kornelia (2009): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte: Wie die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte neu konzeptualisiert werden kann, in: Historie erinnern, Historie erzählen, Bd. 2, 2008/09, 118-137.

Kończal, Kornelia (2013): Erinnerungsorte. Über die Karriere eines erfolgreichen Konzepts, in: Hahn, Hans Henning/ Traba, Robert (2013): Deutsch-Polnische Erinnerungsorte. Band 4: Reflexionen. Paderborn/München/Wien: Ferdinand Schöningh, 79-106.

Kordun, Wiktor (1996): Kryptogramme. Aus dem Ukrainischen von Anna-Halja Horbatsch. Reichelsheim: Brodina-Verlag.

Kordun, Wiktor (1999): Platsch po semli poliskij, in: Ders. (Hg.): Symowyj styk djatla. Kyiw: Ukra-jins'kyj pys'mennyk, 43-51.

Korschunov, Valerij (2020): Elektronna Petycja Presydentu Ukrainy „Ščodo kompleksu dij z podolannja informacijnoji katastrofy Čornobylja“ vom 06.02.2020, №22/085452-еп, in: Presseamt des Präsidenten der Ukraine. URL: <https://petition.president.gov.ua/petition/85452>, Zugriffsdatum: 30.05.2020.

Koschmal, Walter (2009): Zwischen(-)Mythen? Ukrainisches Erinnern an Čornobyl' (zwischen Zeigen und homöopathischem Erzählen). In: Die Welt der Slaven 54 (2), 201–224.

Koselleck, Reinhart (2013): Formen und Traditionen des negativen Gedächtnisses, in: Ders.: Vom Sinn und Unsinn der Geschichte - Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Carsten Dutt. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 241-253.

- Kostenko, Lina (1993): Tschornobyl: W dosach istorytschnoji swidomosti: Dopowid na II Mischna-rodnomy konhressi ukrajinziw u Lwowi, in: Literaturna Ukrajina, 23.09.1993, 5-7.
- Kostenko, Lina (1998): Grenzsteine des Lebens. Gedichte. Aus dem Ukrainischen von Anna-Halja Horbatsch. Reichelsheim: Brodina-Verlag.
- Kostenko, Lina (2003): Ukrajina jak zertwa i tschynnyk hlobalisaziji katastrof, in: Den', 25.04.2003. URL:<http://www.day.kiev.ua/uk/article/akciya-dnya/ukrayina-yakzhertva-i-chinnik-globalizaciyi-katastrof>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Kostin, Igor (2006): Tschernobyl. Nahaufnahme. München: Kunstmann.
- Krasnitschenko, Jelysaweta (2020): W Prypjat mrijaly potrapyty s usjoho SRSR - reschysser Walerij Korschunow, in: Gazeta.ua, 04.05.2020. URL: [https://gazeta.ua/articles/culture/\\_v-pripyat-mriyali-potrapiti-z-usogo-srsr-rezhiser-valerij-korshunov/963568](https://gazeta.ua/articles/culture/_v-pripyat-mriyali-potrapiti-z-usogo-srsr-rezhiser-valerij-korshunov/963568), Zugriffsdatum: 04.08.2020.
- Kreis, Georg (2009): Pierre Nora besser verstehen – und kritisieren, in: Historie erinnern, Historie erzählen, Bd. 2, 2008/09, 103-117.
- Kreis, Georg (2010): Schweizer Erinnerungsorte. Aus dem Speicher der Swissness. Zürich: Neue Zürcher Zeitung.
- Kroh, Jens/ Lang, Anne-Katrin (2010): Erinnerungsorte. In: Gudehus, Christian/ Eichenberg, Ariane/ Welzer, Harald (Hg.): Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler, 184-188.
- Kropywjanska, Julija (2016): Markijan Kamysch: «1990-ti w Ukraini – absoljutnyj postapokalipsys», in: LitAkzent, 13.07.2016. URL: <http://litakcent.com/2016/07/13/markijan-kamysch-devjanosti-v-ukraini-absoljutnyj-postapokalipsys/>, Zugriffsdatum: 22.08.2020.
- Kuprina, Olena (2016): Černobyl', Gewalt, Mythos, in: Frieß, Nina/ Lenz, Gunnar/ Martin, Erik (Hg.): Grenzüräume – Grenzbewegungen. Ergebnisse der Arbeitstreffen des Jungen Forums Slavistische Literaturwissenschaft Basel 2013, Frankfurt (Oder) und Slubice 2014. Potsdam: Universitätsverlag, 171-182.
- Lange, Sophie/ Surkov, Anastasia (2017): Tagungsbericht: Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator? Umweltpolitische Praxen, Strukturen, Wahrnehmungen im Wandel (1970er-1990er), 02.12.2016 - 03.12.2016 Berlin, in: H-Soz-Kult, 15.02.2017. URL: [www.hsozkult.de/conference-report/id/tagungsberichte-6999](http://www.hsozkult.de/conference-report/id/tagungsberichte-6999), Zugriffsdatum: 03.03.2020.
- Langebach, Martin/ Sturm, Michael (Hg.)(2014): Erinnerungsorte der extremen Rechten. Wiesbaden: Springer (Edition Rechtsextremismus, Band 101).



Langer, Annette (2011): "Fukushima sprengt die Dimension von Tschernobyl", in: SPIEGEL, 31.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/panorama/ungluecks-akw-fukushima-sprengt-die-dimension-von-tschernobyl-a-753938.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.

Langsdorf, Susanne/ Hofmann, Elena (2014): Die Umweltbewegung in der DDR und die Umweltpolitikberatung in den neuen Bundesländern. URL: <https://www.ecologic.eu/sites/files/presentation/2014/2251-die-umweltbewegung-in-der-ddr-und-die-umweltpolitikberatung-in-den-neuen-bundeslaendern.pdf>, Zugriffsdatum: 04.02.2020.

Lebedynzeva, Natalija (2009): Jawyschtsche literaturnoho pokolinnja w ukrajinskij kulturi kinzja XX st., in: Naukowi prazi, Band 118 (105), 35-40. URL: <https://lib.chmnu.edu.ua/pdf/naukpraci/philology/2009/118-105-8.df>, Zugriffsdatum: 03.08.2020.

Leggewie, Claus/ Lang, Anne (2011): Der Kampf um die europäische Erinnerung: Ein Schlachtfeld wird besichtigt. München: C. H. Beck.

Leuchina, Anastasia (2016): Der steinige Weg in die Zivilgesellschaft. Ukrainischen Post-Tschernobyl-NGOs von ihren Anfängen bis heute, in: Arndt, Melanie (Hg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Berlin: Links, 78-102.

Levy, Daniel/ Sznajder, Natan (2001): Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Lifton, Robert Jay (1984): Beyond psychic numbing. A call to awareness, in: American Journal of Orthopsychiatry 52 (4), 46-55.

Lingenhöhl, Daniel (2010): "Meine Überwachung war nahezu perfekt". Ein Interview mit Ernst Paul Dörfler, in: ZEIT ONLINE vom 04.10.2010. URL: <https://www.zeit.de/wissen/umwelt/2010-10/elbe-umweltschutz-sd>, Zugriffsdatum: 06.04.2020.

Lipset, Seymour Martin/ Rokkan, Stein (1967): Party Systems and Voter Alignments: Cross-National Perspectives. New York/London: Free Press.

Lorenz, Matthias (2018): Distant Kinship - Entfernte Verwandtschaft. Joseph Conrads »Heart of Darkness« in der deutschen Literatur von Kafka bis Kracht. 2., durchgesehene Auflage. Stuttgart: J.B. Metzler (Schriften zur Weltliteratur/Studies on World Literature, Band 5).

Mayer, Till (2013): Das lange Leiden der Liquidatoren, in: SPIEGEL, 24.04.2013. URL: <https://www.spiegel.de/politik/ausland/27-jahre-tschernobyl-viele-opfer-kaempfen-bis-heute-um-entschaedigung-a-895910.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020

- Meier, Christian (1990): Vierzig Jahre nach Auschwitz. Deutsche Geschichtserinnerung heute. 2. erw. Aufl. München: Beck (Beck'sche Reihe, 373).
- Mez, Lutz/ Gerhold, Lars/ de Haan, Gerhard (Hg.)(2010): Atomkraft als Risiko. Analysen und Konsequenzen nach Tschernobyl. Frankfurt: Peter Lang.
- Michaelis, Hans (1995): Handbuch Kernenergie. Kompendium der Energiewirtschaft und Energiepolitik. 4. Aufl. Frankfurt am Main: VWEW.
- Michel, Nadien (2009): Renaissance des Anti-Atom-Protests, in: taz, 16.08.2009. URL: <https://taz.de/Atompolitik-wieder-Thema/!5157899/>, Zugriffsdatum: 03.05.2020
- Mitrow, Ihor (2020): Holossy Tschornobylja: jak katastrofa wpłynula na ukrajinsku literaturu, in: Plomin, 29.04.2020. URL: <https://plomin.club/chornobyl-voices/>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Mitteldeutscher Rundfunk (2019): Umstrittene Atomkraftwerke in Osteuropa, in: Mitteldeutscher Rundfunk, 14.08.2019. URL: <https://www.mdr.de/nachrichten/osteuropa/politik/atomkraftwerke-ost-europa-100.html#sprung6>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Mittelweser Navigator (o.D.): Madonna von Tschernobyl. URL: [https://www.mittelweser-navigator.de/inhaltsverzeichnis/details/poi-1003916-21501\\_Madonna\\_von\\_Tschernobyl.html](https://www.mittelweser-navigator.de/inhaltsverzeichnis/details/poi-1003916-21501_Madonna_von_Tschernobyl.html), Zugriffsdatum: 07.05.2020.
- Morsch, Günther (2015): Das „neue Unbehagen an der Erinnerungskultur“ und die Politik mit der Erinnerung: zwei Seiten der gleichen Medaille, In: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 63, Heft 10, 829–848.
- Motyka, Grzegorz (2008): Der Zweite Weltkrieg im ukrainisch-polnischen historischen Gedächtnis, in: Krasnodębski, Zdzisław/ Garsztecki, Stefan/ Ritter, Rüdiger (Hg.): Last der Geschichte? Kollektive Identität und Geschichte in Ostmitteleuropa, Belarus, Polen, Litauen, Ukraine. Hamburg, 119–170.
- Münz, Rainer/ Ohliger, Rainer (1999). Die Ukraine nach der Unabhängigkeit: Nationsbildung zwischen Ost und West. (Berichte / BIOst, 5-1999). Köln: Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien.
- Myrnyj, Serhiy (2010): Tschornobyl' jak info-trauma, in: Krytyka, April 2010. URL: <https://krytyka.com.ua/articles/chornobyl-yak-info-trauma>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Nationales Ökologiezentrum der Ukraine (2011): Offener Brief an den Präsidenten der Ukraine Wiktor Janykowskytsch vom 24.03.2011. URL: [http://www.necu.org.ua/wp-content/uploads/vidkryte\\_zvernennya\\_doprezydenta\\_necu\\_20101103.pdf](http://www.necu.org.ua/wp-content/uploads/vidkryte_zvernennya_doprezydenta_necu_20101103.pdf), Zugriffsdatum: 04.06.2020.

- Neles, Julia Mareike/ Pistner, Christoph (Hg.) (2012): Kernenergie. Eine Technik für die Zukunft? Berlin/ Heidelberg: Springer (Technik im Fokus).
- Nepokora, Iwan (2015): Interview mit Pavlo Arie: „Use potschynaet'sja z istoriji“, in: LitAkzent, 29.05.2015. URL: <http://litakcent.com/2015/05/29/pavlo-arje-use-pochynajetsja-z-istoriji/>, Zugriffsdatum: 21.08.2020.
- NetzWerk Nienburg/Weser (2018): 32-jähriges Gedenken an den Reaktorunfall von Tschernobyl. URL: <https://www.netzwerk-nienburg.de/veranstaltung.php?p=103>, Zugriffsdatum: 07.05.2020.
- Neubert, Ehrhart (1997): Geschichte der Opposition in der DDR 1949-1989. Berlin: Links.
- Neues Deutschland (1986): Sicherheit — oberstes Prinzip bei der friedlichen Nutzung des Atoms zum Wohle der Menschheit, in: Neues Deutschland, 02.05.1986, 2.
- Nora, Pierre (1998): Zwischen Geschichte und Gedächtnis. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.
- Oertel, Barbara (1996): Die Deals mit dem Leiden anderer. Gesetze für Liquidatoren nützen zuerst der Verwaltung, in: taz, 29.03.1996. URL: <https://taz.de/!1464207/>, Zugriffsdatum: 07.02.2020.
- Olijnyk, Borys (2009): Sim, in: Ders. (Hg.): Ausgewählte Werke. Kyiw: Ethnos, 587-608.
- Onyschkewytsch, Larysa (1989): Widbytko Tschornobylja w literaturi., in: Sutschasnist' 4 (336), 28-38.
- Opp, Karl-Dieter/ Roehl, Wolfgang (1990): Der Tschernobyl-Effekt: Eine Untersuchung über die Ursachen politischen Protests. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag (Studien zur Sozialwissenschaft, 83).
- Ostheimer, Jochen/ Vogt, Marcus (Hg.) (2014): Die Moral der Energiewende. Risikowahrnehmung im Wandel am Beispiel der Atomenergie. Stuttgart: Kohlhammer Verlag (Ethik im Diskurs 10).
- Passerini, Luisa (2009): Love and the Idea of Europe. New York: Berghahn.
- Pausewang, Gudrun (2006): Die Wolke. Sonderausgabe. Ravensburg: Ravensburger Buchverlag (Ravensburger Taschenbuch, Bd. 58240).
- Pavlik, Martin (2006): Das schlummernde Ungeheuer und seine toten Helden. Das Ukrainische Nationale Čornobyl'-Museum Kyïv, in: Osteuropa-Institut München. Kurzanalysen und Informationen 25, 1-6. URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/das-schlummernde-ungeheuer-und-seine-toten-helden>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

- Pawlyschyn, Marko (1997): Tschornobylska tema ta problema zhanru, in: Ders. (Hg.): Kanon ta ikonostas. Kyiw: Tschas, 175-183.
- Perrow, Charles (1984): Normal Accidents: Living With High-Risk Technologies. New York: Basic.
- Pethes, Nicolas (2013): Kulturwissenschaftliche Gedächtnistheorien zur Einführung. 2., überarb. Aufl. Hamburg: Junius.
- Petryna, Adriana (2003): Life exposed. Biological Citizens after Chernobyl. Princeton: Princeton University Press.
- Pettenkofer, Andreas (2014): Die Entstehung der grünen Politik. Kulturosoziologie der westdeutschen Umweltbewegung. Frankfurt am Main: Campus.
- Pflugbeil, Sebastian (2003): Tschernobyl und die DDR – zwischen staatlicher Leugnung und Bürgerbewegung, in: Friedrich Ebert Stiftung (Hg.): Tschernobyl und die DDR: Fakten und Verschleierungen – Auswirkungen bis heute? Magdeburg: Landesbüro Sachsen-Anhalt, 24-35.
- Plokhyy, Serhii (2018): Chernobyl: The History of a Nuclear Catastrophe. New York: Basic Books.
- Portnov, Andriy (2008): Pluralität der Erinnerung. Denkmäler und Geschichtspolitik in der Ukraine. In: Osteuropa 58, Heft 6, 197-210.
- Portnova, Tetiana (2017): Begeisterung und Abscheu: die Bauernschaft und das bäuerliche Leben im ukrainischen Intellektuellendiskurs vom 19. Jahrhundert bis Anfang des 21. Jahrhunderts. In: Marszalek, Magdalena/ Nell, Werner/ Weiland, Marc (Hg.): Über Land. Aktuelle literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Dorf und Ländlichkeit Bielefeld: transcript, 235–258.
- Potapenko, Oleksandr/ Kujbida, Wiktor (2015): Žuravel', žuravka, in: Kozur, Wiktor/ Potapenko, Oleksandr/ Kujbida, Wiktor (Hg.): Enzyklopedytschnyy slownyk symwoliw kultury Ukraïny, 5. Auflage. Korsun-Schewtschenkiwskyj: FOP Hawryshenko W.M., 266-270.
- Presseamt des Präsidenten der Ukraine (2019): Hlawa derschawy pidpyssaw ukas schtschodorowytku Tschornobylskoji sony widtschuschennja, in: Presseamt des Präsidenten der Ukraine, 10.07.2019. URL: <https://www.president.gov.ua/news/glava-derzhavi-pidpisav-ukaz-shodo-rozvitku-chornobylskoyi-z-56321>, Zugriffsdatum: 29.09.2020.
- Prochasko, Jurko (2008): Aktuelle Entwicklungen in der ukrainischen Literatur, in: Ukraine-Analysen 42, 2-5.
- Projektgruppe Kinder von Tschernobyl (o.D.): Wir über uns. URL: <http://www.projektgruppe-kinder-von-tschernobyl.de/index.php/ueber-uns>, Zugriffsdatum: 08.05.2020.

- Prolongeau, Hubert (2016): Tschernobyl 30 ans après: au coeur de la zone interdite, in: L'Obs, 25.04.2016. URL: <https://www.nouvelobs.com/monde/20160425.OBS9213/tchernobyl-30-ans-apres-au-coeur-de-la-zone-interdite.html>, Zugriffsdatum: 25.08.2020
- Pylypchuk, Inga (2016): Die Generation Tschernobyl schreibt und musiziert, in: Neue Osnabrücker Zeitung, 25.04.2016. URL: <https://www.noz.de/deutschland-welt/vermishtes/artikel/702231/die-generation-tschernobyl-schreibt-und-musiziert-1>, Zugriffsdatum: 21.08.2020
- Radio Svoboda (2019): Triom vodolazam-likvidatoram avariji na ČAES prysvojily zvannja Herojiv Ukrainy, in: Radio Svoboda, 29.06.2019. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/news-chornobyl-divers-heroes-of-ukraine/30025820.html>, Zugriffsdatum: 06.02.2020.
- Radkau, Joachim (1987): Die Kernkraftkontroverse im Spiegel der Literatur. Phasen und Dimensionen einer neuen Aufklärung, in: Hermann, Armin/ Schumacher, Rolf (Hg.): Das Ende des Atomzeitalters? Eine sachlich-kritische Dokumentation. München: Moos, 307-334.
- Radkau, Joachim (2011): Die Ära der Ökologie: Eine Weltgeschichte. München: Verlag C.H.Beck.
- Radkau, Joachim (2011b): Mythos German Angst. Zum neuesten Aufguss einer alten Denunziation der Umweltbewegung, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 56 (5), 73-82.
- Radkau, Joachim (2016, 2. Dezember): Tschernobyl: Wendepunkt oder Katalysator der Umweltpolitik? Ein Vortrag auf der Tagung „Tschernobyl – Wendepunkt oder Katalysator? Umweltpolitische Praxen, Strukturen, Wahrnehmungen im Wandel (1970er–1990er)“, 02.12.2016 – 03.12.2016 Berlin. URL: <https://youtu.be/NqKHO1ZXQXo>, Zugriffsdatum: 01.04.2020.
- Radkau, Joachim/ Hahn, Lothar (2013): Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft. München: Oekom.
- Reichel, Peter (1995): Politik mit der Erinnerung. Gedächtnisorte im Streit um die nationalsozialistische Vergangenheit. München: Hanser.
- Reichel, Peter (2007): Vergangenheitsbewältigung in Deutschland Vergangenheitsbewältigung in Deutschland: die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur in Politik und Justiz. 2., aktualisierte und überarb. Neuaufl. München: Beck.
- Reichel, Peter (2009): Auschwitz, in: François, Etienne/ Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. I. München: C.H.Beck, 600-621.
- Reichert, Mike (1999): Kernenergiewirtschaft in der DDR. Entwicklungsbedingungen, konzeptioneller Anspruch und Realisierungsgrad (1955-1990). St. Katharinen: Scripta Mercaturae Verlag.

- Reich-Ranicki, Marcel (1996): Ungeheuer oben. Brecht und die Liebe, in: Ders.: Ungeheuer oben. Über Bertolt Brecht. Berlin: Aufbau Verlag, 1-44.
- Reil, Juliane (2018): Erinnern und Gedenken im Umgang mit dem Holocaust. Entwurf einer historischen Gedächtnistheorie. Bielefeld: transcript. (Edition Kulturwissenschaft, Band 168)
- Repohl, Martin (2019): Tschernobyl als Weltkatastrophe. Ein Beitrag zur materiellen Fundierung der Resonanztheorie. Baden-Baden: Tectum Verlag.
- Rosenkranz, Gerd (1999): Faktor Mensch, in: SPIEGEL 40, 04.10.1999. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14874079.html>, Zugriffsdatum: 30.04.2020.
- Rothberg, Michael (2009): Multidirectional Memory: Remembering the Holocaust in the Age of Decolonization. Stanford: Stanford UP.
- Röttgen, Norbert (2011): Sicherheit neu denken, in: SPIEGEL, 23.04.2011. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-78145118.html>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.
- Rucht, Dieter (1980): Von Wyhl nach Gorleben: Bürger gegen Atomprogramm und nukleare Entsorgung. München: C.H.Beck (Beck'sche Schwarze Reihe, 222).
- Rucht, Dieter (1994): Modernisierung und neue soziale Bewegungen: Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich. Campus, Frankfurt am Main/New York: Campus. (Theorie und Gesellschaft, 32)
- Rueter, Gero (2018): Umweltpolitikerin Kotting-Uhl: "Trotz Tschernobyl hält die Ukraine an der Atomkraft fest, in: Deutsche Welle, 25.04.2018. URL: <https://www.dw.com/de/umweltpolitikerin-kotting-uhl-trotz-tschernobyl-hält-die-ukraine-an-der-atomkraft-fest/a-43519945>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Rusinek, Bernd-A. (2009): Wyhl, in: François, Etienne/ Schulze, Hagen (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. II. München: C.H.Beck, 652-666.
- Ryaboshtan, Iryna (2018): U pam'jat' pro Majdan. Skil'ki vulic', ploshh ta skveriv nazvani na chest' geroïv Nebesnoï sotni – infografika, In: Tyzhden.ua, 20.02.2018. URL: <https://tyzhden.ua/News/209748>.
- Sabrow, Martin (Hg.)(2009): Erinnerungsorte der DDR. München: C.H.Beck.
- Sabuschko, Oksana (2012): Planet Wermut. Essays. Aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochvill. Graz: Literaturverlag Droschl.

- Sacharow, Wladimir (2011): Uran für das strategische Gleichgewicht. Die SAG/SDAG Wismut im sowjetischen Atomkomplex, in: Bosch, Rudolf/ Karlsch, Rainer (Hg.): Uranbergbau im Kalten Krieg. Wismut in sowjetischen Atomkomplex. Band 1: Studien. Berlin: Christoph Links Verlag, 85-99.
- Salewski, Michael (Hg.) (1998): Das nukleare Jahrhundert. Eine Zwischenbilanz. Stuttgart: F. Steiner (Historische Mitteilungen, Beiheft, 28).
- Sapeljak, Stepan (1996): Gernika Tschornobylja, in: Lemkivschyna XVIII (1), 6.
- Sapper, Manfred/ Sahm, Astrid/ Weichsel, Volker (2006): Tschernobyl – Vermächtnis und Verpflichtung. Osteuropa 56 (4). Berlin: Berliner Wissenschafts-Verlag.
- Schacht, Ulrich (1987): Brot und Kräuter schneiden. Was Christa Wolf in der „DDR“ zu Tschernobyl einfiel, in: Die WELT, 16.05.1987, V.
- Schaller, Andrea (2006): Der Erzengel Michael im frühen Mittelalter. Ikonographie und Verehrung eines Heiligen ohne Vita. Bern: Peter Lang.
- Scherrer, Jutta (2004): Sowjetunion/Russland: Siegesmythos versus Vergangenheitsaufarbeitung, in: Flacke, Monika (Hg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen. Bd. II. Mainz: Philipp von Zabern, 619–670.
- Schewzowa, Switlana (2020): My ne smoschemo pokynuty swoju semlju. Budemo jisty plody naschoji semli, in: Ukrinform, 26.04.2020. URL: <https://www.ukrinform.ua/rubric-society/3012666-mi-ne-zmozemo-pokinuti-svou-zemlu-budemo-isti-plodi-nasoi-zemli.html>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Schewtschenko, Taras (2014): Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen, meinen Landsleuten in der Ukraine und nicht in der Ukraine meine freundliche Botschaft. Aus dem Ukrainischen von Alfred Kurella, in: Rokitska, Natalija (Hg.): Den Toten, den Lebenden und den Ungeborenen, meinen Landsleuten. Anlässlich des 200. Jubiläums von Taras Schewtschenko. Ternopil: Nawtschal'na knyha – Bohdan, 31-37.
- Schmundt, Hilmar (2016): Zum Gruselreaktor bitte hier entlang, in: SPIEGEL, 24.04.2016. URL: <https://www.spiegel.de/geschichte/tschernobyl-schwarzer-tourismus-zum-ungluecks-reaktor-a-1088757.html>, Zugriffsdatum: 05.05.2020
- Schoeller, Wilfried (1987): Ein Tag wie keiner davor. Christa Wolfs Prosa über den „Störfall“, in: Süddeutsche Zeitung. Literaturbeilage, 14.04.1987.

Schön, Sabine (2006): Pressestimmen zum 20. Jahrestag der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl in: Zeitgeschichte-online, 05.05.2006. URL: <https://zeitgeschichte-online.de/themen/die-reaktorkatastrophe-von-tschernobyl>, Zugriffsdatum: 04.05.2020.

Schramowytch, Wjatcheslaw (2017): Markijan Kamysch: "Tschornobylski awtochtony sachyschtschajut Sonu wid chipsteriw", in: BBC Ukraina, 14.11.2017. URL: <https://www.bbc.com/ukrainian/features-41941246>, Zugriffsdatum: 01.08.2020.

Schulte von Drach, Markus (2012): "Es wird verschwiegen, vertuscht und beschönigt". Ein Interview mit Klaus Heilmann, in: Süddeutsche Zeitung, 09.03.2012. URL: <https://www.sueddeutsche.de/wissen/super-gau-in-fukushima-1-es-wird-verschwiegen-vertuscht-und-beschoenigt-1.1304803>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.

Schultz, Lara (2017): Rechtsruck in der Ukraine? Der schwierige Umgang mit der Vergangenheit in einer schwierigen Gegenwart, in: Aigner, Isolde/ Jobst, Paul/ Wamper, Regine (Hrsg.): Autoritäre Zuspitzung. Rechtsruck in Europa. Münster: Unrast Verlag, 183-197.

Schulz, Georg-Michael (2016): Literatur Kompakt: Christa Wolf. 1. Auflage. Marburg: Tectum (Literatur kompakt, 11).

Schulze-Engler, Frank (2016): „Global History, Indigenous Modernities, Transcultural Memory: World War I and II in Native Canadian, Aboriginal Australian and Māori Fiction“, in: Banerjee, Mita (Hg.): Comparative Indigenous Studies. Heidelberg: Winter, 383–405.

Sebald, Winfried Georg (1999): Luftkrieg und Literatur. München: Hanser.

Seiffert, Jens/ Fähnrich, Birte (2014): Vertrauensverlust in die Kernenergie. Eine historische Frameanalyse, in: Wolling, Jens/ Arlt, Dorothee (Hg.): Fukushima und die Folgen: Medienberichterstattung, Öffentliche Meinung, Politische Konsequenzen. Ilmenau: Universitätsverlag Ilmenau, 55-78.

Seymour, Tom (2018): Grab your Geiger counter: a trip to Chernobyl's first rave, in: The Guardian, 28.11.2018. URL: <https://www.theguardian.com/artanddesign/2018/nov/28/chernobyl-art-party-nuclear-pripyat-ukraine-artefact-valery-korshunov>, Zugriffsdatum: 03.09.2020.

Siebeck, Cornelia (2017): Erinnerungsorte, Lieux de Mémoire, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 02.03.2017. URL: [http://docupedia.de/zg/Siebeck\\_erinnerungsorte\\_v1\\_de\\_2017](http://docupedia.de/zg/Siebeck_erinnerungsorte_v1_de_2017), Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Singer, Kathrin (2016): Osteuropäisches Theaterfestival feiert Premiere, in: DATEs, 16.05.2016. URL: <https://www.dates-md.de/veranstaltungen-magdeburg/buehne/wilder-osten-premiere/>, Zugriffsdatum: 22.08.2020.



- Sloterdijk, Peter (1989): Eurotaoismus. Zur Kritik der politischen Kinetik. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Solonyina, Jevhen/ Jurtschenko, Stanislav (2017): Čornobyl: „radioaktyvna perlyna“ ukrajinskoho turyzmy, in: Radio Svoboda, 24.11.2017. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/28864492.html>, Zugriffsdatum: 28.05.2020.
- Soroka, Anastasija (2017): Jak srobyty is "tschornobylskoho" mista kulturnyj zentr? in: BBC Ukraina, 28.04.2017. URL: <https://www.bbc.com/ukrainian/features-39745223>, Zugriffsdatum: 01.04.2020.
- SPIEGEL (1979): Sicher mal heiß, in: SPIEGEL 51/1979 vom 17.12.1979. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-39685907.html>, Zugriffsdatum: 04.04.2020.
- SPIEGEL (1986): „Du Perle im Sternbild des Atoms“, in: SPIEGEL Nr. 19, 124-136.
- SPIEGEL (1986): „Tieffrieren und Kochen nützen nichts“, in: SPIEGEL Nr. 22, 97-103.
- SPIEGEL (1986): „Wenn der erste auf Demonstranten schießt...“ Schlacht um die Kernkraft (I): Die neuen Waffen bei Polizei und gewalttätigen Atomgegnern, in: SPIEGEL Nr. 30, 26-50.
- SPIEGEL (1986): Angst vor dem „politischen Super-Gau“. Schlacht um die Kernkraft (III): Mit Atomenergie in den Überwachungsstaat?, in: SPIEGEL Nr. 32, 50-73.
- SPIEGEL (1986): DDR: Rasch und sorgfältig, in: SPIEGEL Nr. 27, 49-50.
- SPIEGEL (1986): Die Klimakatastrophe. Ozon-Loch Pol-Schmelze, Treibhaus Effekt: Forscher warnen. 11.08.1986, Nr. 33.
- SPIEGEL (1986): Kartoffel und Kraut, in: SPIEGEL 40, 29.09.1986. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13521423.html>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.
- SPIEGEL (1986): Neue Mehrheit für den Ausstieg. SPIEGEL-Umfrage über Tschernobyl und die Deutschen in: SPIEGEL Nr. 20, 28-32.
- SPIEGEL (1986): Neue Mehrheit für den Ausstieg. SPIEGEL-Umfrage über Tschernobyl und die Deutschen, in: SPIEGEL 20, 12.05.1986. URL: <https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/13517528>, Zugriffsdatum: 24.03.2020.
- SPIEGEL (1986): Widrige Winde aus Ost-Südost, in: SPIEGEL Nr. 19, 05.05.1986. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-13516793.html>, Zugriffsdatum: 27.03.2020.
- SPIEGEL (1999): „Lieber Jürgen“, in: SPIEGEL 2, 11.01.1999. URL: <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-8480849.html>, Zugriffsdatum: 30.04.2020.

- SPIEGEL (2010): 120 Kilometer Widerstand, in: SPIEGEL, 24.02.2010. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/menschenkette-gegen-atomkraft-120-kilometer-widerstand-a-691054.html>, Zugriffsdatum: 03.05.2020
- SPIEGEL (2011): EU wappnet sich gegen verseuchte Lebensmittel, in: SPIEGEL, 30.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/wissenschaft/technik/radioaktivitaet-aus-fukushima-eu-wappnet-sich-gegen-verseuchte-lebensmittel-a-753970.html>, Zugriffsdatum: 01.05.2020.
- SPIEGEL (2011): Zehntausende Demonstranten umzingeln Atomkraftwerke, in: SPIEGEL, 25.04.2011. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/massenproteste-zehntausende-demonstranten-umzingeln-atomkraftwerke-a-758928.html>, Zugriffsdatum: 02.05.2020.
- SPIEGEL (2020): Atomstreit trifft Koalition mit voller Wucht, in: SPIEGEL ONLINE, 26.03.2011. URL: <https://www.spiegel.de/politik/deutschland/rekord-demos-in-deutschland-atomstreit-trifft-koalition-mit-voller-wucht-a-753371.html>, Zugriffsdatum: 29.02.2020.
- Stegnij, Oleksandr (2016): Die Umweltbewegung in der Ukraine nach Tschernobyl. Retrospektive und aktueller Stand, in: Arndt, Melanie (Hg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Berlin: Links, 53-77.
- Steinbach, Peter (1981): Nationalsozialistische Gewaltverbrechen. Die Diskussion in der deutschen Öffentlichkeit nach 1945. Berlin: Colloquium Verlag (Beiträge zur Zeitgeschichte, 5).
- Stein-Hölkeskamp, Elke/ Hölkeskamp, Karl-Joachim (2006): Erinnerungsorte der Antike: die römische Welt. München: C.H.Beck.
- Štohrin, Iryna (2011): Stychijni lycha i bespeka AES, in: Radio Svoboda, 16.03.2011. URL: <https://www.radiosvoboda.org/a/2340629.html> , Zugriffsdatum: 04.06.2020.
- Stout, Jen (2020): Warum Tschernobyl auch heute noch aktuell ist. Ukrainischer Historiker über die Katastrophe, in: Mitteldeutscher Rundfunk, 16.01.2020. URL: <https://www.mdr.de/nachrichten/osteuropa/politik/tschernobyl-historiker-serhii-plokhly-100.html>, Zugriffsdatum: 25.06.2020.
- Strahlentelex mit ElektromogReport (o.D.): Die Geschichte des Strahlentelex. URL: <http://www.strahlentelex.de/Geschichte.htm>, Zugriffsdatum: 28.03.2020.
- Straub, Jürgen (2013): Kann ich mich selbst erzählen – und dabei erkennen? Prinzipien und Perspektiven einer Psychologie des *Homo narator*, in: Strohmaier, Alexandra (Hg.): Kultur – Wissen – Narration. Perspektiven transdisziplinärer Erzählforschung für die Kulturwissenschaften. Bielefeld: transcript, 75-144.

- Stude, Sebastian (2016): Tschernobyl und die Stasi. In: Deutschland Archiv, 21.4.2016. URL: [www.bpb.de/225219](http://www.bpb.de/225219), Zugriffsdatum: 20.02.2020.
- Süddeutsche Zeitung (2014): "Tag des Sieges" in der Ukraine. Politisch aufgeladenes Gedenken, In: Süddeutsche Zeitung, 10.05.2014. URL: <https://www.sueddeutsche.de/politik/tag-des-sieges-in-der-ukraine-politisch-aufgeladenes-gedenken-1.1958179>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.
- SWR2 (2016): 28. April 1986: Das Unglück wird bekannt, in: SWR 2 Archivradio, 10.03.2016. URL: <https://www.swr.de/swr2/wissen/archivradio/broadcastcontrib-swr-29664.html>, Zugriffsdatum: 23.03.2020.
- Tarnawskyj, Jurij (1992): U RA NA: Tysjatscha rokiw samoty. Charkiw/ New York: Beresil.
- Tebbutt, Susan (2007): Wie Skandale entstehen und wohin sie führen können: Der Skandal um Gudrun Pausewangs Antiatomroman »Die Wolke« (1987), in: Neuhaus, Stefan/ Holzner, Johann (Hg.): Literatur als Skandal. Fälle – Funktionen – Folgen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 559-567.
- Theweleit, Klaus (2016): Generation Tschernobyl: Die Cäsium-Zesur, in: taz, 23.04.2016. URL: <https://taz.de/Generation-Tschernobyl/!5294915/>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Tissen, Carina (2019): Tschernobyl-Zeitzeugen berichten in Aktionswoche an Schulen. Gegen das Vergessen der Katastrophe, in: Ibbenbürener Volkszeitung, 24.04.2019. URL: <https://www.ivz-aktuell.de/Lokales/7577973/Tschernobyl-Zeitzeugen-berichten-in-Aktionswoche-an-Schulen>, Zugriffsdatum: 09.05.2020.
- Uekötter, Frank (Hg.)(2014): Ökologische Erinnerungsorte, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Uekötter, Frank (2015): Deutschland in Grün. Eine zwiespältige Erfolgsgeschichte. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Uhl, Heidemarie (2004): Gedächtnis – Konstruktion kollektiver Vergangenheit im sozialen Raum, in: Lutter, Christina/ Szöllösi-Janze, Margit/ Uhl, Heidemarie (Hg.): Kulturgeschichte. Fragestellungen, Konzepte, Annäherungen. Wien 2004: StudienVerlag, 139-158.
- Ukrajins'kyj Instytut Nacional'noji Pam'jati (o.D.): Instytut Nacional'noji Pam'jati nazvav mista, jakych ne torknet'sja dekomunisazija (Das Ukrainische Institut für Nationale Erinnerung hat die Städte genannt, welche von der Dekommunisierung nicht betroffen werden). URL: <http://www.memory.gov.ua/news/institut-natsionalnoi-pam-yati-nazvav-mista-yakikh-ne-torknetsya-dekomunizatsiya>, Zugriffsdatum: 06.02.2020.

Ukrstat (2018): Enerhetytschnyj balans Ukrainy za 2017 rik, in: Derschawna sluschba statystyky Ukrainy, 20.12.2018.URL: <http://www.ukrstat.gov.ua/express/expr2018/12/192.pdf>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.

Vilar, Loreto (2016): Fortschritt und Fortschrittsgläubigkeit. In: Hilmes, Carola/ Nagelschmidt, Ilse (Hg.): Christa Wolf-Handbuch. Stuttgart: J.B. Metzler, 194–213.

Vogt, Markus (2014): Zur ethischen Bewertung der Atomenergie nach Tschernobyl und Fukushima. In: Ostheimer, Jochen/ Vogt, Marcus (Hg.): Die Moral der Energiewende. Risikowahrnehmung im Wandel am Beispiel der Atomenergie. Stuttgart: Kohlhammer Verlag (Ethik im Diskurs 10), 19–37.

Vorholz, Fritz (2001): Der blockierte Ausstieg, in: DIE ZEIT 9, 22.02.2001. URL: [https://www.zeit.de/2001/09/Der\\_blockierte\\_Ausstieg](https://www.zeit.de/2001/09/Der_blockierte_Ausstieg), Zugriffsdatum: 30.04.2020.

Vrublevska, Anna (2019): Die „Himmlische Hundertschaft“: Ein neuer ukrainischer Nationalmythos. In: Erinnerungskulturen. Erinnerung und Geschichtspolitik im östlichen und südöstlichen Europa. URL: <https://erinnerung.hypotheses.org/7046>, Zugriffsdatum: 11.10.2019.

Wasjuta, Serhiy (2000): Radjans'kyj ekocyd v Ukraini: istorychni vytoky, trudnošči podolannja. Ternopil: Aston.

Wendland, Anna Veronika (2011): Powernennja do Tschornobylja. Wid nazionalnoji trahediji do predmeta innowazijnych dyszyplin w istoriohrafiji ne tilky Ukrainy, in: Ukraina Moderna 18, 151-185.

Wendland, Anna Veronika (2016): Tschernobyl: (k)eine visuelle Geschichte. Nukleare Bilderwelten in der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten, in: Arndt, Melanie (Hg.): Politik und Gesellschaft nach Tschernobyl. (Ost-)Europäische Perspektiven. Berlin: Links, 182-210.

Werchowna Rada Ukrainy (1991): Pro status i social'nyj zaxyst hromadyan, yaki postrazhdaly vnaslidok Čornobylskoyi katastrofy. Gesetz 796-XII, 28.02.1991. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/796-12>, Zugriffsdatum: 07.02.2020.

Werchowna Rada Ukrainy (2006): Pro Holodomor 1932-1933 rokiw w Ukraini. Gesetz 376-V, 28.11.2006. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/376-16>, Zugriffsdatum: 11.10.2019.

Werchowna Rada Ukrainy (2015): Pro uwitschnennja peremogi nad nazysmom u Drugij switowij wijni 1939-1945 rokiw. Gesetz 315-VIII, 09.04.2015. URL: <https://zakon.rada.gov.ua/laws/show/315-19>, Zugriffsdatum: 10.10.2019.

- Werner, Carina (2020): Heiße Fracht: Der erste Castor-Transport, in: Norddeutscher Rundfunk, 25.04.2020. URL: <https://www.ndr.de/geschichte/chronologie/Vor-25-Jahren-Der-erste-Castor-Transport-erreicht-Gorleben,erstercastortransport100.html>, Zugriffsdatum: 01.03.2020.
- Wesseling, Henk (Hg.)(2005/6): Plaatsen van Herinnering, Bd. 1-4. Amsterdam: Bakker.
- Wielenga, Friso/ Strupp, Christoph (1995): Schatten deutscher Geschichte. Der Umgang mit dem Nationalsozialismus und der DDR-Vergangenheit in der Bundesrepublik. Vierow bei Greifswald: SH-Verlag (Kölner Beiträge zur Nationsforschung, 3).
- Winter, Ulrich (2006): Lugares de memoria de la guerra civil y el franquismo: representaciones literarias y visuales. Madrid: Iberoamericana Editorial Vervuert.
- Wittman, Martin (2019): Ein Mann, ein Ort, in: Süddeutsche Zeitung, 26.04.2019. URL: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/tschernobyl-jahrestag-1.4421352>, Zugriffsdatum: 05.05. 2020
- Wjatrowitsch, Wolodymyr/ Salo, Olha/ Jasynewytsch, Jaryna (2016): Tschornobyl i sowok: rasjutschi paraleli, in: LB.ua, 26.04.2016, URL: [https://lb.ua/society/2016/04/26/333911\\_chornobil\\_i\\_sovok\\_razyuchi\\_paraleli.html](https://lb.ua/society/2016/04/26/333911_chornobil_i_sovok_razyuchi_paraleli.html), Zugriffsdatum: 30.10.2020.
- Wolf, Christa (2001): Störfall. Nachrichten eines Tages; Verblendung. Disput über einen Störfall. München: Luchterhand (Werke, 9).
- Wolfrum, Edgar (2001): Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Zaškil'njak, Leonid (2008): Ukrainische historische Identität zwischen Polen und Russland. In: Krasnodębski, Zdzisław (Hg.): Last der Geschichte? Kollektive Identität in Ostmitteleuropa, Belarus, Polen, Litauen, Ukraine. Kovač Verlag: Hamburg, 189-266.
- Zhadan, Serhiy (2011): Tschornobyl: Ein Platz für die Namen. Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe, in: Heinrich Böll Stiftung, 04.05.2011. URL: <https://www.boell.de/de/navigation/klima-energie-tschornobyl-ein-platz-fuer-die-namen-11931.html>, Zugriffsdatum: 30.09.2020.
- Zimmerer, Jürgen (2013): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Zink, Andrea (2011): Versuche über das Nichts. Tschernobyl in Text und Bild, in: Osteuropa 61,7, 81-94, hier 91.
- Žylenko, Iryna (1990): Tschajna zeremonija: Gedichte. Versnovelle. Kyiw: Radjans'kyj pys'mennyk.

## **Eidesstattliche Erklärung**

Ich versichere hiermit, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst und keine anderen Hilfsmittel als die angegebenen benutzt habe. Alle Stellen, die wörtlich oder sinngemäß aus veröffentlichten oder nicht veröffentlichten Schriften entnommen sind, habe ich in jedem einzelnen Falle durch Angabe der Quelle (auch der verwendeten Sekundärliteratur) als Entlehnung kenntlich gemacht. Die Arbeit hat in gleicher oder ähnlicher Form noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegen und wurde auch noch nicht veröffentlicht.

Bayreuth, 30.09.2020

\_\_\_\_\_ (Unterschrift)